DAS PALAIS BOURBON: BILDER AUS DEM FRANZÖSISCHEN PARLAMENTSLEBEN

Theodor Herzl

Digitized by Google

OHIO STATE
UNIVERSITY
LIBRARIES

Digitized by Google

21

ד"ר ל. וינברג עו"ד
Dr. L. WEINBERG Advocate
Jerusalem
الدكتور ل وينبرج محامي القدس

Digitized by Google

Dr. jur. Weinberg
Rechtsanwalt
DORTMUND.

Das Palais Bourbon.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das

Palais Bourbon.

Bilder

aus dem

französischen Parlamentsleben.

Von

Theodor Herzl.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1895.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Meinen Eltern

gewidmet.

Digitized by Google

Vorwort.

Das Palais Bourbon ist das Haus der französischen Abgeordneten. Ich habe es vier Jahre lang als Berichterstatter der Neuen Freien Presse besucht, von 1891 bis 1895. Nun binde ich einen Teil meiner Tagesaufsätze aus dieser Zeit zum Buche zusammen. Ich habe erst in Frankreich versucht, das Palais Bourbon — und erst im Palais Bourbon, Frankreich zu verstehen.

Paris, Ende Juli 1895.

Th. H.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	VII
I. Wahlbilder von 1893	1—43
1. Die Brücke von Neuville	3
2. Die Hand	16
3. Volksbefragung	30
4. Der Löwe	41
II. Das Palais Bourbon	45—251
5. Der Präsident	47
6. Wahlgespenster	58
7. Der Feind der Gesetze	73
8. Die Apotheke von Roubaix	89
9. „Sprechen wir von Politik“	106
10. Der Herr der Kammer	123
11. Ministerkrise	140
12. Die französische Tribüne	152
13. August Burdeau	166
14. Unsterblich	173
15. Eine Faust	182
16. Herr Albert v. Mun	189
17. Soubeyran	196
18. Köpfe im Gerichtssaale	202
19. Im Grase liegend (Ein Intermezzo)	212
20. Gestürzte Größen	224
21. Die Schule des Journalisten	240

I.

Wahlbilder von 1893.

1.

Die Brücke von Neuville.

Eine Stunde mit der Bahn. Dann eine Stunde über Land. Ich fahre im hohen zweirädrigen Gabelwagen eines Wählers, der Fuhrmann ist — oder umgekehrt. Als er hörte, daß ich nach Neuville wollte, hielt er mich zuerst für einen Freund des Marquis, der dort begütert ist. Dann, als ich ihm sagte, daß ich zur Wählerversammlung des Deputierten reise, für einen besonders treuen Freund des letzteren. Daß ein Mensch von Paris kommt, um die sogenannten Mitbürger von Neuville zu sehen und zu hören, hätte er gewiß nicht verstanden. Darum bemühte ich mich nicht erst, ihm zu erklären, daß ich Stichproben im Volke machen wolle, um den französischen Parlamentarismus in seinen Grundlagen kennen zu lernen.

Man versucht ja die Beschaffenheit einer vertretbaren Sache zu erforschen, indem man da und dort in die Masse hineingreift. So greift man in den Weizenhaufen und läßt die Körner durch die Finger gleiten. Wähler sind etwas Vertretbares. Ich denke an den Ausdruck des Juristen: Es giebt aber Sachen, bei denen ihrer Natur nach die Species gleichgültig

ſind, quae communi specie continentur, bei denen es nur auf Quantität oder Qualität ankommt, res quae pondere, numero, mensura valent oder consistunt . . .“ Und ſolche Perſonen giebt es: qui numero valent oder consistunt. Man ſpricht von ihnen immer, als wären ſie etwas Einheitliches — die Gemeinde, der Bezirk, das Departement, die Nation. Iſt in dieſem Zuſammenfaſſen ein Irrtum, und welcher? Die Politik kümmert ſich nur um den Wähler, der ein willkürlicher Begriff iſt. Was für ein Menſch iſt der Wähler? Iſt er überall derſelbe oder beſteht eine wunderbare, unermeſſene Verſchiedenheit von Kreis zu Kreis, von Stadt zu Stadt oder zwiſchen Stadt und Land?

Von meinem Fuhrherrn war über die Lage im Wahlbezirke nicht viel herauszubekommen. Meine Fragen nach der Beliebtheit des bisherigen Abgeordneten und ſeines Nebenbuhlers, eines „Ralliierten“, beantwortete er ausweichend und mit unbeſtimmtem Lächeln in ſeinem feiſten, ſonnverbrannten Geſicht. Ich glaube, weniger aus Furcht vor den Kandidaten, die jetzt von ihm ein bischen abhängen, als um mir nicht zu mißfallen. Er hatte die klingendſten Gründe, mich bei guter Laune zu erhalten, und da er nicht genau einſah, was ich eigentlich da ſuchte, ſchwieg er vorſichtig. Er nannte mir nur die Namen der gleichgültigen Ortſchaften, durch die wir raſſelten. . . . . Alle am hellen Mittag wie ausgeſtorben. Kein Kind auf der Gaſſe. Kein Köter bellt. Es iſt etwas Beklemmendes in dieſer Stille. Hat die ungeheure Stadt, die mir eben unter dem Geſichtskreiſe verſchwunden, alles Leben an ſich gezogen? Dennoch ſind dieſe toten Dörfer nicht arm. Ein kerniger Schlag von Ackerbauern bewohnt ſie. Aber wie weit ich über die Felder zu beiden Seiten des Weges ſchaue, nirgends ein

Menſch. Der Blick wandert durch eine leere Landſchaft, an gelben Garben vorbei, und verliert ſich im Endloſen. Die Arbeiter ſitzen jetzt wohl überall beim Mittagstiſch hinter den verſchloſſenen Fenſtern der einſtöckigen kleinen Häuſer.

Ja, eine nichtsſagende Landſchaft. Nur die Ufer des Fluſſes, der ſich unten windet — wir fahren auf einem mäßigen Hügel hin — ſind nicht ohne Anmut. Saubere große Frachtbarken ruhen auf dem matt glänzenden Gewäſſer. . . . Die Straße ſenkt ſich. Hinter Bäumen wieder eine Ortſchaft: Neuville. An der Hügellehne der Friedhof. Ein wohlhabender Friedhof. Hier liegen Tote, die zu leben hatten. Die Gräber ſind reinlich gepflegt, wie die Felder. Zu oberſt an der Mauer ein ſtattliches Grabmal. Mein Fuhrmann ſcherzt: „Das iſt das Schloß des alten Marquis“. . . Wir kommen an eine Parkmauer, die ſehr lang iſt, ſich durch ganz Neuville zieht, bis an den Fluß. Beim Thorgitter ſehe ich hinein in den feinen Schloßhof. Auch hier niemand zu ſehen. Wir jagen durch die Dorfſtraße vor das Wirtshaus. Am Fenſter ein roter Anſchlagzettel, wie ihn die reiſenden Sänger oder Taſchenſpieler ankleben. Ein Teil der Anzeige iſt gedruckt, und was nur für dieſen Ort gilt, mit großen Buchſtaben geſchrieben. „Im Saal . . . Vortrag des Deputierten.“ Aus dem Kreisblatte weiß ich, daß er heute — nein, täglich — drei abhält. Heute mittags in Neuville den erſten, um 7 Uhr abends in Vauréal den zweiten, und den dritten um halb 9 Uhr in Jouy-le-Moutier.

Ich trete ein. Die Schenke iſt leer. Nur zwei alte trieſäugige Bauern ſitzen vor ihren Stengelgläſern und trinken ſchwarzen Kaffee. Wäre das ſeine ganze Zuhörerſchaft? Es iſt offenbar noch zu früh. Ich habe noch Zeit, zu eſſen. Der Kutſcher ſagt mir, daß ich außerhalb des Ortes, am anderen

Ufer der Oise, leidlich frühstücken könnte. Aber man müßte über die Brücke! Nun, und? . . . Wir fahren. An der kurzen Kettenbrücke werden wir angehalten. Es ist Maut zu zahlen, 70 Centimes für den Einspänner. Welch eine Belästigung. Man muß sich fügen. Die Brücke gehört dem Marquis, an dessen Park sie grenzt, und er will auf seine Kosten kommen.

Das Wirtshaus am Ufer ist schmuck und öde. Drei Hunde bellen uns höchst erstaunt entgegen. Der Gast mag hier selten sein. Der Wirt empfängt mich mit mäßiger Höflichkeit. Er hält sich stramm, hat einen Reiterschnauzbart, kühne Augen, frühgraues kurzes Haar. Während für mich gekocht wird, gehe ich in den Garten. Zwei Männer spielen unter den Bäumen Karten, ein alter und ein junger; Kleinstädter, die auch noch die stumpfe Leidenschaft der Angelfischerei haben. Am Garten der Fluß. Es liegt an dem sonnenlosen Tage eine leere Traurigkeit auf der kleinen Wasserlandschaft. Vielleicht könnte man dieses arme Bild dennoch lieb gewinnen, wenn man es lange betrachtete, sehr lange, und dabei die Träume langsam den Fluß hinunterziehen ließe. . . .

Beim Mittagsmahle versuche ich den Brückenwirt auszuholen. Er antwortet ernst, gesammelt, fertig, wie ein Mann, der nachzudenken gewohnt ist. Ob er auch zum Vortrage gehe? — Nein. — Ob er dem bisherigen Abgeordneten seine Stimme geben werde? — Das weiß er noch nicht! Und blickt mich fest an. — Warum? — Weil der Deputierte zu Gunsten der ländlichen Branntweinbrenner stimmte. In zwei Worten entwickelt er mir die Wahllage. Früher hielt er zu diesem Abgeordneten gegen den Marquis, der drüben seinen Park hat, dem die Brücke gehört und der kein übler Nachbar ist. Nun

hat sich der Deputierte von den Schnapsbrennern herumkriegen lassen, so daß die Getränkesteuer nicht umgewandelt wird, sondern bleibt, wie sie seit 1816 war. Der Wirt muß die Abgaben zahlen, diese Brenner aber können steuerfreien Branntwein verkaufen. Das geht doch nicht an. Alle Verhältnisse haben sich geändert, und das alte Steuerunrecht soll bleiben? . . . Das alles sagt er klar, ernst und entschieden, ohne Zorn. Ich höre ihm mit Achtung zu, diesem einsamen Brückenwirte, der eine für ihn praktische Frage so besonnen und im Zusammenhange mit der politischen Lage des Landes, ja nicht ohne geschichtliches Verständnis beurteilt.

Über die Kettenbrücke zurück ins Dorf. In der Schenke sitzen jetzt vier Leute, plaudern schläfrig. Vom Kandidaten noch keine Spur. Die Schenke ist ein bischen jämmerlich. Rissige braune Tapeten, ein altertümliches Billard, eine Kredenz mit vielen Branntweinflaschen, unsichere Holztische, harte, schmale Stühle. . . . Jetzt kommen noch einige Bauern herein. Sie sind nicht bäuerlich angezogen, haben nämlich keine historischen Kleider. Sie tragen lange Hosen und Ärmelwesten oder Blusen wie Stadtarbeiter, und wäre nicht die Feldbräune ihrer Gesichter, man hielte sie nicht für Ackersleute. Kleider sagen immer etwas. Unsere Bauern nähen nach wie vor ihre Silberzwanziger an die altväterischen Röcke. Die hier tragen jeden Knopf in die Sparkasse oder — nach Panama. Die da hängen nicht an ihren alten Einrichtungen, tragen nicht mehr die Dreimaster ihrer Vorfahren auf dem Kopfe, sondern dieselben Schirmmützen wie die Pariser Arbeiter, lesen dieselben Zeitungen und wählen einen radikalen Abgeordneten.

Da ist er. Tritt mit einem sehr dicken, großen, älteren Mann ein, der offenbar der reichste Bauer des Ortes ist, der

Maire. Die Anwesenden — mit mir sind es zwölf — empfangen ihren Abgeordneten ohne Begeisterung. Sie sahen ihn wohl seit der letzten Wahl nicht. Zwei, drei rücken an ihrer Mütze, nur einer steht unwillkürlich auf. Der Abgeordnete bestellt sich ein Glas Kaffee und setzt sich. Eine neue Gestalt taucht auf: der fahrende Krämer, der mit seinem großen Trödelwagen von Ort zu Ort kutschiert. Dieser Händler lümmelt sich witzelnd vor zwei Bauern hin, versucht sie aufzuziehen, aber sie lassen ihn hart abfallen. Nun geht er täppisch auf den Abgeordneten zu, streckt ihm vertraulich die Hand hin. Der mißt den Aufdringlichen zuerst erstaunt, schüttelt ihm dann ruhig lächelnd die Hand und läßt sich anschwatzen. Auch ein Wähler! . . . Noch Einige kommen langsam herein, schweren Schrittes, bestellen Schnaps und Kaffee, reden halblaut, ihr ganzes Gehaben schüchtern und mutwillig, obwohl es lauter gesetzte Leute sind. Die halbwüchsigen Jungen drängen sich außen an der Thür oder drücken sich die Nasen an den Fensterscheiben platt.

Im Saale sind dreißig oder vierzig Männer. Der Abgeordnete steht auf, geht an den Billardtisch:

„Wir wollen einen Vorsitzenden wählen. Ja? Ich schlage den Maire vor. Wer ihn als Präsidenten unserer Versammlung haben will, möge die Hand erheben. (Fünf, sechs heben die Hände.) So! Jetzt lassen Sie die Hände sinken! . . . (Geschieht.) Wir wollen noch einen Beisitzer wählen. (Der Maire nennt einen Namen.) Wer ihn als Beisitzer haben will, möge die Hand erheben! (Das halbe Dutzend thut wie vorhin.) So! Jetzt lassen Sie die Hände wieder sinken! Wir wollen noch einen zweiten Beisitzer wählen.“ (Geschieht in der früheren Weise.)

Alle dieſe Formſachen mit Blitzesſchnelle vorgebracht, erledigt. Niemand ſpricht, nur der Abgeordnete, der alle Handgriffe in Übung hat. Wozu ein Vorſitzender? Ah, wahrſcheinlich um die Verſammlung aufzulöſen, wenn ſie unangenehm werden ſollte. Aber die Beiſitzer? Wohl um die Funktionsnarren zu erobern. Die Beiſitzer fühlen ſich geſchmeichelt. Sie halten das für eine Begebenheit. So gliedert ſich die Geſellſchaft, und die Ordnung erhält Stützen.

Der Abgeordnete wendet ſich zum Maire: „Herr Präſident, wollen Sie mir das Wort erteilen?“ Und er beginnt zu ſprechen, ohne die ſelbſtverſtändliche Antwort abzuwarten. An den Billardtiſch gelehnt, redet er, leichtflüſſig, ſchwindlig ſchnell; ich habe alle Mühe, ihm zu folgen. Wie erſt die Bauern? . . . Und plötzlich fällt mir der Zauberkünſtler im Dorfwirtshauſe ein. Da der höfliche Herr im abgenützten, ſchwarzen, langen Leibrock, dürftig feierlich gekleidet und die Worte haſtig hervorſprudelnd, daß man verblüfft iſt, und rings der Kranz von ſchwerfälligen, dummverſchmitzten Bauern, die mißtrauiſch ernſt lauſchen! Ich erwarte immer, er werde jetzt und jetzt dem Nächſten aus der Naſe eine goldene Uhr herausziehen oder eine gebratene Taube, die ſich flugs in ein rotſeidenes Taſchentuch verwandeln wird.

Das iſt nur der äußere Eindruck. So geſchwind der Redner auch haſpelt, er ſagt nichts, was er nicht auch in der Kammer verträte. Ich habe ihn ja an der „Arbeit“ geſehen; wahrhaftig, ich könnte für ihn Zeugenſchaft ablegen. Er ſagt eben ſeinen eingelernten Vortrag auf. Während er ſpricht, habe ich nur den einen unmöglichen Wunſch, auch ſeinen anderen Vorträgen beizuwohnen, um 7 Uhr in Vauréal, um halb Neun in Jouy-le-Moutier und morgen um Zwölf, um Sieben, um

halb Neun und übermorgen und alle folgenden Tage bis zur Wahl. Ob er da immer dasselbe sagen wird, so höflich, so ganz ergebenst und so schnell?

Wahrscheinlich. Denn was er vorbringt, kenne ich als sein wirkliches Programm. Er erzählt ihnen keine Unwahrheiten. Nur manchmal scheint er vorsichtig zu tasten und mitten im Wirbel seiner Worte zu lauern. So, wenn er die Trennung der Kirche vom Staate behutsam erörtert. Ich habe sie ihn schon grimmiger verlangen hören. Kein Zweifel, er verlangt sie auch heute, hier, überall, in Vauréal, in Jouy-le-Moutier. Doch er schildert die Vorteile, welche die Trennung auch für die Katholischen hätte: der Staat dürfte ihnen nichts mehr vorschreiben! Es ist ein Hauch, eine Abstufung, fein, vielleicht zu fein für diese Zuhörer. Es ist noch dasselbe und doch nicht mehr.

Die Bauern horchen auf. Faßt ihr an langsamere Arbeit gewöhntes Gehirn all diese überstürzten Operationen mit politischen Begriffen? Sie geben kein merkliches Zeichen. Erst als er von der Bank von Frankreich spricht, die ein wenig zu schröpfen sei, und von den Finanzgesellschaften, ruft einer in der Ecke:

„Et le Panama?“

Ah! . . . Der Herr Abgeordnete, der thatsächlich mit Panama nichts zu schaffen hatte und ein redlicher, ich glaube sogar, ein armer Mann ist, scheint einen Augenblick betroffen. Er faßt sich rasch:

„Ich werde Ihnen gleich antworten, mein lieber Mitbürger!“

Aber man hat schadenfroh gelacht. Es ist jetzt klar: gegen den Geschwindredner herrscht hier ein dumpfes Mißtrauen. Man

iſt eigentlich gekommen, um ihn in Verlegenheit zu bringen und zu necken, wenn irgend möglich.

Er wirbelt weiter. Und als er zu den Leiſtungen kommt, die er für den Bezirk und die Gemeinden vollbrachte, wirft ein anderer ſpöttelnd ein:

„Ja, die Brücke von Neuville!“

Großer, allgemeiner, anhaltender Beifall. Dieſe Brücke, an der man Maut entrichten muß, ärgert ſie alle. Der Herr Abgeordnete iſt übrigens raſch derſelben Anſicht. Die Brücke ſollte frei ſein. . . . Das iſt der unverhoffte Kern des Vortrages. Die Brücke von Neuville intereſſiert die Mannen da unvergleichlich mehr, als Staat und Kirche, Finanzen, Schule und Heer und Verwaltung und Panama. . . . Ja, ſagt der Abgeordnete, alle Brücken müſſen frei ſein, gleich den Straßen. Und auf den Eiſenbahnen ſollte man um einen Pappenſtiel fahren können.

Wieder ſteht ein Spötter auf: „Na, die Abgeordneten fahren ſchon jetzt umſonſt!“

Das iſt ein Jubelgelächter. Alle platzen mit ihrer ſchadenfrohen Heiterkeit heraus. So gut hat man ſich in Neuville wohl ſchon lange nicht unterhalten. Der Dorffahrer hält ſich mit der Rechten den Hinterkopf, klätſchelt ſich mit der Linken das Knie, lacht, daß ihm die Thränen über die Backen laufen, und ſchreit: „Ein Tauſendſaſſa!“

Nur hat der Abgeordnete darauf eine gute Antwort. Es ſei ein Irrtum, daß die Deputierten frei führen. Man zieht jedem von den Diäten jährlich 120 Franks für die Eiſenbahn ab. Das iſt alſo ein Abonnement. Wie gut wäre es, wenn jeder im Lande ſolch ein Abonnement nähme. Die Bahnen würden daraus ſo große Vorteile ziehen wie der einzelne, der

nahezu umſonſt reiſte. Denn — hm — die einen zahlten für die anderen. . . . Der Dorffahrer iſt von der Aufklärung begeiſtert. Er ſieht ſich ſchon unentgeltlich herumbefördert und jauchzt wieder: „Ein Tauſendſaſſa!“ . . . Diesmal gilt es dem Abgeordneten.

Ah, der weiß ſich herauszureden, hat für alles eine Erklärung. Nehmen wir die Grundſteuer-Entlaſtung. Er ſetzt ſie auseinander. Aber der Bauer, der vorhin die Brücke von Neuville erwähnte, ruft dazwiſchen: „Und wie werden Sie den Ausfall im Budget decken?“

Mit dieſen Bauern iſt wirklich nicht zu ſpaßen. Sie hören ganz geſcheit zu und fragen vernünftig. Der Abgeordnete ſagt nun, wen er mit dem Ausfall belaſten wolle. Von den Äckern ſoll die Steuer auf die Parks gewälzt werden, auf die Ziergärten, Jagden, mit einem Worte: auf den Marquis!

Man hört es gern. . . . Auch die Panamafrage wird erledigt. Der Redner war einer der erſten, welche die Verfolgung der Schuldigen wünſchten. Er beantragte in der Kammer dieſes und in der Kommiſſion jenes. Er war einer der erſten, die gegen Kornelius Herz auftraten — Kornelius, den auch hier jedes Kind kennt, den „jene Wälder kennen“, der berühmteſte Mann unſerer Zeit. Und ich muß daran denken, in wie viel Wahlkreiſen Frankreichs zu dieſer Stunde wackere Kandidaten den Kornelius Herz brandmarken und verdammen, wie viele die erſten waren, welche die Verfolgung wünſchten, und wie wenig dabei herausgekommen iſt. Kornelius Herz! Was hat er eigentlich gethan? Ich glaube man weiß es nicht mehr. Man weiß nur, daß er ein großer, großer — was? ein Staatsmann, Räuber oder Genie war. Er tritt ſchon in die Legende ein. Die Unſterblichkeit iſt ihm gewiß.

Der Herr Abgeordnete ſchließt. Einen Augenblick war er pathetiſch. Jetzt geht er mit dem Ton herunter und ſagt gleichgültig: „Es lebe Neuville! Es lebe die Republik!“ Und verläßt den Billardtiſch.

Einer der Mannen ſteht auf, ſtammelt verlegen und doch keck: „Ich möchte nur fragen, ob der Herr Abgeordnete — weil er von der Kirchentrennung ſpricht — ob er nicht beim Papſt war?“

Wieder das Gekicher im Saale. Man ſtößt ſich mit den Ellbogen. Einige legen ſich mit dem Geſicht auf den Tiſch, damit man ihr Lachen nicht ſehe. Der Dorffahrer hält ſich den Bauch. Das Lachen pflanzt ſich auf die Gaſſe hinaus fort. Ganz Neuville iſt außer ſich vor Freude. . . . Der Frageſteller iſt blaß geworden; es iſt keine Kleinigkeit, öffentlich zu reden. Er zittert, doch will er beherzt ausſehen, wirft den Kopf in den Nacken und zwinkert mit den Augen: „Heh? Dem hab ichs gegeben!“

Der Herr Abgeordnete iſt nämlich in Rom geweſen. Die Klerikalen hatten darüber geſpöttelt, daß er den Papſt beſuchte, er, der Kirchenſtürmer. Jetzt erzählt er ſeinen Wählern, wie es ſich damit verhielt. Es iſt ein gutes Stück volkstümlicher Beredſamkeit, das beſte ſeines Vortrages, und quillt ungekünſtelt hervor. Ja, er war in Rom, denn er reiſt gern, um ſich zu belehren, fremde Völker und ihre Zuſtände zu erforſchen. „In Rom ſteht der Vatikan, ein merkwürdiger Bau, in dem ſchöne Bilder zu ſehen ſind, von Rafael, von Michelangelo und anderen guten Malern. Und wie ich mit meinen Freunden durch die Säle wanderte, ſahen wir von fern einen altertümlichen Aufzug vorüberſchwanken. Ein Greis auf hohem Tragſtuhl, man fächelte ihm mit rieſigen Pfauenfedern Kühlung zu, und nebenher

ſchritten Soldaten aus einer anderen Zeit, mit Pumphoſen, den Degen am Bandelier, mit Federhüten und Hellebarden. Als wir uns nähern wollten, ſchlug man uns die Thür vor der Naſe zu. So ſah ich den Papſt!“

Man unterhält ſich bei dieſer Schilderung prächtig. Es iſt ihm verziehen. . . . Aber was ſind das für erſtaunliche Bauern, die ihrem Abgeordneten nicht einmal geſtatten wollen, mit dem Oberhaupt der Chriſtenheit zu reden.

„Übrigens,“ fügt der Abgeordnete hinzu, „ſtand dieſe Aufklärung ſchon in einer Pariſer Zeitung, und die will ich dem Bürger, der mich fragte, ſchicken, wenn er mir ſeinen Namen nennt. Da kann er es gedruckt leſen.“

Der Bürger Frageſteller fühlt ſich geſchmeichelt: „Ja, ſchicken Sie mir die Zeitung. Ich will ſehen, ob es ſo iſt. Und ich heiße Maillot. Den Namen haben Sie ſchon in Ihrer Jugend gekannt.“ (Maillot, Windel.)

Allgemeine Heiterkeit, die noch ungeheuer wächſt, als der Abgeordnete ſchlagfertig zurückkalauert: „Nun, ſo lade ich Sie ein, mit mir am Maillot-Thore zu frühſtücken!“

Jubel, Entzücken. Das iſt das Wort des Tages, das glückliche Wort. Wohl dem Redner, der es fand. Die derben Späße ſind die beſten. Dieſer ſchauerliche Wortwitz erobert dem Kandidaten mehr Herzen, als alles, was er bisher vorgebracht. Er fühlt auch ſeinen Erfolg und will ihn noch verſtärken:

„Seht ihr, meine Freunde, wie angenehm es ſich unter Freunden plaudert! Ach! ich möchte ja ſo gern immer mit euch beiſammen ſein, meine lieben Mitbürger — das wäre eigentlich mein Traum! . . .“

Na, na! „Traum“ iſt vielleicht viel geſagt. Aber in Neuville nimmt man es nicht ſo genau, beſonders vor den Wahlen.

Dann gehen die Männer wieder schweren Schrittes und ohne zu grüßen hinaus, auf ihre Felder. Der Mandatswerber reist, redet, wirbt und wirbelt weiter. Für einen Mann, der sich achtet, mag es hart sein, um die zögernde Gunst dieser Landleute zu freien. Wie überzeugt muß er von der Richtigkeit und Ersprießlichkeit seines parlamentarischen Wirkens sein, wenn er sich dem zurückhaltenden Lächeln oder gar dem groben Lachen der „Mitbürger" aussetzt. . . .

Die Bauern hegen dumpfes Mißtrauen gegen ihren Vertreter. Warum? Vielleicht nur, weil er etwas von ihnen verlangt; ihre Stimmen nämlich. Sie können niemanden leiden, der etwas verlangt. Der Stimmzettel hat freilich keinen greifbaren Wert. Doch es wurmt sie, daß ein anderer aus dem, was sie hergeben, Vorteile ziehen soll, und wäre es auch nur die freie Fahrt. Wie ist diesem Übel abzuhelfen? Sie müssen eben trachten, aus dem Mandate, das sie verleihen, auch etwas herauszuschlagen. Halt, wie wäre es mit der Brückenfreiheit von Neuville?

2.

Die Hand.

Der Zug ſauſt durch eine niederländiſche Gegend. Sehr grüne, weiche Wieſen, auf denen ſchläfrige Kühe ſtehen. Geradlinige Kanäle, blinkende Waſſerärmchen, und in der Ferne drehen ſich langſam die Flügel einſamer Windmühlen. Ja, das iſt Flandern. Steigt die Erinnerung an alte Sommertage herauf, wo ich durch ebenſolche Landſchaften fuhr, an ähnlichen Kühen vorbei, indes die rotbraunen Flügel von Windmühlen wie heute über den Himmel wanderten. Und am Ziele ſtanden feine, verwitterte, ſchwermutsvolle Städte von edler Vergangenheit. Das war Gent oder Brügge, und ferner Leyden, Haarlem, umwallt vom Duſte der erſten Reiſen. . . . Aber jetzt ſteht vor mir eine größere Stadt aus der wohlbekannten Ebene auf, mit mehr Kirchtürmen und einem Wald von Schloten: Lille!

Der Bahnhof iſt rieſig, und beim Heraustreten gerät man in den Lärm einer ſehr franzöſiſchen Straße. Läden, Ausrufer, Zeitungshütten, Kaffeehäuſer mit Tiſchchen auf dem Gehweg, Kellner mit weißen Schürzen, Bauart der Häuſer, große Goldbuchſtaben an Balkongittern und Dächern — alles ungefähr

wie in Paris. In diesem Ungefähr liegt die ganze Narretei der Provinz. Aber schon am Ende der Bahnstraße dehnt sich der Große Platz, der noch Merkmale seiner einstigen Bedeutung zeigt. Da ragt das grausteinerne Schnitzwerk der alten Börse, vor der die Männer von Lille ehemals hastig und bewaffnet zusammenliefen. Wie oft sind sie auf den Großen Platz hinuntergestiegen, um irgend etwas zu verteidigen. Kriegsvölker aller möglichen Herren sind hier durchgezogen, Burgunder, Österreicher, Spanier, Franzosen. Haben alle hier Spuren zurückgelassen in Gewohnheiten, Redensarten, im Sinn und Schlag der Menschen. Es müßte ein nachdenkliches Vergnügen sein, an diesem Orte, der nun schon lange französisch ist, nach holländischen, österreichischen, spanischen Zügen zu forschen. Hier wie im übrigen Flandern gab es, giebt es die berühmten „harten Köpfe". Die Männer, die sich durch alle wechselnden Zeiten gegen das immer wechselnde Unrecht so trotzig wehren, sind sie Nachkommen der fremden Krieger oder jener aufrechten Bürger, die sich nichts gefallen lassen wollten? . . . Jetzt ist Lille die Hochburg des Sozialismus.

Hinter dem Großen Platze ein Gewirr anheimelnder krummer Gäßchen. Zahllose Schenken, die mit einer altväterischen, aber vielleicht nicht echten Gemütlichkeit benannt sind. Eine, an der ich vorüberkomme, heißt „zur Zusammenkunft der Freunde". Ich luge zur Thürspalte hinein. Das dürftige Gastzimmer ist leer. Haben sich die Freunde überworfen oder will der biedere Wirt nicht mehr borgen? Es ist Abend. In der Dunkelheit frage, tappe ich mich durch die Winkelgassen fort, hinaus nach dem Viertel der Fabrikarbeiter. Gerate unter die Bäume eines Boulevards, dann in die Vorstadt. Hier sind die Straßen breiter und mit niederen Häusern

beſetzt. Wieder viele Schänken, in denen es auch ſtill zugeht. Die Kellnerinnen ſtehen gelangweilt vor den Thüren. Alles merkwürdig lautlos. Kein Verkehr. Einmal holpert der Wagen der Pferdebahn leer vorüber. Vor den Häuſern ſitzen da und dort Frauen mit kleinen Kindern, reden halblaut oder brüten vor ſich hin, alle wie erdrückt von der Schwüle des Sommerabends oder geknickt von Sorgen. Die Männer löſen ſich aus den Häuſerſchatten und gehen einzeln oder paarweiſe fort, alle in derſelben Richtung. Jetzt brauche ich nicht mehr zu fragen, wo der Verſammlungsort iſt.

In dem Gäßchen vor dem Vereinshauſe der Arbeiter ſtehen einige Burſche und Mädchen, ſcherzen miteinander, aber auch in dem leiſen, dumpfen Ton, den hier alles hat. Es iſt wie ſcheues Liebesgeflüſter junger Leute, wenn einer ihrer Angehörigen krank liegt. Die Jugend, die Jugend will doch heraus.

Ich trete ungehindert in das Vereinshaus. Es iſt eher eine große Scheune. Der zweiteilige Raum hat keine Decke. Auf den unbekleideten, weiß getünchten Ziegelmauern ruhen die nackten Sparren des Dachſtuhles. In der einen Abteilung des Hauſes ſteht die lange Schanktafel, vor der ſich wenige aufhalten. Eine breite Öffnung führt in die andere Hauptabteilung. Da iſt das niedrige Brettergerüſt mit dem Tiſch des Vorſitzenden und drei Stühlen; mehrere Bankreihen. Eine halbe Stunde vor dem Anfang ſind ſchon etwa hundert Männer da. Rückwärts iſt noch viel Platz. Dennoch ſitzen ſie dichtgedrängt auf den vorderen Bänken, gewohnt, aufeinander zu kleben, ſich gegenſeitig anzuatmen. Zumeiſt ältere Menſchen, ſtumm, mit ſehr ernſten Geſichtern, und auf den niederen Bänken hocken ſie da wie brave Schulkinder. Zwei Lampen hängen von den Dachbalken herunter, man hat ſie aus Sparſamkeit noch nicht

angezündet. Nur im Schankraume brennt ein Licht, das den Schatten jedes Eintretenden an die grobe Ziegelwand malt. Die Schatten verziehen sich dann in die Ecken, tasten umher, bis sie ein freies Plätzchen finden, lassen sich nieder, Schatten auf einem kaum erhellten Hintergrunde, eine eigentümliche Bewegung Schwarz in Schwarz. Es paßt zu ihrer Geräuschlosigkeit.

Aber zwei, drei Frauenzimmerchen, die Kellnerinnen des Vereinshauses, huschen auf und ab. Selten bestellt einer ein Glas Bier. Die Weibchen thun geschäftig, lachen leise ihren Bekannten zu, jedoch beileibe nicht unanständig. Selbst diese kleine Lustigkeit ist den meisten der Männer nicht recht, und wie die eine plötzlich laut auskichert, wird scharf zur Ruhe gezischt. Das Mädchen schleicht erschrocken hinaus. Hier versammelt man sich mit Ernst, mit Andacht. Der Saal wird voller. Jetzt sind vier- oder fünfhundert Menschen da, und sie strömen in Haufen nach. Schon steht einer auf dem andern. Ihr Gemurmel wächst, nun ist es eine dumpfe Brandung, die in diesem immer noch dunklen Saale sonderbar ergreift. Es überfliegt mich wie eine körperliche Ahnung ihrer Macht. Die einzelnen nicht zu unterscheiden; zusammen sind sie wie ein großes Tier, das anfängt, die Glieder zu recken, noch halb unbewußt seiner Kraft. Viele Hunderte von harten Köpfen und doppelt so viel harte Fäuste, und vielleicht lauter unzufriedene Gemüter. Das ist nur ein Bezirk einer Stadt in Frankreich.

Die Kellnerin zündet die beiden großen Lampen an. Sie geben grelles Licht. Die Tünche der rohen Wand leuchtet über dem mattbraunen Gewimmel der Köpfe. Viele rauchen. Die Wölkchen, die von ihren Pfeifen und Cigaretten aufsteigen, breiten schnell ein Sfumato über die Menge. Hinter diesem

Schleier ſcheinen die hart wie aus Holz gehauenen, ſchwitzenden braunen Geſichter alle eine Familienähnlichkeit zu haben. Im Ausdruck ſind ſie jedenfalls verwandt. Die einförmige Arbeit modelt den Menſchen, der ſie betreibt. Fabriksgeſichter.

Die nicht rauchen, kauen Tabak, und jeder ſpuckt ſelbſtverſtändlich vor ſich auf die Erde hin. Und doch beläſtigen ſie einander weit weniger, als es die eleganten Leute bei ihren Zuſammenkünften thun. Die franzöſiſche Sprache hat ein hübſches Wort für das Beiſammenſein von Genoſſen: „On se sent les coudes“. Hier wird es verſtändlich. Man fühlt des Nächſten Ellbogen, obwohl er ſie nicht gebraucht, man fühlt ſeine Stärke und die Zuſammengehörigkeit, aus der jeder Troſt und Zuverſicht ſchöpft. Freundlich iſt der Gruß, den ſie tauſchen. Der Händedruck keine hohle Förmlichkeit, ſondern eigentümlich lebensvoll, wie etwas Neues, Echtes, eine ſymboliſche Handlung der Freundſchaft. Halb ergötzt und halb ergriffen, ſehe ich, wie mein Nachbar einen älteren Mann, der hinter ihn getreten iſt, willkommen heißt. Mein Nachbar iſt ein ſtämmiger blondbärtiger Menſch von dreißig Jahren. Wie er den Alten ſieht, ſteht er auf, nickt ihm zu und hebt die ſchwere Hand in die Höhe: „Wollen Sie mir Ihre Hand geben?“ Der andere ſtreckt ſie ihm natürlich hin. Mein Nachbar nimmt ſie bedächtig, ſchüttelt ſie ein paarmal und lacht dabei ſtumm und treuherzig. Ich plaudere dann mit ihm und einem zweiten. Dieſer iſt ein recht blaſſer junger Burſche, der bruſtkrank ausſieht, das Geſicht von Schmerzen verfeinert, alles an ihm verkümmert, nur die Hände groß, hart, mit dem ſchwarzen Kranz der Arbeit rings um die Fingernägel. Man ſieht hier lauter ſolche Hände.

Die beiden erteilen mir willig Auskunft. Ich höre, was es für Fabriken giebt. In Lille webt man Wolle, ſpinnt Leinen,

dreht Zwirn, färbt, bleicht, man baut Maſchinen, kurz alles mögliche. Die Leute, die ſich hier verſammeln, arbeiten die verſchiedenſten Sachen. Steht jeder irgendwo an einem Rade oder an einer Bank, einem Webſtuhle, und über ihren Köpfen ſurren große Treibriemen vom Morgen bis zum Abend. Sie erzählen mir auch die Wahllage. Der bisherige Abgeordnete Lafargue wird vermutlich wiedergewählt. Die Sozialiſten ſtimmen wie ein Mann. Ich befrage ſie über den Fabrikanten, der einen anderen Bezirk dieſer Stadt vertritt; in radikalen Blättern wird er wuchtig angegriffen, weil er reaktionär ſei. Meine Nachbarn ſprechen von ihm ohne Zorn, ja beinahe mit Wohlwollen; er thue viel Gutes für die Armen, und das werde ihm angerechnet.

Jetzt erſcheint ein dicker, großer Herr vor der Rednertribüne. Man hat ihm ſtill Platz gemacht, aber niemand grüßt ihn. Wer das ſei? Der Polizeikommiſſär. Er kommt zu jeder Verſammlung, nicht amtlich, nur „aus Neugierde“. Ganz behaglich ſcheint er ſich da nicht zu fühlen. Er ſetzt ſich an die Wand, die feiſten Hände über dem Bauch verſchlungen, den eine goldene Kette ziert. Dieſes Geſicht mit dem wohlgepflegten Backenbarte und den geſtrengen Augen hinter der Brille erinnert mich an den Typus ſeiner öſterreichiſchen Kollegen. . . . Aber meine Nachbarn fangen an, mir zurückhaltend zu antworten. Ah! Halten ſie mich vielleicht auch für einen? Oder war ich nicht höflich genug? Unterließ ich zufällig einmal, „mein Herr“ zu ſagen, was in Paris jeder Eckenſteher beanſprucht? Gleich wiederhole ich dieſe Anrede einigemale. Man ſieht mich erſtaunt, dann mißtrauiſch an, und die Antworten werden kürzer. Ich ahne, daß der Verſtoß gerade im „mein Herr“ liegt. Doch wie ſoll ich ſagen? Zum närriſchen

„Bürger" kann ich mich nicht entſchließen, und vielleicht wäre auch das nicht einmal das Richtige.

Hochrufe im erſte Saale. „Hoch Lafargue!" Der Kandidat windet ſich durch das Gedränge, ſüß nach allen Seiten hin lächelnd. Der Polizeikommiſſär ſteht auf. Lafargue ſchüttelt ihm die Hand. Sie werden ſich möglicherweiſe einmal in wildem Straßenrummel gegenüberſtehen, einer wird den andern einſperren oder erſchießen laſſen. Die Frage nur, welcher juſt der Stärkere ſein wird, der Mann der Unordnung oder der Ordnung. Dieſer kann auch der Untergebene jenes werden, alles ſchon dageweſen, alles kann ſich wiederholen. Dennoch meine ich, daß viele der einfachen Männer, die den Händedruck ſahen, betroffen waren. Iſt denn das nicht eine ſymboliſche Handlung der Freundſchaft? Wenn ſie nicht felſenfeſt an ihren Vertreter glaubten, ſo — aber ſie glauben an ihn felſenfeſt.

Der Einberufer der Verſammlung wird zum Vorſitzenden gewählt. Offenbar eine Säule der Partei. Sieht unbedeutend aus, doch ſcheint er Einfluß zu haben; iſt jedenfalls ein wirklicher Arbeiter. Er ſagt einige Worte in der Mundart, die ſie hier und drüben im Belgiſchen ſprechen. „Kameraden! Ich bitte euch, nicht zu rauchen, es könnte dem Redner unangenehm ſein. Ich wende mich nur an euren guten Willen."

Wie auf einen Ruck nehmen ſie alle die Pfeife aus dem Munde. Es wird kein Zug mehr gethan.

Der Vorſitzende ſagt: „Ich erteile dem Kameraden Lafargue das Wort."

Donnernder Beifall.

Lafargue tritt vor, verdreht die Augen gerührt, dankt mit Geberden für den Empfang und beginnt:

„Kameraden! . . ."

Jetzt weiß ich plötzlich, was mein Verstoß war. „Mein Herr" ist unschicklich; hier will die Etikette die Anrede „Kamerad". Von diesem Führer kann man lernen, wie man mit ihnen sprechen muß. Hier ist er auch frei und im Besitze aller seiner Mittel. In der Kammer zu Paris begriff ich seine Fürchterlichkeit nie recht. Hier begreife ich sie. Er ist ein Aufreizer. Seinen Kopf, seine Sprachgewohnheiten und den Tonfall kenne ich. Der Schnurrbart und die dichten Haare sind schon grau, das Gesicht aber doch jung, und seine dunklen Augen glühen. Er macht weite Geberden, erhebt in einemfort die Arme wie im Jammer, und manchmal fährt er mit der geballten rechten Faust von links nach rechts durch die Luft, als ob er einen Säbel wütend aus der Scheide risse. Sein Ton schlägt aus dem Weinerlichen und Süßlichen immer jäh um ins Grollen und Wettern. Spaßig ist jedoch sein Dialekt, eigentlich sind es zwei. Der spanische ist ihm angeboren, und hinein klingt jetzt der belgische, den er sich offenbar im Umgange mit den braven Leuten da angewöhnt hat. Die überraschende Vermählung dieser Grenzsprachen ist von erquickender Heiterkeit. Zwischendurch tauchen Brocken von Zeitungs- und Kammerwälsch auf. So ist seine Ausdrucksweise eine höchst persönliche, gleich dem Dufte, den die Pariser Gecken um sich verbreiten. Sie schütten drei, vier Fläschchen verschiedener Parfüms zusammen. Die Mischung ist ihr Geheimnis.

Der Schwiegersohn von Karl Marx beginnt mit einem Ausfall auf die Juden.

„Kameraden! Als ihr mich zum erstenmale wähltet, war es ein Protest gegen Fourmies, gegen dieses von Juden und Unternehmern angerichtete Blutbad. . . ." (Er war wegen Aufreizung in Fourmies verurteilt worden. Die Truppen hatten

in das arme verhetzte Volk hineingefeuert, und er mußte ins Gefängnis wandern, aus dem ihn die Liller Abgeordnetenwahl befreite.)

„Wenn ihr mich wiederwählt, werdet ihr auf meinem Haupte den Sozialismus bekunden."

Er berichtet über seine Thätigkeit in der Kammer. „Als ich zum erstenmale die Tribüne bestieg, hörten sie mir zu, starrten mich an wie ein merkwürdiges Tier. Nachher ließen sie mich nie wieder zu Worte kommen, und wenn ich sprach, lachten, brüllten und blökten sie. Meine Rede war ihnen unbequem."

Die Thatsache, die er anführt, ist ganz richtig, die Schilderung ganz wahr. Nur den Grund sagt oder kennt er nicht; daß er es nämlich nicht verstand, die Aufmerksamkeit zu erobern. Was immer man dieser Kammer vorwerfen mag — zugehört hat sie dem immer, der im Worte mächtig war, und wenn sie ihn auch haßte oder verachtete. Es ist eben leichter, im Vereinshause zu Moulins-Lille vor schweigsamen Maschinenmenschen das große Wort zu führen, als im Palais Bourbon vor fünfhundert Lärmmachern, die selbst sich ihr Mandat erredet haben.

Er berichtet weiter über seine Leistungen, nennt die Anträge, die er eingebracht: Abschaffung der Geldbußen in den Fabriken, Unterstützung armer Wöchnerinnen. Nicht viel. Recht kleine Pflaster auf sehr große Wunden. Na, immerhin, es mag gelten. Nur sagt oder weiß er wieder nicht, daß sich solchen kleinen Verbesserungen niemand mehr zu widersetzen wagt, so weit die Mittel des Staates reichen. . . . Da im Parlament nichts auszurichten sei, sagt er, verlege er seine Wirksamkeit in die Strikes und auf Agitationsreisen. Er

trage das gute Wort im Lande herum. „Man nennt uns deshalb die Geschäftsreisenden des Sozialismus. Aber uns gebührt eher der Name von Aposteln, weil wir nicht in feinen Gasthöfen absteigen, sondern mit euch leben und verkehren. . . .“ Ich finde diese Erklärung ein bischen herablassend. Warum er dennoch einen Kammersitz anstrebe? Er sagt es einfach, weil man so mehr Autorität habe und überallhin unentgeltlich reise. Vielleicht wäre noch hinzuzufügen: und weil man als Abgeordneter nicht so leicht eingesperrt wird.

Dann bekämpft er die Sozialisten anderer Schattierung, zunächst die Christlich-Sozialen. Bei dieser Gelegenheit thut er eine Äußerung, die in den meisten europäischen Ländern als Gotteslästerung mit ungezählten Jahren Zuchthaus bestraft würde. Ich sehe mir den Polizeikommissär an. Er zuckt mit keiner Wimper. Die Zuhörer lachen.

Wie sie überhaupt zu seinen derben mittelmäßigen Späßen lachen. Sie folgen ihm widerstandslos in den Scherz wie in den blutrünstigen Ernst. Nie sah ich eine solche Zuhörerschaft. Sie trinken seine Worte, als wären es evangelische — eines Evangeliums, an das sie noch glauben. — Bezaubert starren sie ihn alle an, alle regungslos, Kopf an Kopf, die Sitzenden, die Stehenden, und dieser gleiche Blick ist so treu, naiv, gehorsam, von einer so heiligen Einfalt. Die harten Furchen in ihren bräunlichen Gesichtern erzählen jetzt noch rührender von dumpfen Stunden, Tagen, Jahren, Menschenaltern, verbracht mit der Feindin, der Maschine, in schlechter Luft, indes die endlosen Riemen schwirren.

Der Mann auf dem Brette aber redet weiter Honig und Blut. Er reizt sie auf, vergrößert ihre Leiden durch

grelle Schilderung und weckt ihre Empfindlichkeit. Er reizt sie gegen einen Fabrikanten von Fourmies, der vor zwanzig Jahren mit zwei Franks dort einwanderte, ein gewöhnlicher Arbeiter war und heute dreißig Millionen besitzt. Der arbeitete also selbst. Ja, wo ist die Unrechtgrenze? Im Haben oder bei einem gewissen Maß des Habens? Verliert der all sein Geld, so ist er wieder ein Bruder? Ein Kamerad?

Der Kandidat spricht dann von einem seiner Mitbewerber um das Mandat, einem Fabrikanten, der den Wählern Feste giebt. „Ah, er giebt euch Feste? Nun, ihr könnt ruhig seinen Wein trinken, sein Fleisch essen — und dann für mich stimmen. Denn dieser Wein und das Fleisch gehören euch. Ihr habt ihm das Geld verdient, womit er bezahlt. Nicht erst nach vier Jahren — viermal im Jahre sollten Wahlen sein, damit man euch öfter Feste gebe. Aber ihr werdet euch mit Brot und Spielen nicht abspeisen lassen. Ihr müßt in den Palästen wohnen! Euch will ich in den Palästen sehen!"

Nein, wenn ich ihm alles glaube — das nicht. Den Arbeiter von Fourmies, der Millionär wurde, will er ja aus dem Palast wieder hinauswerfen. Beim Palast hört also die Kameradschaft auf.

Und während er weint, prahlt, droht und hetzt, frage ich mich, ob er es mit den armen Leuten aufrichtig meine. Das ist nicht einfach zu beantworten. Ich fühle ganz genau, daß er ab und zu etwas Anderes sagt, als er meint. Doch auch in der Unaufrichtigkeit giebt es wichtige Unterschiede. Ich kann mir eine jämmerliche kleine Unaufrichtigkeit denken, der es nur um das Ergattern eines Mandats zu thun ist, und die um

ſolcher armſeliger Vorteile willen dem Volke ſchmeichelt und es aufreizt. Die andere Unaufrichtigkeit beſteht darin, zu einer Revolution zu verlocken, die nicht gelingen kann, und Forderungen aufzuſtellen, von deren Unerfüllbarkeit der Aufrührer durchdrungen ſein muß, wenn er kein Dummkopf iſt. Und ſein Zweck wäre, nur das Gerechte zu erreichen, indem er Ungerechtes verlangt. So haben ſie vor hundert Jahren die unmöglichen Forderungen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit formuliert, und es iſt um eine Kleinigkeit beſſer geworden auf der Erde. Zu welcher Art der Unaufrichtigen gehört alſo mein Redner, der ein kluger Kopf iſt — zur großen oder zur geringen? Ich weiß es nicht.

Ich weiß nur, daß mir ſeine Zuhörer ein tiefes Erbarmen einflößen. Werden ſie in ihrem jetzigen Zuſtande hinſiechen oder auf der Suche nach einem beſſeren in die Bajonnette hineingehen, wie in Fourmies? Dieſe Generation der Maſchinenmenſchen und vielleicht die nächſte, und wie viele noch? ſind verloren. Es iſt hart, iſt es zu ändern? Es geht ihnen ähnlich wie den Juden, die zufällig in einer antiſemitiſchen Zeit ihr Leben verbringen müſſen. Spätere Juden werden lichtere Tage ſehen; die jetzigen ſind einfach übel dran.

Der Mann auf der Tribüne nimmt nun für ſeinen Sozialismus die Bezeichnung des „revolutionären und wiſſenſchaftlichen“ in Anſpruch. Dann reißt er noch einmal ſein unſichtbares Schwert mit jener wilden Geberde aus der Scheide und ſagt mit dem Siege ſeiner Ideen das Glück der Menſchheit voraus. Er iſt zu Ende. Sie klatſchen ihm minutenlang Beifall.

Der revolutionäre und wiſſenſchaftliche Sozialismus! Das iſt ein gar volltöniges Wort. Nur gehen ſeine wirklichen

Vertreter nicht in ſolche Verſammlungen. Die wiſſenſchaftlichen Revolutionäre bereiten die Erlöſung vom bekannten Elend und damit vielleicht auch gleich ein neues vor. Schon ahnt man, wie es werden will: die Anwendung der Elektrizität wird kommen! Solche Redner aber, wie der heutige, haben wohl die Aufgabe, die Leidenden über eine finſtere Nacht hinwegzutäuſchen mit Märchen, Verheißungen und blutigen oder lieblichen Vorſpiegelungen.

Nach ihm verlangt niemand das Wort. Da läßt der Vorſitzende den Kameraden François auf die Bretter ſteigen. Der Kamerad François wird uns ein neues Lied ſingen.

Das iſt der hohe Augenblick des Abends. Dieſen Sänger werde ich nie vergeſſen. Wie er ſich in der Leidenſchaft ſeines Rebellenliedes auf die Fußſpitzen ſtellt und gewaltig reckt, die Rechte hoch über ſeinem Haupte ſchwingend, ſcheint er über Menſchengröße zu wachſen. Mehr als alle Deklamationen der Führer enthält dieſes kurze Lied. Nein, nicht das Lied, deſſen vier Strophen gar alltäglich von Leiden und Not, Schwelgern und auch ein bischen von Panamiſten ſprechen. Ergreifender als das Lied iſt der Vortrag, iſt — die Hand, da oben in der Luft. Denn ſie iſt verſtümmelt. Der Daumen fehlt. Irgend ein brutales Ungefähr an der Maſchine. Doch arbeitet er wieder mit ſeiner armen Hand, das ſieht man. Jetzt flattert und zittert ſie fortwährend über ſeinem Kopf, als wollte er ſie den rächenden Genoſſen zeigen. Den Kehrreim:

Camarades, du courage!
Mettons nous à l'ouvrage!

ſchmettert er mit Macht hervor. Er ſtrengt ſich an, daß ihm die Adern beinahe platzen. Bald haben ſich die Kameraden

den Kehrreim gemerkt, nach der zweiten Strophe beginnen ſie mitzuſingen. Nach der vierten ſingen alle. Es brauſt. Leidenſchaftlich erheben ſie alle ihre Hände, aber zuhöchſt flattert die verſtümmelte Hand des Sängers. Und großartig weht über der Verſammlung ein Hauch der Revolution.

3.

Volksbefragung.

Ein eleganter Bezirk von Paris, der jetzt verödet ist. Die Herrschaften sind auf den Schlössern, am Meer, im Gebirge. Die Fensterläden der zierlichen oder stolzen Paläste sind fest verschlossen. Nur abends sitzen vor den halbgeöffneten Thoren Leute, die sehr vornehm aussehen. Sie machen über die Vorbeigehenden spöttische Bemerkungen oder lächeln ironisch: „Aha, auch so ein gemeiner Mensch, der im Sommer hier bleibt!“ Denn sie selbst bewegen sich gewöhnlich in der guten Gesellschaft. Sie pflegen an einer Salonthüre zu stehen und jeden Kommenden laut bei seinem Namen zu nennen. Sie reichen den Damen Erfrischungen — allerdings auch den Herren. Man sieht sie bei den großen Premièren im Theater, wenn auch in der Vorhalle und mit Mänteln auf dem Arm. Sie fahren täglich ins Boulogner Wäldchen, freilich auf dem Bock. Nur im Sommer werden sie nicht mitgenommen, wenigstens nicht alle. Einige müssen das Haus hüten. Und wirklich schlafen sie in den Betten, baden in den Wannen, trinken die Weine, rauchen die entdeckbaren Cigarren und stimmen für den Kandidaten ihrer

Herrschaften. Wähler sind sie natürlich alle. Die Kammerdiener, Reitknechte und Köche wären zumeist Royalisten, sagt man mir; die Kutscher und Hausmeister in diesem Viertel aber Bonapartisten. Von den Hausmeistern weiß ich es nahezu mit Bestimmtheit. Alle, die ich bisher kennen lernte, waren Bonapartisten und Autoritäre. Es liegt eigentlich schon in ihrem Berufe. Näher getreten bin ich blos Einem, in dem ich aber das Muster der Gattung verehre. Wenn er im Hofe nur die Augenbrauen runzelt, lassen die Stubenmädchen im vierten Stocke Teppiche, die sie klopfen wollten, vor Schrecken hinunterfallen. Er ist eine Säule seiner Partei und hat in dieser Wahlbewegung vielleicht mehr Briefcouverts geleckt, als irgend ein anderer Politiker Frankreichs. Er besorgt nämlich die Versendung der Wahlrundschreiben. Manchmal trägt er die Briefe selbst aus, immer leckt er sie. Und zwar leckt er mit Überzeugung, er leckt für die unmittelbare Befragung des Volkes, für Referendum und plebiscitäre Ernennung des Staatsoberhauptes. Er nimmt ferner an Versammlungen teil und wirft hinaus. Ich glaube, er wirft noch lieber hinaus, als er leckt. Zuweilen erzählt er mir solche Zwischenfälle der Wahlbewegung mit seiner seit Wochen im Qualm der Versammlungen heiser geschrienen Stimme: „Als er lärmte, ging ich als Kommissär auf ihn zu und packte ihn an der Brust — so (zeigt mir den Handgriff) daß ihm gleich fünf Knöpfe von der Weste absprangen, und sein Hemd platzte. Und fftt hatte ich ihn umgedreht — und draußen lag er. Eins, zwei — fftt! Sie begreifen, mein Herr, ich als Kommissär!“

Ihm als Kommissär verdanke ich auch den Genuß einer Wählerversammlung. Dort, wo der Bezirk aufhört, vornehm zu sein und plötzlich von kleinbürgerlichem Leben überquillt, an

einem großen Platze liegt das Wirtshaus. Es ist dritten Ranges. An der Thür Gedränge. Nicht jeder darf hinein. Mehrere werden zurückgewiesen und entfernen sich schimpfend. Am Eingange steht mein Freund, mit wichtigerer Miene als je, und im Knopfloch trägt er ein dreifarbiges Abzeichen „als Kommissär". Doch welch eine wunderbare Schickung — er muß immer die Thür hüten, auch als Säule einer Partei.

Der Saal ist klein, und den besten Teil des Raumes nehmen zwei Billards weg. Gasarme mit weißen Kugeln an den Wänden. Alle Lampen brennen. Arge Hitze. Dieses Billardzimmer grenzt an den eigentlichen Weinschank, zu dem drei Stufen hinaufführen. Eine halbhohe Wand trennt die beiden Abteilungen. Man sieht aus der einen in die andere. In den Weinschank kann man von der Gasse ohne weiteres eintreten.

Ich habe einen Platz in der guten Ecke des Billardzimmers und überblicke alles. An den Tischen sitzen etwa dreihundert Leute, die meisten haben die Oberlippe rasiert. Vom Hausmeister bis hinauf zum Haushofmeister sind alle Stände vertreten. Ferner einige kleine Geschäftsleute, wenige Arbeiter in der Bluse — von den Grenzen des Bezirks — und etwa ein Dutzend Bourgeois mit dicken Goldketten auf den Bäuchen. Auf jedem Tische liegt ein Bilderbogen, der in grobem Buntdruck „Größe und Niedergang des Checknehmers Krummfinger" darstellt. Acht alberne Bildchen mit einem falsch volkstümlichen Text. Zuerst wird der magere Politiker Krummfinger gezeigt, vor der Wahl. Dann als Abgeordneter, wie er aus einem Waggon erster Klasse aussteigt, mit einem stattlichen Pelz angethan, dick geworden von Checks und Opportunismus. Wie plump und unwahr das alles gemacht ist, sieht man am

deutlichſten auf der vierten Zeichnung. Das ſoll der Sitzungsſaal des Palais Bourbon ſein. Wer nur einmal in dieſem Hauſe war, weiß, daß es nicht ſo ausſieht, und daß nicht ſo abgeſtimmt wird, wie der niederträchtig talentloſe Zeichner glauben machen will. Da ſteht Krummfinger mitten im Saale vor einer grünen, viereckigen Kiſte, ſteckt mit der rechten einen Stimmzettel in die Spalte und hat die Linke auf dem Rücken; in dieſe legt ihm der hinter einem Vorhange halb verborgene Beſtecher einen Beutel Geldes, während die übrigen Abgeordneten ruhig auf ihren Bänken ſitzen und zuſehen. Ein ſpäteres Bild aber zeigt, wie der Mißwirtſchaft Krummfingers abzuhelfen wäre. In einem fahnengeſchmückten Saale drängen ſich „Mitbürger" und ſtecken ihre Stimmzettel in die ehemals von Krummfinger benützte viereckige, grüne Kiſte. An der Wand ſteht geſchrieben, was das zu bedeuten habe: die Wahl des Präſidenten durch das Volk, ſowie das Referendum.

Wahrhaftig, dieſer kindiſche Bilderbogen iſt ungemein lehrreich. Mit ſo dummem Zeug ſoll auf die Entſchließung der Wähler gewirkt werden! Für derart beſchränkt hält man ſie? Es iſt keine Schmeichelei. Doch endlich ein Beiſpiel, daß man ihnen nicht ſchmeichelt. Ich glaubte ſchon, ich würde keines ſehen.

Sie haben eine rechte Freude mit dem Bilderbogen, der nichts koſtet, und vertreiben ſich mit Erklärungen die Zeit, bis der Kandidat erſcheint. Er vertrat den Bezirk bisher und bewirbt ſich abermals um das Vertrauen ſeiner geliebten Mitbürger. Im Palais Bourbon war er ein gefürchteter Zwiſchenrufer. Seine Leiſtungen: Ab und zu ein grauſames Wort, ein den Redner auf der Tribüne ſtörender Widerſpruch, mehrere ironiſche Aha! oder zornige Oho! viel Geklapper mit ſeinem Pultdeckel und ein Bruchteil des Lärms, den die Rechte in ſtürmiſchen Sitzungen

machte. Übrigens hat seine Unfruchtbarkeit eine triftige Entschuldigung: er gehörte zur Minorität.

Von der Eingangsthür bis zur Wand drückt er unterwegs eine Menge Hände und lächelt mit hinreißender Freundlichkeit. Dieses süße Lächeln, das sie sämtlich haben, bringt eine Familienähnlichkeit in die Gesichter aller Kandidaten. Das Lächeln ist ebenso vielversprechend wie ihre Programme, und es steckt ebensoviel dahinter. Dieser hat für jeden, an dem er vorüberkommt, ein verbindliches Wort, den Entfernteren nickt er herzlich zu. Also lauter erklärte Anhänger? Ich fange an zu fürchten, daß es nicht der Mühe wert war, zu kommen .... Ein dicker junger Mann überschreit den leichten Plauderlärm und beantragt, einen anwesenden Gemeinderat zum Vorsitzenden zu wählen. In einer kleinen Gruppe neben mir schreit man: „Abstimmen!“ ... Gäbe es doch eine Opposition? Der dicke junge Mann läßt durch Handerheben abstimmen. Zwanzig Hände für den Gemeinderat, fünf oder sechs gegen ihn. Der dicke junge Mann verkündet: „Mit allen gegen sechs Stimmen ist der Herr Gemeinderat zum Präsidenten gewählt.“ Es ist die Wahrheit, wenn auch ein wenig hergerichtet. Sehr hübsch gemacht. Man merkt es kaum.

Der Vorsitzende giebt dem bisherigen Abgeordneten das Wort. Dieser tritt auf ein kleines rundes Podium, das nun immer die Tribüne heißen wird. Ein großes Wort für ein so kleines Brett und für die darauf Stehenden. Der Herr Abgeordnete kommt mir eigentümlich verringert vor. In der Kammer trat er sehr sicher und selbstbewußt auf, und nicht nur seine Ahas, auch seine Ohos galten etwas. Denn wir befinden uns im alten Lande der Fronde, in dem die widerspenstigen Männer nie unbeliebt sind, nie unbeachtet bleiben.

Und hier ist er so zahm. Der Trotzige verneigt sich vor einem Parterre von Lakaien. Nein, wird man sagen, er beugt sich dem allgemeinen Stimmrecht, das sie verkörpern. Vor dem allgemeinen Stimmrecht gilt ein Kammerdiener genau so viel wie ein Bergwerksarbeiter, und ein Dummkopf ist nicht weniger wert als Alexander Dumas. Das ist auch ein Standpunkt.

Er beginnt: „Meine Herren Wähler!"

Es ist eben ein besserer Bezirk; anderswo nennt man die Wähler mit einer gewissen republikanischen Barschheit „Bürger".

„Meine Herren, ich will Ihnen meinen Rechenschaftsbericht erstatten."

Ein Ruf: „Sie haben sich Zeit gelassen!" Man zischt den Vorwitzigen zur Ruhe. Die Kommissäre blicken nach ihm hin. Mein Freund, der Hausmeister streift sich den rechten Ärmel ein wenig in die Höhe.

Der Abgeordnete aber meldet, was er alles gethan. Abstimmungen, an denen er teilgenommen. Reden — kurze — die er gehalten. Ach, ein ärmliches Inventar. Er konnte freilich als Oppositionsmann nicht viel mehr leisten, das ist ganz wahr. Die Opposition kann immer nur Hü und Hott rufen und höchstens mit der Peitsche knallen; die Zügel führen andere. Ob man wohl besser führe, wenn seine Partei wieder lenkte? Man darf es bezweifeln.

Doch wie kläglich ist es, verschollene Zwischenrufe, Aufwallungen der Debatte, Zusatzanträge und anderen Kleinkram des parlamentarischen Lebens als Leistungen auszubreiten. Wenn er Aha oder Oho sagte, war das also eine politische That? Es verdirbt mir nachträglich seine Entrüstung, die manchmal einen Zug ins Große hatte. Und das ist noch Einer der Besseren,

Einer der Hundert, deren Namen man in der Kammer kennt. Was mögen die übrigen Fünfthalbhundert ihren Wählern jetzt erzählen. Ich denke mir sie in Wirtshäusern, die noch ärger sind als dieses, und in deren Qualm und Fuselduft man doch ein Mandat zusammenraffen kann, wenn man sich sehr bückt.

Der Herr Abgeordnete trinkt hastig einen Schluck Wasser, wischt sich mit dem Taschentuch heftig von hinten nach vorn über seine schwitzende Glatze und geht zur Kritik der opportunistischen Zustände über. Eigentlich dasselbe, was der Bilderbogen erzählte, aber schreiend vorgebracht, mit geschwollenen Adern und begleitet von wilden Geberden, denen man die Unechtheit anmerkt. Das abgeleierte Couplet über Panama fehlt auch nicht. Ich glaube, diese Zuhörer bleiben dabei kühl. — „Man hat euch anderthalb Milliarden gestohlen!“ — Einige klatschen Beifall, weil sie sich durch die Zumutung geschmeichelt fühlen, daß ihnen ein so großer Betrag abhanden gekommen wäre. Die meisten sind frostig. In der Widerspruchsecke wird sogar gelärmt.

Der Abgeordnete hat ein großartiges Wort: „Ich werde mich durch ein paar Individuen in meinen Ausführungen nicht stören lassen.“

So schnell sinkt der geehrte Wähler zum Individuum herab.

Der Vorsitzende fügt hinzu: „Sie können ja nach dem Kandidaten das Wort ergreifen, wenn Sie uns etwas zu sagen haben.“

Und die Kommissäre nähern sich dem Lärmwinkel, wo die Anhänger des Gegenkandidaten sitzen. Ich höre die Stimme des Hausmeisters heraus: „Sie werden später das Wort ergreifen!“ In seinem Munde klingt es nicht mehr wie eine Einladung, sondern als Drohung. Ist auch eine. Zur öffent-

lichen Rede entschließt man sich nicht so leicht. Den Atem zu einer längeren Rede hat nicht Jeder. Der Herr Abgeordnete weiß das am besten. Eingeschüchtert schweigen die Gegner. Eine Tracht Prügel würde sie vielleicht nicht dermaßen ängstigen, wie die Aussicht, die „Tribüne" besteigen zu müssen. Dennoch meldet sich ein Interpellant. Mit sichtlichem Widerwillen nimmt es der Vorsitzende zur Kenntnis.

Jemand schreit nun: „Nieder mit den Juden!" Es findet keinen rechten Widerhall. Denn man weiß nicht, ob der Ruf von einem Freunde oder Gegner ausgestoßen wurde. Politische Unterschiede giebt es überhaupt in dieser Versammlung nicht: alle sind Plebiscitäre. Es handelt sich nur um persönliche Anhängerschaften. „Nieder mit den Juden!" ist daher eine farblose Äußerung, auch eine gefahrlose. Das kann jeder ruhig sagen.

Der Abgeordnete erzählt dann noch, daß es sein Bestreben war, die heimische Arbeit zu schützen, fremde Dienstboten fernzuhalten (echter Jubel!), und wie er die Lasten kleiner Geschäfte vermindern, die der großen aber vermehren wollte. Letzteres ist schon gelungen, ersteres noch nicht. Das heißt: einige Leute zahlen jetzt mehr Steuern. Und ein Herumwerfen mit Milliarden. Man hört mit offenem Munde zu. Viele langweilen sich unverhohlen. Im ganzen ein magerer Erfolg.

Aber der angemeldete Wähler nimmt das Wort. Er ist blaß, doch wagt er's. Mit dem Programm wäre er so weit einverstanden. Für Volksbefragung und direkte Wahl des Staatsoberhauptes seien hier alle. Darüber sei kein Wort zu verlieren. Doch warum kandidiere der Herr Abgeordnete nicht im andern Teile des Bezirkes, der 1889 nur Einen Vertreter hatte und jetzt zwei hat. Diesen Kreis sollte er einem beliebten Gemeinderat — dem Gegner — überlassen. Da der bisherige

Vertreter auch in jenem Kreis Aussichten hätte, könnte die Partei einen Sitz gewinnen.

Der Abgeordnete wischt sich rasend über die Glatze und antwortet:

„Warum? Weil ich in diesem Kreise 1889 mehr Stimmen hatte als drüben. An meinem Gegner wäre es, sich zurückzuziehen. Ich habe hier ältere Ansprüche. Er hätte nicht kandidieren dürfen . . . ."

Eine Stimme: „Greifen Sie ihn nicht an! Er ist makellos."

Der Abgeordnete, schreiend: „Ich auch, mein Herr! . . . Er hat allerdings viel Geld. Doch das Geld, meine Herren . . ."

Der Redner wird in diesem Augenblicke jählings unterbrochen. Vielleicht war er im Begriffe, einen noch unbekannten Gedanken über das Geld zu äußern. Das wird man nie erfahren.

Der Saal ist plötzlich wild. Jenseits der halbhohen Wand, in der Weinschänke, steht ein Knäuel von Menschen und lärmt. Hochrufe auf den Gegenkandidaten ertönen. Hier im Hauptsaale entsteht Verwirrung. Einzelne verbieten einander, zu sprechen. Die Anhänger des Abgeordneten sehen sich verdutzt um, beginnen sich zu zählen. Ein Gefühl der Unsicherheit nimmt überhand. Niemand weiß, ob er im Saale bleiben wird. Die Kommissäre rufen in den Lärm hinein: „Sie werden später das Wort ergreifen!" Das wirkt nicht mehr. Mein Freund, der Hausmeister, blickt düster. Jetzt gilt es nicht mehr, die Ordnung zu erhalten, sondern sich selbst. Drüben im Schankzimmer haben die Gegner die Übermacht. Sie drängen unaufhaltsam herein. Die Unentschlossenen gehen zu ihnen über, die Gleichgiltigen lachen schadenfroh. Prügel liegen in der Luft. Von der Holzwand her eine Bewegung. Es ist der Gegenkandidat. Er

kommt unter Hochrufen die drei Stufen herab. Die Versammlung ist ihm unterthänig. Er geht zur Tribüne hin, ohne den Abgeordneten zu grüßen. Dieser steht betroffen, sprachlos und eifersüchtig da und fährt sich nur immer schneller mit dem Schnupftuch über die Glatze.

Der Vorsitzende befragt die Versammlung, ob sie den Gegenkandidaten anhören wolle. Eine überwältigende Mehrheit dafür. Aber die Hände sind noch zur Abstimmung erhoben — da erlöschen plötzlich alle Gasflammen. Der Wirt, Anhänger des Abgeordneten, muß am Gashahn gelauert haben, und als er die Sache verloren sah, drehte er ab. Die Mache verrät eine geübte Hand.

Man drängt hinaus. Es ist nicht klar, wer gewaltsam entfernt wird. Eigentlich alle. Lampen und andere Gläser klirren. Stöcke werden geschwungen. Von der Gasse kommt schwacher Lichtschein. Verworrener Lärm. Um die Tribüne herum stoßen sich mehrere. Einer schwingt sich hinauf und hält eine heisere Rede in der Dunkelheit. Die Gegner beschuldigen einander, mutwillig die Versammlung gesprengt zu haben. Ich treffe im Getümmel mit dem Hausmeister zusammen. Er raunt mir zu, man werde ihn als Kommissär vielleicht prügeln, wenn er hinauskomme; doch zittert seine Stimme bei dieser Mitteilung nicht.

Und wir sind auf der Gasse. Der Herr Abgeordnete steht inmitten einer kleinen Gruppe treuer, zerknirschter Freunde. Sein Gegner tritt auch heraus, drückt viele Hände, lächelt, erkennt in der Dunkelheit Leute, die er nach der Wahl am hellsten Tage nicht sehen wird, sagt einem jungen Arbeiter: „Wie geht es Ihrem Herrn Vater? Bitte, grüßen Sie ihn!“ Dann zieht er ab, von seinen Wahlmachern umgeben und von Hochrufen um-

ſchwirrt, die vermutlich bezahlt ſind, nach einem anderen Gaſthauſe. Hinter ihm drein die Freunde billiger Räuſche.

Der Herr Abgeordnete geht ruhiger weg. Ihn begleiten keine Hochkrakehler. Er hat keine Räuſche zu vergeben. Er iſt recht verlaſſen. Und er mag in bitteren Betrachtungen heimkehren. Ah, dieſe Wankelmütigen, Gedankenloſen, Undankbaren, dieſe — dieſe Individuen! Alte Dienſte vergeſſen ſie, dem Erſtbeſten laufen ſie nach. Ah, das Volk!

Und das ſoll man befragen?

4.

Der Löwe.

Auf dem Platze der Republik, wo der Verkehr volkreicher Bezirke mit Macht zusammenströmt, steht die hohe Frau. Sie hält einen Zweig in der Hand. Belleville wendet sie den Rücken und betrachtet die Omnibusse, die ruhelos von der Madeleine zur Bastille und wieder zurück fahren. Sie blickt hinüber nach der Rue du Temple, hinein in die Rue de Turbigo, gelassen und ewig. Nur was in der Rue du Château d'Eau, gleich nebenan, vor der Arbeitsbörse vorgeht, kann sie nicht beobachten. Denn sie müßte sich umdrehen, und das vermag sie nicht; sie ist aus Bronze.

An dem steinernen Sockel, der die Freiheitsgöttin trägt, steht der übliche Löwe, Sinnbild der Kraft, der Treue, des Mutes. Die Bildhauer sind der Ansicht, daß Mut, Treue und dergleichen nicht anders als durch einen Löwen auszudrücken seien. Das ist nun ein republikanischer Löwe, richtiger ein ralliierter. Die Löwen sind ja, wie man aus der Heraldik weiß, zumeist monarchisch gesinnt. Dieser eherne der Republik bewacht eine Urne mit der Inschrift „Allgemeines Stimmrecht",

und er ſieht ganz ſo aus, als ob er mit ſich nicht ſpaßen ließe. Er iſt immer ſchlecht gelaunt, auch wenn ihn die bleichen Kinder anlächeln, die man aus den engen Gaſſen hierher ins Freiere bringt. Er kümmert ſich nur um ſeine Urne, rollt pathetiſch und ernſt den Schweif und blickt grimmig aus nach Feinden. Er hat Recht. Man bewacht das allgemeine Stimmrecht oder man bewacht es nicht, ein Drittes giebt es nicht. Er iſt ein braves, pflichteifriges Vieh und erinnert in ſeiner erhabenen Beſchränktheit an die großen Revolutionäre vor hundert Jahren. Waren auch Löwen, auch von Erz.

Aber das Monumentale wird vom Alltäglichen überrauſcht. Bronzelöwen und Göttinnen werden vergeſſen, noch bevor ſie edel verroſtet ſind. Wer ſieht ſich nach der Freiheitsgöttin um, wenn er über den Platz der Republik geht? Höchſtens Kinder, Fremde oder Dichter. Beſonderes muß hinzukommen, damit man das langweilig Große beachte. Das iſt jetzt der Fall. Die Wahlſchlacht tobt an den Straßenecken, nämlich die papierene Schlacht der Wahlzettel. Kleiſtertopf und Pinſel ſind die Waffen, und wem der Drucker am längſten und am meiſten borgt, iſt Sieger. In allen Farben des Regenbogens und der Parteien ſchillern die Mauern der öffentlichen Gebäude. Nur dieſe dürfen beklebt werden. Eine weitherzige Auslegung duldet jedoch, daß man auch das Straßenpflaſter, die Eckſteine, Laternenpfähle, Brückengeländer zur Wahlreklame benütze. Die Zettelflut ſchwillt an, beleckt die Denkmäler, überſchwemmt ſie endlich. Erſt werden die Stufen beklebt, dann überbieten ſich die kämpfenden Anſchläger und ſteigen immer höher, einer auf den andern, über den andern. Anklagen und Verteidigungen, Proteſte, Warnungen, Verdächtigungen, Beleidigungen, immer gröber, je näher der Wahltag rückt. Heute ſind nur noch Worte wie

„Skandal", „Lüge", „Gemeinheit", „Verrat", „Schurkerei" auf den bunt ſchimmernden Sockeln der Denkmäler zu leſen. So hat man auch das der Freiheit auf dem Platze der Republik zugerichtet und ſelbſt den treuen Löwen nicht verſchont. Schmale Papierſtreifen mit den Namen der Kandidaten entſtellen ſeinen tapferen Leib. Nicht einmal Wunden gleichen ſie, ſondern nur den Banderillas, mit denen man die Stiere in der ſpaniſchen Hetze ärgert.

Armer Löwe! Und doch war er nie ein ſo treffliches Sinnbild wie jetzt, wo das veraltete Pathos ſeiner Wacht unter Papierfetzen verſchwindet. So iſt die Bronze der republikaniſchen Prinzipien auch nicht mehr zu ſehen, perſönlicher Hader verdeckt ſie.

Sogar die Urne hat man ihm verklebt, dem braven, betrübten Löwen. Aber daß er es ſich gefallen ließ, iſt zum Staunen. Wäre er ein ſchläfriger oder feiger Wächter? Nein, gewiß nicht. Entreißen ließe er ſich die Urne nicht. Wer das verſuchte, den würde er zerfleiſchen. Wenn man ſie nur beſchmutzt, ſieht er ruhig zu. Geraubt wird ſie nicht, das ſcheint ihm die Hauptſache. Für Feinheiten haben ſelbſt die geſcheiteſten Löwen kein Verſtändnis.

II.

Das Palais Bourbon.

5.

Der Präſident.

Dieſem Schauſpiel zuliebe bin ich manchesmal ſchneller über die Concordiabrücke gelaufen und habe manche ſchöne Beleuchtung der alten Stadt verſäumt, die dort den Fluß hinauf jenſeits des Pont-Neuf auf der Seine-Inſel liegt. Ufer und heller Strom vom Licht des frühen Nachmittags beglänzt, ein Bild, das der Blick zärtlicher umfangen möchte. Aber dort hinter den wohlbekannten Säulen des griechiſchen Tempels der franzöſiſchen Abgeordneten wird jetzt das Schauſpiel aufgeführt, das uns immer wieder anzieht: der Einzug des Präſidenten.

Ja, es feſſelt, wie oft man es auch geſehen habe. Eine Größe liegt darin. Wie auf die Poſe und die Phraſe verſtehen ſich die Franzoſen auf die Erfindung und Ausgeſtaltung feierlicher Aufzüge. In anderen Ländern, wo fürſtliche Geſchlechter ſeit langem ununterbrochen regieren, beſteht für alle großen Gelegenheiten ein bejahrtes Ceremoniell, und zuweilen ſteckt das Feierliche nur in den altertümlichen Gewändern. Hier dagegen werden ſolche Wirkungen mit ganz modernen Hülfs-

mitteln erreicht. So beim täglichen Einzuge des Kammerpräſidenten. Gambetta pflegte, als er die höchſte Würde des Abgeordnetenhauſes innehatte, ſeinen Vertrauten die Bewegung zu ſchildern, die ihn jedesmal packte, wenn er zwiſchen den Soldatenreihen unter Trommelwirbel nach dem Sitzungsſaale ſchritt. Das Herz ſchlug ihm höher, ein Schauer flog ihm über den Rücken, dem einſtigen Stammgaſte des Café Procope, den dort wohl ſelbſt die Kellner recht nachläſſig gegrüßt hatten. Täglich, wenn er zur Sitzung geht, wird dem Kammerpräſidenten ſeine hohe Würde fühlbar gemacht, und jeder Zuſchauer empfindet ſie eigentümlich bewegt mit. In der Vorhalle ſtehen zwei Reihen Soldaten, das Bajonnett aufs Gewehr gepflanzt; hinter ihnen dichtgedrängt die Neugierigen, die der Aufzug täglich anlockt: Journaliſten, Galeriebeſucher. An der Thür, die zu den Privatgemächern des Präſidenten führt, ſtehen mit gezücktem Degen zwei Offiziere. Durch dieſe offene Thür blickt man in einen langen leeren Feſtſaal, an deſſen anderm Ende vor einer verſchloſſenen Pforte Huiſſiers wachen. Jetzt ſpringt dieſe auf. Ein Thürſteher ruft, von Ehrfurcht ſichtlich ergriffen, aus: „Der Herr Präſident!“ Alle Häupter entblößen ſich, Kommandoworte erſchallen, und durch den langen leeren Saal bewegt ſich im Krönungsſchritte ein kleiner Zug heran: der Herr Präſident im Frack und mit weißer Halsbinde, umgeben von ſeinem Gefolge. Das ſind Huiſſiers mit der Kette um den Hals, dem Degen an der Seite, ferner Quäſtoren, Schriftführer und andere Beamte. Die oft ins Palais Bourbon kommen, kennen auch jenen unſcheinbaren Mann mit dem graublonden kurzen Barte, im Knopfloch trägt er die Offiziersroſe der Ehrenlegion, und er fehlt nie im Zuge. Huiſſiers, Quäſtoren, Schriftführer wechſeln, der Präſident ſelber wechſelt,

ja der am häufigsten; nur dieser unscheinbare Mann mit dem vornüber gebeugten Kopfe ist immer da, und doch geht er verlegen mit, als ob er eigentlich gar nicht dazu gehörte und sich dem Zuge nur unterwegs zufällig angeschlossen hätte. Das ist Herr Pierre.

Der Präsident ist am Eingang der Vorhalle angelangt. Die beiden Offiziere senken vor ihm den Degen und nehmen ihn in ihre Mitte. Von nun an steht er unter ihrem Schutze. Die Soldaten präsentieren dem Herrn im Frack das Gewehr. Trommeln wirbeln.... Dieser Tage hat sich in den Trommelschall ein ganz ungewöhnlicher Lärm gemischt: stürmische Hochrufe auf den dicken Herrn im Frack, der jetzt der Herr Präsident ist, und der nicht gerade begeisternd aussieht, wenn er mit seinem watschelnden Gange durch den Festsaal und die Vorhalle des Palais Bourbon schreitet. Hochrufe auf Charles Dupuy! Wahrhaftig, er hat sie verdient in der Bombensitzung, als er sein gelassenes Wort sagte: „Die Sitzung dauert fort!" Es sind geistreichere, glänzendere, besser gedrehte und gespitzte Worte vom hohen Platze des Vorsitzenden in diesen Saal, in die Welt hinausgeflogen, nie eines, das den Sprecher des Hauses mehr geehrt hätte. Ein Unerwartetes hat sich begeben: derselbe Charles Dupuy, der vor wenigen Tagen von einer recht mageren Majorität auf den Thron des Vorsitzenden hinaufgehoben wurde, ist heute der beliebteste Präsident, den diese Versammlung je gehabt. Wenn ihn die Laune faßte, abzudanken, würde er morgen einstimmig wiedergewählt. Er ist jetzt der einzig mögliche Kammerpräsident, noch bevor man eigentlich weiß, was er für ein Vorsitzender ist. Ja wohl, er leitet die Verhandlungen schon, wie wenn er Zeit seines Lebens nichts Anderes gethan hätte. Vielleicht ist es eine leichte Arbeit, vielleicht erlernt ein

auch ſonſt aufgeweckter Kopf raſch die Anwendung der Verfaſſung und Geſchäftsordnung in den zweifelhaften kleineren oder größeren Fällen, die faſt jede Sitzung bringt. Es ſcheint wirklich ſo zu ſein, denn ſelbſt wenn der Alterspräſident oder irgend einer der gleichgültigen Vizepräſidenten den Vorſitz führt, wird nie ein Fehler begangen. Alles geht immer am Schnürchen. Die Schriftführer ſchreiben nicht. Der Vorſitzende — welcher es auch ſei — plaudert angeregt mit Miniſtern und Deputierten, die ihn beſuchen; überſieht, überhört dabei nichts, was im Saale vorgeht. Und hinter dem Präſidialſtuhl drückt ſich ein unſcheinbarer Mann beſcheiden an die Wand. Das iſt Herr Pierre.

Charles Dupuy leitet alſo die Verhandlungen mit einer ſo umfaſſenden Geſchäftskenntnis, wie — wie jeder andere. Aber was er für ein Vorſitzender iſt, das weiß man nicht, man kann es noch nicht wiſſen.

Denn wie er es in der Antrittsrede verſprochen, hat er bisher ſeinem Temperament Zügel angelegt und noch niemanden beleidigt. Dieſer behäbige, gemütliche Mann iſt nämlich ein gar flinker Zwiſchen- und Zurückrufer, und er verſteht es, die Lacher auf ſeine Seite zu bringen. Dabei wird natürlich immer jemand beſchädigt. Ein Präſident der franzöſiſchen Kammer, der für langweilig gilt und geringgeſchätzt wird, wenn er ſich nicht fortwährend in die Debatte miſcht, hat nun eine ſo reiche Gelegenheit, Hiebe nach rechts, links und auch in die Mitte auszuteilen, daß man nur abwarten muß, wie lange Herr Charles Dupuy enthaltſam bleiben wird. Sein jüngſter Erfolg dürfte uns die Wartezeit abkürzen. Wir werden wohl bald „Worte“ von Charles Dupuy zu verzeichnen haben. Werden es immer glückliche ſein? Die Hand, welche die Glocke ſchwingt, muß nicht nur feſt, ſondern auch weich ſein

können. Die umfaſſende Geſchäftskenntnis genügt nicht. Geiſtesgegenwart iſt ſchon mehr wert, und Mut in einem ſchwierigen Augenblicke kann, wie ſich neulich gezeigt hat, dem Präſidenten zu hohem Ruhm verhelfen. Doch all dieſe Eigenſchaften ſind nichts, wenn er eine nicht beſitzt: die Liebenswürdigkeit!

Die hatte einer, der nun verſchollen iſt, und an den wir nicht ohne Bedauern zurückdenken können: Floquet! . . . Siehe, ſchon eine „Erinnerung"! Gehen hier die Jahre ſo ſchnell dahin oder die Menſchen? . . . Floquet war ein entzückender Präſident, man wird ſchwerlich jemals — ſoll ich ſagen: einen beſſeren? — nein, einen franzöſiſcheren ſehen. Darum war er ſo ſehr an ſeinem Platze. Ein Franzoſe würde von ihm ſagen: „Il avait la bosse de la présidence." Er war ein ſo vortrefflicher Präſident, daß man ihm den Mangel einiger minder wichtiger Eigenſchaften, z. B. der Unbefangenheit und Unparteilichkeit, verzieh. Richtiger: man merkte es kaum, daß er parteiiſch war. Und doch ging das bei ihm bis ins Perſönliche. Er hatte ſeine Leute, und nicht immer waren es ſeine politiſchen Freunde, denen er alles geſtattete. Den reaktionären Hitzkopf Baudry d'Aſſon, der im Grunde ein ſehr gutmütiger alter Schreihals iſt, ließ er gröhlen, ſo viel der nur wollte. Der war ſein heimlicher Liebling, den er freilich auch gut abzufertigen verſtand. So einmal in köſtlicher Scene. Von der Rechten war ein den Präſidenten ſelbſt beleidigender Zwiſchenruf gefallen. Floquet wendete ſich zornig hin: „Wer hat das gerufen?" Und Baudry d'Aſſon meldete ſich ſchleunigſt: „Ich wars!" Darauf ſagte Floquet ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, zum Redner, der eben auf der Tribüne ſtand: „Fahren Sie fort!" . . . Er beſtrafte Baudry damit, daß er ihm den gewünſchten Ordnungsruf nicht gab, mit dem er doch ſonſt

verſchwenderiſch war. Mancher kleine Abgeordnete, der zum erſtenmale mit einem beſcheidenen Krakehl Ruhm zu erwerben verſuchte, wurde gleich in ſein Dunkel zurückgeworfen. Und was hat Déroulède gelitten, bevor er in den Panamageſchichten der Herr der Kammer wurde. Ihn ließ der Präſident Floquet ungern reden, er ſchnitt ihm das Wort ab, wo er nur konnte, ſelbſt wenn Déroulède, was auch zuweilen vorkam, zur Sache ſprach. Gefiel ihm Déroulèdes Stimme oder Naſe nicht? Einen dieſer triftigen Gründe hatte er jedenfalls. Dennoch nahm ihm Déroulède wahrſcheinlich die Entziehung des Wortes niemals übel. Floquet war nämlich dabei liebenswürdig, wie ein bärbeißig thuender Onkel, der die jungen Leute anſchnauzt: „Geh, ſchweig lieber! Das verſtehſt du ja gar nicht. . . .“ Er hatte überhaupt reizende Impertinenzen, die mit ſolcher Anmut vorgebracht wurden, daß ihm kaum der Betroffene gram ſein konnte. Oft lag ſeine Neckerei in der Anrede; ſo, wenn er die Fürſten und Grafen der Rechten kurzweg bei ihrem Namen rief, den Titel republikaniſch übergehend, oder wenn er den Biſchof Freppel einfach „Herr Freppel“ nannte. Als aber Freppel ſtarb, hielt er ihm einen ſo ſchönen warmen Nachruf, daß ſich die Konſervativen gerührt die Augen wiſchten. Auf Nachrufe voller Herzlichkeit verſtand er ſich wie keiner. Die graueſte Sitzung bekam durch ihn Farbe und Leben. Seine „Worte“ waren zahllos: pathetiſche, luſtige. Er wußte ſie zu ſchleifen und ins Licht zu ſetzen, daß ihre Facetten köſtlich glänzten und man ſie für die ſeltenſten Edelſteine hielt. Er hätte vermutlich ein beſſer und bunter geflügeltes Wort gefunden, ſtatt Dupuys „Die Sitzung dauert fort!“ Denn auch er wäre dageblieben, auch er hätte die Sitzung fortgeſetzt, auch er beſitzt ein unerſchrockenes Herz. Er bekam nur auf dem Präſidenten-

ſtuhle nie Gelegenheit, ein Wort für die Geſchichte zu ſprechen, wie es in ſeiner Jugend das „Vive la Pologne, Monsieur!“ geweſen, das er dem Zar zugerufen hatte. So hat ſich ſeine Gabe, hurtige Epigramme aufflattern zu laſſen, verzettelt. Er war nur der „geiſtreiche Präſident“. War er wirklich ſo geiſtreich? Darauf kommt es eigentlich gar nicht an. Er galt dafür. Das iſt oder war mehr wert. Jetzt hat man alle Mühe, ſich auf eines ſeiner „Worte“ zu beſinnen. Denn meiſt waren es kleine Neckereien, die verſtoben. Er hänſelte den Redner, machte ſich über die Zuhörer luſtig. Schwatzten die Deputierten während einer Rede zu laut, ſo erkundigte er ſich wohlwollend, ob es ſie vielleicht ſtöre, wenn jemand auf der Tribüne ſpreche. Er hatte tauſend ſchnurrige Wendungen, um Ruhe im Saale zu ſchaffen. Man lachte und ſchwieg eine Weile, dann plauderte man weiter bis zu ſeinem nächſten „Wort“.

Ob er ſaß oder ſtand, er ſah immer großartig aus. Nie hätte ihn ein Augenblicksphotograph in unedler Poſe überraſcht. Er war ſtets „der Präſident“. Man mußte nur ſehen, wie er den Miniſtern, die zu ihm hinaufſtiegen, die Hand reichte. Der Arm lag nachläſſig auf der Stuhllehne, und ohne ſich weiter zu bewegen, gab Floquet den Beſuchern die ſchlaffe Hand, ließ ſie vielmehr ergreifen, wie wenn er den Handkuß geſtatten wollte, oder er blickte im Hauſe umher, wenn nicht viel vorging, beguckte die Galerien, von denen er ſich bewundert wußte, immer in ſtolzer Haltung, das kühne, mit den Jahren verfettete Profil nach oben gerichtet. Ein Bourbonenkopf oder Kopf eines Marquis der früheren Zeit, das Geſicht glatt raſiert, damit keine Feinheit des Mienenſpieles verloren gehe; die grauen Haare, wie man erzählte, auch noch gepudert. Er ſah wahrlich groß aus. „Republikaniſcher Adel“, ſagte Frau

Floquet, seine Gemahlin. . . . Und während er so auf dem Präsidentenstuhl seine mannigfaltigen Vorzüge zur Geltung brachte, oft nur mit seiner Person beschäftigt schien, sah er alles, hörte er alles, traf im richtigen Augenblicke die richtige Entscheidung und erklärte den zerstreuten Abgeordneten, worüber jetzt abzustimmen sei. Im Zweifel konnte man bei ihm nie bleiben; alles erläuterte er so deutlich, in jedem Gesetzentwurfe war er zu Hause, jeden hatte er sichtbarlich studiert, überdacht, mit seinem Geiste durchdrungen. Bei diesen Erläuterungen, die Muster von Klarheit waren, fand er auch noch Zeit, zwischendurch eine Menge kleiner Papierchen zu lesen, die ihm jemand überreichte. Der jemand trat von hinten an ihn heran, verneigte sich ergebenst und streckte die Zettel oder ein aufgeschlagenes Buch hin. Das war Herr Pierre.

Natürlich fühlte er sich wohler in den bewegten Sitzungen, als in den stillen. Dann konnte er ganz den großen Präsidenten zeigen, der er war. Er liebte den Lärm, die Stürme, die wilden Debatten, um sie zu beherrschen. Da war seine Geistesgegenwart am meisten zu bewundern. An solchen Tagen vermag der Vorsitzende viel. Sturz oder Sieg der Regierung hängen nicht selten von seiner Geschicklichkeit ab. Er kann die Interpellanten zügeln oder einherstürmen lassen. Er kann Strafen verhängen, das Wort entziehen. Er kann beim Händeaufheben entscheiden — freilich nur in Übereinstimmung mit seinem Bureau — wo die Mehrheit sei. Er kann noch vielerlei anderes, wenn er den Kopf oben behält, indes alle übrigen den Kopf verloren haben; da ist seine Macht sehr bedeutend. In diesen Fällen war Floquet auch großartig. Wenn im heißen Saale der Aufruhr tobte, stand er bändigend, gebietend da, über allen. Er allein über der Kammer, auf der Präsi-

dentenhöhe, erhaben anzuſchauen . . . aber auffallend war in ſolchen Augenblicken das Benehmen des Herrn Pierre. Der beſcheidene Herr Pierre ſtand dicht neben dem Präſidenten, wie von der allgemeinen Aufregung aus ſeinem Hintergrunde hervorgejagt. Er redete ſogar fortwährend auf den Präſidenten ein, der doch wirklich Anderes, Wichtigeres zu thun hatte; aber Floquet ließ es ſich gefallen. Aus Güte, Leutſeligkeit? Herr Pierre war und iſt ja nicht einmal Deputierter, und der Präſident Floquet hatte recht ſtolze Manieren. Pflegte er ja bei ſeinem täglichen Einzug in die Kammer den beiden Offizieren der Wache, die vor ihm am Eingange den Degen ſenkten, nicht einmal zu danken. Floquet war eben von ſeiner Würde ganz erfüllt, glaubte an ſeinen hohen Beruf, wußte, was er für ein merkwürdiger, einziger, unerſetzlicher Präſident war.

Er hatte Recht. Man ſah es, wenn er an gleichgültigen Tagen einen der Vizepräſidenten die Sitzung leiten ließ. Etwa den braven alten de Mahy, der ſo viel läutet, wohl um die von ihm eingeſchläferten Abgeordneten wieder aufzuwecken, oder Peytral, oder gar den zum Sterben langweiligen Caſimir-Perier. Auch dieſe machten ja, wie geſagt, keine Schnitzer, reſumierten die Geſetze, erklärten die Abſtimmungen deutlich — ſelbſt Peytral, der als Apotheker berühmter wurde, denn als Juriſt — aber wo blieb die Floquetſche Würze der Debatten? Es half nichts, daß ſie den Meiſter bis ins kleinſte nachahmten und ſogar ſeine Gewohnheit, immer mit Herrn Pierre zu ſprechen, annahmen. Wenn Floquet nicht vorſaß, konnte man ruhig weggehen; es war eine tote Sitzung.

Und es begab ſich, daß „der Präſident", der Einzige, ſeinen Thronſeſſel verließ, verlaſſen mußte, um nicht wiederzukehren.

Für die regelmäßigen Beſucher der Kammer war es ein harter Schlag. Und wer kam an des Unerſetzlichen Stelle? Caſimir-Perier, der zum Sterben Langweilige. Zum Glück iſt ſeine Zeit vorüber; er wurde zu den Miniſterpräſidenten verſammelt. Oh, er hatte die beſten Eigenſchaften, er war korrekt, beſcheiden, höflich; beſonders höflich. Täglich wurde es bemerkt, daß er am Ausgange des langen leeren Feſtſaales vor den Offizieren, die den Degen ſenkten, ſtehen blieb und jedem von ihnen eine Verbeugung machte; anders als Floquet.

Ganz anders als Floquet, auch wenn er oben auf dem vergoldeten Lehnſtuhle ſaß. Eine ſpröde Stimme, eine brüchige Art zu reden, das ganze Betragen ſteif und trocken. Wenn er „Worte" machen wollte, blieb es beim achtbaren Verſuch. Er hatte kein Talent zum Präſidieren, das fühlte jedermann, am ſtärkſten wohl der Entthronte. War es für dieſen ein Troſt? Was wir unſerem Nachfolger nie verzeihen, ſind ſeine Vorzüge. Man mußte Floquet beobachten, wenn er ſpäter als einfacher Deputierter im Palais Bourbon erſchien, ohne daß ſich vor ihm eine Degenſpitze geſenkt hätte, und ohne den leiſeſten Trommelwirbel. Still ging er nach ſeinem alten Platz, dort, wo die Radikalen ſitzen, nahm an keiner Debatte teil, und ſah nur vor ſich hin. Aber wenn ſein Nachfolger ſich ungenügend zeigte, trommelte er nervös mit den Fingern auf dem Pult. Es war ſo deutlich, was er ſich dabei dachte: „Wie hätte ich das gemacht! Und wie ſähe er jetzt erſt aus, wenn er Pierre nicht hätte — Pierre, der ihm auf den kleinen Papierchen alles hinreicht, was er zur Leitung der Diskuſſion braucht, der ihm alle nötigen Geſetzesſtellen aufſchlägt, der ihm zuflüſtert, was zu ſagen und wie zu entſcheiden iſt. . . ."

Pierre! Ja, wer iſt denn dieſer Herr Pierre eigentlich,

dieſer Unſcheinbare, Unentbehrliche, der aus dem Dunkel empor-wächſt und ins Dunkle zurücktaucht. Man nennt ihn den Generalſekretär der Präſidentſchaft. Wirklich iſt er mehr. Die anderen machen die Geberden, ſagen die „Worte", läuten die große Glocke. Er jedoch lenkt die Lenker. Er iſt — hm — er iſt der Präſident.

Mitte Dezember 1893.

6.

Wahlgeſpenſter.

Zu den ſpaßhaften Dingen gehört die Wahlbeglaubigung, und ſie erinnert an den Beweisfehler, den man petitio principii nennt. Von wem wird die Wahl eines Deputierten beglaubigt? Von den anderen Deputierten. Nun giebt es eine Zeit, wo lauter gänzlich unbeglaubigte Herren entſcheiden, ob ein gewiſſer Herr zu beglaubigen ſei oder nicht. Das geſchieht am Anfang einer neuen Kammer. Leute, von denen man noch nicht weiß, ob ſie ſelbſt werden dableiben dürfen, haben doch das Recht, einen ebenſo gut oder ſchlecht wie ſie Gewählten zum Palais Bourbon hinauszujagen. Es iſt wahr, ſie machen von dieſem Rechte faſt gar keinen Gebrauch, wenigſtens am Beginn. Sie ſind noch voll Nachſicht für die kleinen Unregelmäßigkeiten, die an der Urne begangen wurden. Sie wiſſen noch, daß der Wähler oder liebe Mitbürger dumm und faul iſt, daß man ſeinem zögernden Verſtändnis durch Mittelchen nachhelfen müſſe. Der Dunſtkreis iſt von gegenſeitigem Wohlwollen geſchwängert. Keiner hebt den erſten Stein auf.

Aber allmählich aichen ſie einander zu Volksvertretern.

Immer mehr ſind ihrer beglaubigt, und ſie fangen an, über Wahlmißbräuche die Naſe zu rümpfen. Sitzen mit einem ſatten Lächeln da und hören überlegen zu, wie die angefochtenen Wahlen verteidigt werden. Und als immer ärmere Sünder ſtehen die Abgeordneten, die der Zufall ſpät zur Beglaubigung kommen läßt, auf der Tribüne. Endlich ſind nur noch einzelne unbeſtätigt, weil die Vorgänge bei ihrer Wahl eine längere Unterſuchung erfordern. Dieſe halben Deputierten führen nun im Palais Bourbon ein eigenes Schattenleben. Sie haben ihren Sitz im Hauſe, ſie dürfen ſich überall umthun wie die anderen, ſie ſcherzen in den Wandelgängen, eilen geſchäftig in den Saal, wenn plötzlich etwas Großes vorgeht — aber ſie ſtimmen nicht ab. Das Recht dazu hätten ſie, aber ſie wagen nicht, es zu gebrauchen. Sie ſparen ſich ſogar die Zwiſchenrufe vom Munde ab, und wenn die Übrigen munter Aha! oder grimmig Oho! ſchreien, ergötzen ſich dieſe noch Unbefugten beſcheiden oder entrüſten ſich mäßig; auch dies nur mit Mienenſpiel. Sie ſind die Lautloſen. Doch niemand nimmt leidenſchaftlicher Anteil an den Verhandlungen, als ſie. Da iſt einer, der Merkwürdigſte von allen, ein Unbeglaubigter, der ſchon ſeinen Platz in der Geſchichte Frankreichs geſichert hat, nicht gerade einen Ehrenplatz.

Er ſchwänzt keine Sitzung. Er geht nie hinaus; wahrſcheinlich, weil er in den Wandelgängen nicht einen einzigen fände, mit dem er ein paar Worte tauſchen könnte. Von Anfang bis zu Ende ſitzt er da, und wenn man ihn genau betrachtet, ſieht man, daß er fortwährend bemüht iſt, eine ungezwungene Haltung zu haben. Er will ausſehen wie jemand, der hierher gehört, der gar nicht überraſcht iſt, ſich in dieſem Hauſe zu befinden. Oder will ausſehen wie jemand, der eben

wichtige Schriftstücke verarbeiten muß und darum nicht wünschen kann, durch müßiges Geplauder seiner Kollegen gestört zu werden. Oder wie jemand, der dringende Briefe zu schreiben hat und nur mit halbem Ohre hört, nur zerstreuten Blickes umhersieht .... Er? Alles nimmt er wahr, jeden Ton, jede Bewegung, jede Anspielung, jedes Geflüster, jeden Hauch ringsum. Er lauscht gierig, mit heimlicher Angst. Die grauesten Debatten fesseln ihn wie einen Provinzler, der zum erstenmale in das berühmte Palais Bourbon käme, auf die zweite Galerie, nach langem Betteln um die Eintrittskarte. Und doch ist er hier kein Fremder. Gut kennt er diesen Saal. Einst hat man ihm hier die Hand gedrückt und ihm den Hof gemacht. Später hat man den Saal verlassen, weil er sich erkühnte, einzutreten. Jetzt drückt man ihm nicht die Hand, man verläßt auch seinetwegen nicht mehr den Saal, man übersieht ihn bloß. Man übersieht ihn, wie wenn er Luft wäre, ein Gespenst, das nur Furchtsame bemerken.

Nein! Alle sehen ihn. Die Alten, die Genossen seiner Zeit, ehemalige Höflinge, Verpflichtete mit treulosem Gedächtnis, blinzeln über ihn hinweg. Die Jungen, Neugewählten lassen sich ihn zuerst zeigen, wenn sie hereinkommen. Jetzt ist sein Platz weit hinten, aber doch im Kreisabschnitte der Regierungstreuen. Einst saß er ganz vorne, war selbst ein Regierender. Und er heißt Wilson!

Ach, Daniel Wilson, sein eigener Schatten. Er war früher stark und stattlich. Nun ist er verkümmert, die Brust schmal und eingesunken, der Rücken hoch beim Sitzen. Er hat die vergrämten Hände, das bleiche, dünnhäutige Gesicht eines Mannes, der von langer Krankheit gebrochen worden, und welk ist auch sein rötlicher Vollbart. Er hat scheue, kurzsichtige Augen, denen

das Licht weh zu thun ſcheint, die aber raſtlos umherſpähen und nirgends verweilen mögen. So kauert er hilflos, unheimlich, und bei ſeinem Anblicke fällt mir die verregnete Fledermaus ein, die ich einmal geſehen habe, ich weiß nicht mehr wo. Sie hockte mit ſchlaffen Flügeln, mager, mitleiderregend, aber auch entſetzlich.

Wer hätte ſich ihn ſo vorgeſtellt, den Mann, der eine der ſchwerſten Erſchütterungen dieſer Republik verurſacht hatte? Seinen Schwiegervater Grévy fegte die öffentliche Meinung hinweg, weil er ſein Schwiegervater war. Den äußerſten Stürmen widerſtand Herr Daniel Wilſon, und darum hätte man ſich ihn aufrechter gedacht. Mit Staunen und einer gewiſſen Bewunderung hörte man, wie er in Loches, ſeinem alten Wahlbezirke, die politiſche Laufbahn wieder ganz von vorne begann. Seit Jahren marſchierte er auf das Palais Bourbon los. Zu Loches ließ er ſich vor allem in den Gemeinderat wählen. Zu Loches wurde er Bürgermeiſter. Dann ſtieg er weiter, unaufhaltſam und mit Trotz. Er wurde Generalrat. Man hörte ihn kommen. Bei jedem Schritte, den er vorwärts that, ſchäumte Widerſpruch gegen ihn auf. Jede ſeiner Wahlen wurde angefochten. Er habe Stimmen gekauft, erſchlichen, gefälſcht. Und er ging beharrlich dem alten Ziele zu. Jetzt iſt er da. Ein armer, müder Mann.

Er ſitzt auf der vierten Bank, von hinten gezählt. Sein Platz hat die Nummer 316. Wer Wilſon ſehen will, braucht ſich nur den Sitzplan der Abgeordneten geben zu laſſen. Die anderen machen Beſuche im ganzen Hauſe, ſetzen ſich nieder, wo es ihnen beliebt, auf der Miniſterbank, mitten unter Gegnern, gewöhnlich aber bei Freunden. Er hat keine Freunde. Er kommt wie ein braver Schuljunge, die Mappe unterm Arm,

zur Thür herein, die seinem Platze Nummer 316 am nächsten ist, und setzt sich still hin. Welche Genugthuung sucht er da? Rätsel. Will er sich reden hören? Zu Loches in der Gemeindestube hätte er es leichter als hier. Wenn er es wagt, auf die Tribüne zu gehen, wird man ihn beleidigen, und man wird ihn nicht sprechen lassen. Will er andere reden hören? Kaum glaublich. Dafür hätte er jahrelang um Loches geworben? Er darf nicht beraten, er kann nicht stimmen, seinen Beifall würde sich jeder verbitten, und wehe ihm, wenn er sein Mißfallen bezeigen wollte. Also nur um das Recht, auf dieser mit rotem Tuch überzogenen Bank vor der Nummer 316 Platz nehmen zu dürfen, alle die Opfer? Dafür ist er jahrelang im Kreise von Loches umhergezogen, aus einem Dorfwirtshaus ins andere? Dafür hat er Reden um Reden gehalten, Freiwein gezahlt, kleine Leute verpflichtet, ungewaschene Hände geschüttelt, nützliche Werke gestiftet? Was mag ihn dieser Sitz gekostet haben? Gewiß viel mehr, als wenn er Stimmen gegen Bargeld erlangt hätte. Denn das that er nicht. Es wird ihm nichts Schweres vorgeworfen. Höchstens, daß er Wahlzettel habe verteilen lassen, die nicht ganz weiß waren, wie es das Gesetz vorschreibt. Dadurch konnten seine Vertrauten an der Urne erkennen, ob der angeworbene Wähler auch Wort hielt. Ist das so arg? Und er hatte doch um zweitausend Stimmen mehr als sein Gegner. Saß er also wenigstens fest auf der roten Bank, Nummer 316? Er hoffte.

Diese Hoffnung habe ich oft auf seinem müden Gesicht gelesen, dieweil die Wahlen anderer beglaubigt wurden. Denn jeder hat seine Wahlgespenster, nicht wahr? Im Palais Bourbon tauchen sie plötzlich auf, wenn sich ein Gewählter am sichersten wähnt. Da sind die Schatten weinfröhlicher Gesellen,

mit denen man vor der Wahl brüderlich gezecht. Jetzt ſind ſie ſchrecklich anzuſchauen, die roten Naſen, die verglaſten Augen. Der Trunk war eine Beſtechung .... Da jammern hilfloſe Witwen, denen man vor der Wahl ein bischen Geld gegeben. Aber die Witwen hatten wahlberechtigte Söhne, Brüder, Väter. Die Wohlthat war ein Kauf .... Da flattern die ſchwarzen Gewänder von Geiſtlichen, die von der Kanzel herab für den Kandidaten geſprochen. Die Predigt war eine Verführung .... Da flimmern die dreifarbigen Schärpen von Bürgermeiſtern, Polizeibeamten. Dieſe waren nicht kühl geblieben, als alle ſich erregten. Ihre Teilnahme war der offizielle Druck .... Spukhafter Reigen. Die Toten, die man hatte abſtimmen laſſen, tanzen mit fremd und düſter ausſehenden Geſtalten, deren Geſichter man nicht erkennen kann; das ſind die Verſchollenen, die wählten, ohne dageweſen zu ſein. Und die ſchnurrige Reihe der mehrfachen: immer zwei, drei, vier ganz gleich anzuſchauen, wie die Rauſchgeſpenſter eines Betrunkenen; die haben mehrere Stimmzettel abgegeben. Und noch viel andere, andere. Die Geſpenſter jagen nur ſo vorüber.

Ja, man mußte Wilſon betrachten, wenn die Wahlſünden anderer beſprochen wurden. Da blickte er weniger mißmutig drein, und einmal ſah ich ihn ſogar lächeln. Irgend ein Abgeordneter, deſſen Wahl angefochten war, ſtand auf der Tribüne. Zu ſeiner Verteidigung erzählte der, daß ſein Gegenkandidat noch viel ärgere Mißbräuche begangen hätte. Und er brachte den Klatſch der kleinen Stadt vor, dieſen überall ſo gleichförmigen, nur durch die Gleichheit merkwürdigen. Überall Verleumdungen, wirre Anklagen. Man hat da und dort etwas gemunkelt, dieſer hörte es von jenem, keiner weiß Genaueres, und alle glauben felſenfeſt daran. Das Ortsblättchen macht

verschämte Anspielungen. Diese Wahlblätter würden ein eigenes Kapitel verdienen. Sie tauchen einige Monate vor den allgemeinen Wahlen auf, erscheinen in wöchentlichen Schmähungen, sind in einem sehr hinterwäldlerischen Stil geschrieben, triefen von Beleidigungen und verschwinden gleich nach der endgiltigen Wahl, wenn der Redakteur nicht schon vorher ins Gefängnis gewandert oder durch Degenstiche kampfunfähig geworden ist. Doch zuweilen ist im Palais Bourbon von diesen hingewelkten Blättern die Rede. Man erfährt nicht ohne Ergötzen, wie und was da geschrieben wurde. Man hört, wie diese Zeitungen hießen, altväterische, schwunghafte Namen: Der Leuchtturm von Finistère, Die Biene von Satillieu, Das Morgenrot der Ardennen, Der Postillon von Puy-de-Dôme oder Die Zunge der Bouches-du-Rhône. Der Leuchtturm ist zerfallen, die Biene hat ausgesummt, das Morgenrot ist verblaßt, der Postillon tutet nicht mehr, die Zunge steht still. Sie erscheinen höchstens bei der Beglaubigung von Wahlen als Schatten.

Jener Angefochtene verteidigte sich also auf der Tribüne, und Wilson hörte ihm mit Hingebung zu. Der Angefochtene erzählte alle Streiche seiner Gegner. Endlich zog er einen großen roten Anschlagzettel aus seiner Mappe. Auf diesem Zettel hatte der Gegenkandidat sich von verschiedenen geachteten Mitbürgern den Wählern empfehlen lassen, knapp vor der Wahl. Nachher stellte sich heraus, daß die Unterschriften nicht echt waren. Triumphierend schwenkte der Angefochtene den großen Zettel. Der grellrote Fetzen Papier war ein beleidigend gemeiner Fleck in dem Saale, wo alle Farben gedämpft sind und Marmorsäulen die hohe Decke tragen. Lachte man über diesen Gegensatz oder über das Wahlstückchen? Kurz, man lachte, und Wilson lächelte zum erstenmale, glaube ich, seit er

wieder da war. Denn ſo wüſte Dinge konnte man ihm doch nicht vorwerfen.

Und mit welcher Genugthuung mag er den Bericht über die Wahl des Herrn Melchior v. Vogüé im zweiten Bezirk von Tournon (Ardèche) geleſen haben. Der Vicomte von Vogüé, einer der beſten Edelleute, die ſchreiben können, ein frommer und doch aufgeklärter Herr aus altem Hauſe, ſicher eine Zierde der Republik, zu der er ſich vor kurzem bekehrte — nun, dieſer gräfliche Akademiker wurde auch nicht ſo ohne weiteres zum Abgeordneten gewählt. Der Bericht, den der Ausſchuß erſtattet, hat Stellen von epiſcher Größe. Der Ausſchuß bereiſte im Auftrage der Kammer den ganzen Kreis von Tournon (Ardèche) und vernahm Zeugen aus vierundfünfzig Gemeinden. Im Berichte werden Ortſchaften aufgezählt, die vor Herrn v. Vogüé noch keines Europäers Fuß betreten hat: Broſſainc, Savas, Félines, Peaugres, Colombier-le-Cardinal, Saint-Déſirat, Thorrenc, Boulieu, Saint-Clair, Vanoꝛ, Vernoꝛ, Vocance, Villevocance — es ſtimmt Einen ganz ſchläfrig und träumeriſch, wie wenn man im Wägelchen über flaches Land fährt. Und welch ein wunderliches Leben.

„In Vocance," erzählt der Bericht, „ſagte uns ein ſicherer Beſſet, daß er am Wahltage auf die Mairie kam. Dort trank man Wein. Er legte zehn Sous hin, damit man ihn auch trinken laſſe, doch weil er kein Anhänger des Herrn v. Vogüé war, begegnete er Schwierigkeiten als er ſeinen Durſt löſchen wollte. Und Beſſet fügte hinzu: Ein Glas Wein genügt oft, um eine Stimme zu ändern."

Ja wohl! Man ſieht ordentlich den armen Beſſet, wie er am heißen Auguſttage auf der ſtaubigen Landſtraße gegen Vocance zu geht. In Vocance giebt es kein Wirtshaus, aber

auf der Mairie ist ein Fäßchen aufgestellt. Die Freunde Vogüés trinken, der sichere Besset sieht schwermütig und mit Durst zu. Selbst als er fünfzig Centimes bietet, läßt man ihn nicht nippen. Da schmilzt sein alter starrer Republikanismus, der von neubekehrten Grafen nichts wissen wollte. „Ein Glas genügt oft!“ seufzt er. Denn in dieser niederen Welt und besonders in Vocance, wo kein Wirtshaus ist, hängen unsere besten Entschlüsse von den Umständen ab. Ein Glas Wein genügt — aber nachher trank er wahrscheinlich mehrere. So ist aus dem sicheren Besset ein unsicherer Besset geworden.

In Peaugres bat Herr v. Vogüé etliche Männer, „mit einem Kinde der Gegend“ ein paar Flaschen auszustechen. Das Kind war Herr von Vogüé.

Die Geistlichkeit begünstigte den Vicomte sichtlich, obwohl er in Saint-Symphorien de Mahun öffentlich erklärt hatte, er wolle kein „Pfaffenregiment“. Der Pfarrer von Satillieu soll sich besonders bemüht haben. In einer Versammlung, die lau war, gab der Herr Pfarrer mehreren Männern aneifernde Rippenstöße und sagte dazu: „So schreit doch: Hoch lebe der Herr v. Vogüé!“ Und der Pfarrer von La Louvez that gar den Gegenkandidaten Herrn Le Roy in den Kirchenbann.

Vogüé sowohl wie Le Roy galten als Kandidaten der Regierung. Le Roy hatte einen ermutigenden Brief des Präfekten in der Tasche, aber Vogüé zeigte ein vertrauliches Schreiben des Ministers Develle jedem, der neugierig war. Da nun ein Minister auf die Männer von Tournon (Ardèche) mehr Eindruck macht als ein gewöhnlicher Präfekt, so schien Herr v. Vogüé sich in einem unerlaubten Vorteile zu befinden. Doch er hatte die Korngeschichte gegen sich. Die schadete ihm sehr.

Die Korngeschichte! Ein Gedicht . . . Der Ausschuß er-

zählt: „Einem Gerüchte zufolge, das ſchon ſeit Jahren in der Gegend umläuft, hätte ein Verwandter des Herrn v. Vogüé im Jahre 1847, als die Ernte mißraten war, eine große Menge Getreide zuſammengerafft und einen Teil davon in die Rhône werfen laſſen, um auf die Hungersnot zu ſpekulieren."

Die Vogüés beſtritten dieſe Behauptung von jeher. Bei den Wahlen tauchte ſie dennoch wieder auf. Der Redakteur des Kreisblattes beſtieg ſein gutes, ſchweres Schlachtroß, legte eine großmächtige Lanze ein und ſchrieb: „Der Name Vogüé erinnert unſere Bauern an die verhaßten Zeiten der Zwingherren und auch an gewiſſe Geſchichten von verteuertem Brot . . ." In Broſſainc wurde ein Zettel angeſchlagen, welcher beſagte, Herr v. Vogüé ſei ein „Korn-Ertränker". In Savas riefen die Gaſſenjungen: „Vogüé iſt ein Weizen-Erſäufer!" . . . In Félines ſagte einer aus: „Die Weizenfrage hat Vogüé geſchadet." In Bogy ein anderer: „Man wolle nicht für einen Volksaushungerer ſtimmen." In Champagne ſchrieen Leute: „Wir ſtimmen nicht für Vogüé, wir wollen nicht Hungers ſterben . . ." So rollte die Verleumdung wachſend weiter, von Vandevant bis nach Andance, und der Ausſchuß meint, daß Vogüé dadurch um etwa tauſend Stimmen weniger erhielt, als ihm ſonſt zugefallen wären. Was aber war der Untergrund der Legende?

Ein Mann von Satillieu ſagte aus: „Ich bin ein Zeitgenoſſe von 1847. Ich war damals 34 Jahre alt. Das Gerücht entſtand 1847, die Händler von Serrières ſetzten es in Umlauf, weil Herr v. Vogüé ſich geweigert hatte, ihnen ſein Getreide zu verkaufen, das er zu herabgeſetztem Preiſe den Notleidenden gab . . ."

Iſt dieſe Geſchichte nicht koſtbar? Die Verleumdung zeigt ſich hier in ſeltener Vollendung, ſie verkehrt eine gute That

gerade ins Gegenteil. Und wer die öffentlichen Sitten dieſes Landes betrachtet, der entdeckt, daß alle vier Jahre, zur Zeit der Kammerwahlen, ungefähr fünfzehnhundert Männern, die ſich um das Vertrauen ihrer Mitbürger bewerben, die Ehre kurzweg abgeſchnitten wird. Das iſt die ſicherſte Wirkung des allgemeinen Stimmrechtes.

Was wäre das Volk für ein mangelhafter Souverän — wenn es nämlich überhaupt einer wäre. Es raubt denen das Anſehen, die es hinaufhebt. Aber braucht man ſolche einzelne Zeichen, um zu erkennen, daß dieſe Souveränetät eine veraltete Begriffsbildung iſt, abgeleitet von der früheren Staatsform und ihr rein äußerlich entgegengeſetzt? Es iſt die Thatſache der Mehrheitsgewalt auf höfiſch verblümte Weiſe ausgedrückt.

Die Mehrheit kann irren, Herrn Wilſons Wahl zeigt das recht deutlich. Er hat Ordensſchacher und andere Unreinlichkeiten getrieben. Dennoch wählte man ihn zu Loches wieder. Sechs Monate lang durfte er im Palais Bourbon ſitzen. Dann freilich kam der unangenehme Tag der Beglaubigung.

Zum erſtenmale ſteigt Herr Daniel Wilſon in den Halbkreis vor der Tribüne herab. Wenn ſeine Wahl verhandelt wird, iſt ſein Platz auf der Bank der Berichterſtatter in der vorderſten Reihe neben den Miniſtern. Der Saal iſt noch leer, als er eintritt. Zum erſtenmale ſieht man ſeine ganze Geſtalt. Wie verkommen und dürftig dieſer Mann iſt. Magere, ſchlotternde Beine in zu kurzen Hoſen. Der ſchwarze Leibrock zu weit und ängſtlich zugeknöpft, wie wenn die Wäſche nicht zeigbar wäre. Sein linkiſches Hereinkommen iſt eigentlich rührend. Er macht ſich ganz klein, ganz ſchmal, weicht jedem aus, ſetzt ſich auf die Bank, auf der man ihn martern wird — er ahnt es — ſteht wieder unſchlüſſig auf, geht umher, weiß mit ſich

nichts anzufangen und setzt sich wieder. Er blickt nicht mehr auf. Das Haus füllt sich, um ihn herum bleibt es leer, als wäre da ein Hexenkreis gezogen, den niemand zu überschreiten wagt. Er ist erbärmlich einsam. Und wie artig ihn alle die Leute erfrieren lassen. Keiner sieht ihn an. Die Sitzung beginnt.

Ein Regierungs-Republikaner besteigt die Tribüne, um gegen Wilson zu sprechen. Harte Aufgabe, diesen Leichnam noch einmal zu töten. Es muß sein. Die Politik ist ohne Erbarmen. Wenn ihn die Republikaner im Hause duldeten, würde man sie als seine Genossen brandmarken. Der Redner bemüht sich, die groben Worte zu vermeiden. Das ist schwer. Er muß doch sagen: „Unsere Ehre gebietet, daß wir dieses Mitglied entfernen." Er sagt es mit Kälte und Festigkeit. Das wächserne Gesicht des Angeklagten wird noch bläßer. Unschlüssig öffnet und schließt Wilson die Mappe, die vor ihm liegt. Er will schreiben, dann rollt er das Stückchen Papier ein, spielt damit, verloren vor sich hinstarrend. Dann holt er Zucker aus der Westentasche hervor, schiebt sich ihn in den Mund, kaut und schluckt mühsam. Dann rührt er sich nicht mehr, dreht nur unter dem Tisch einen Bleistift zwischen seinen fahlen, hageren Fingern .... Ja, hat er denn nicht vorhergesehen, daß es mit seiner Wahl so kommen müsse? Diese Hinrichtung konnte er sich ersparen. Warum blieb er nicht unter der Erde, wie es sich für einen Toten schickt?

Der Redner nennt einige Mißbräuche, die vor der Wahl begangen wurden. In einer Ortschaft versammelte Wilson die Männer und nahm ihnen den Eid ab, daß sie für ihn stimmen würden. Er sprach die Formel mit erhobener Hand, und die anderen schworen ihm nach.

Man lacht über diese Erzählung. Wilson blickt sekunden-

lang erſchrocken umher und ſinkt noch kümmerlicher in ſich zuſammen. Denn jetzt ſind aller Augen auf ihm. Mit einem grauſamen Lächeln ſtehen oder ſitzen ſie dort auf der Rechten. Dort auf der Linken fangen ſie an zu lärmen, vom Berge rollen ſchwere Beleidigungen auf ihn herunter, und hinter ihm, bei den Regierungstreuen, iſt eiſiges Schweigen. Alle ſehen ihn an wie ein gefangenes, wunderliches und bösartiges Tier. Die arme naſſe Fledermaus.

Der Redner ſchließt. Nur durch Fälſchung, Mißbrauch und Beſtechung ſei dieſe Wahl möglich geworden. Kein Bezirk von Frankreich hätte auf rechte Weiſe dieſen Unwürdigen hierherſenden können. Darum ſolle die Kammer ſein Mandat zerbrechen.

Und ſchon geht Wilſon die Treppe zur Rednerhöhe hinauf. Sein Gang ſchlottert ein bischen. Oben angelangt ſieht er ruhig aus. Das erbittert ſeine Zuhörer. Sie bemerken nicht, welches Elend er verbergen will. Seine Stimme zittert nicht, ſie iſt nur klanglos: eine magere, bleiche Stimme. Er thut nicht beleidigt, ach, er hat ſchon ſo viel hinunterſchlucken müſſen. Er ſpricht beſcheiden zur Sache:

„Ich bin der Erwählte von Loches . . .“

Das iſt eine Thatſache. Die darf er doch vorbringen? Wie demütig thut er es. Im Grunde hat Loches das unverjährbare Recht, zu wählen, wen es will. Das allgemeine Stimmrecht, meine Herren! Der Souverän — Sie ſagen, daß es ein Souverän iſt — kann ja auch begnadigen . . . . Nein, das alles erkühnt er ſich nicht, zu ſagen. Er meint nur ſchüchtern: „Ich bin der Erwählte von Loches.“

Dann verliert er ſich in kleine Beweiſe, nennt Zeugen, verlieſt Briefe, ſtellt Wahlziffern auf. Er habe nicht gefälſcht, nicht beſtochen . . . .

Das Haus wird ungeduldig. Man will ihn nicht ſachlich reden hören.

Er ſagt: „Meine Stimmzettel waren weiß, nicht gelb: das wäre ja wider das Geſetz geweſen.“

Da geht ein leiſes, tötliches Gekicher durch den Saal. Wilſon ſpricht vom Geſetz! . . . Und doch haben die Herren nicht Recht. Verſtünden ſie ihn, ſo wüßten ſie, daß man ihm glauben darf. Er kennt das Geſetz wie ein Dieb; er liebt es wie ein Reuiger.

Aber das Lachen da unten hat ihn um ſeine Faſſung gebracht. Verſtört fängt er neue Sätze an. Es ſei alles mit rechten Dingen zugegangen. Er führt einen Maire als Zeugen ....

Ein Socialiſt ruft dazwiſchen: „Hat dieſer Maire das rote Bändchen?“

Gelächter. Wilſon ſchluckt ſchwer. Beginnt von vorne: „Seit 1869 vertrat ich ſiebenmal den Kreis von Loches . . .“

Da bricht aber der Sturm los. Wilſon ſpricht von ſeiner Vergangenheit! Und einer ſchreit: Zur Tagesordnung! Aller Unrat in die Kanäle!“ (Denn auf der Tagesordnung ſtehen die Kanalwerke von Paris.)

Er hat noch die wunderbare Kraft, etwas zu ſagen. Er vertraue ſich der Gerechtigkeit der Kammer an. Und wankt die Treppe hinunter, ſetzt ſich ſtill auf die Bank der Berichterſtatter. Dort ſitzt der Republikaner, der zuerſt gegen ihn geſprochen. Als Wilſon ſich niederläßt, ſteht jener unwillig auf und ſetzt ſich anderswohin. Wilſon merkt die Beleidigung kaum. Er iſt von all den Beleidigungen erſchöpft. Noch einer eilt auf die Tribüne und ſagt ein Kraftſprüchlein: „Im Namen der öffentlichen Moral beantrage ich, dieſe Wahl zu vernichten.“

Man ſtimmt ab. Sturmlärm, heftige Geberden. Wilſon

ſitzt noch da. Hofft er noch immer auf Gerechtigkeit oder Großmut? Die Kammer muß ihn ja ausſpeien. Die Grauſamkeit iſt ihr diesmal vorgeſchrieben. Die Härte muß zuweilen ſo öffentlich ſein wie die Moral!

Die Stimmzettel werden eingeſammelt, viel mehr blaue als weiße. Er giebt ſich verloren. Er ſteht auf und windet ſich langſam durch das Gedränge dem Ausgange zu. Wieder ſieht niemand ihn an. Nur beim Ausgange ſchielen einige der Beamten, die an der Wand lehnen, nach ihm. Dort bleibt er ſtehen. Jetzt verlieſt der Präſident das Stimmergebnis, das Urteil. Der Sitz von Loches iſt erledigt. Herr Wilſon ſchleicht hinaus.

Und er will abermals kandidieren.

7.

Der Feind der Geſetze.

Ein Theaterſtück iſt verboten worden. Nun will ganz Paris es ſehen. Die Regierungen lernen nie aus den Fehlern ihrer Vorgänger. Sie wiſſen noch immer nicht, daß ein Verbot der Eingang zum Ruhme iſt. In Frankreich ſollte man kein Stück verbieten, und zwar lediglich, weil man es nicht kann. Das Buch iſt frei, die Zeitung noch unendlich viel freier, und es giebt auch eine freie Bühne. Ein Regierungsmenſch muß von dem Grundſatze ausgehen: das Widrige, das ich nicht ganz verhindern kann, laſſe ich unbehelligt laufen; dann wird es ſich verlaufen . . . Aber dieſe halb gefeſſelten Gedanken ſind gefährlich. Denn ſie zeigen die öffentliche Gewalt von zwei bedenklichen Seiten: in ihrer Grauſamkeit, in ihrer Ohnmacht. Der Liebhaber der politiſchen Kunſt, wenn er florentiniſch angehaucht iſt, wird nur die Ohnmacht bedauern. Und die reine Härte der Theorie giebt ja dem Staate das Recht, den einzelnen zu beugen. Traurig, wenn die Beugung einer Mißhandlung gleichſieht. Doch was iſt komiſcher, als wenn dieſe Mißhandlung nicht weh thut.

Das Stück hatte es dringend nötig, verboten zu werden. Es wäre sonst durchgefallen. Die Censur ist vielleicht eine Einrichtung, die den Zwecken des Staates nützt; sicher dient sie nur, wenn sie von geistreichen Leuten ausgeübt wird. In dem Stück wird das Parlament blutig zerrissen. Das Glück der Betroffenen will, daß dieses Schauspiel auf der Bühne jede Wirkung versagen muß. Man kann nicht mit einfacher Plumpheit sagen, daß es schlecht sei. Es ist nicht wirksam. Ein unbefangenes Publikum würde es auslachen, wie Kinder einen schief gewachsenen Menschen, auch wenn er die schönsten inneren Vorzüge besitzt. Welch eine prächtige Gelegenheit, darzuthun, daß die Feinde des Parlaments die Bevölkerung nicht für sich haben. Gewaltsam hätte dieses Stück auf die Bühne gestoßen werden müssen, wenn man es vernichten wollte. Man entzog ihm die Bühne — es siegte. Denn auf die Bretter kam es dennoch, nur vor geladenen Gästen. Es wurde fünfmal aufgeführt. Die Leute waren davon begeistert: die einen, weil man sie eingeladen hatte, die anderen, weil sie das Werk nicht kennen gelernt. So schlug das Verbot zum Heile des Verfassers, des Herrn Maurice Barrès, aus, wie alles, was er bisher unternommen. Er hat immer Glück, ist aber auch der Schmied seines Glückes, der fleißig hämmert und feilt, wenn er nicht gerade am Blasbalg steht und Wind macht.

Vielleicht wäre das Stück auch verboten worden, wenn die befreundeten Zeitungen nicht vorher erzählt hätten, daß Barrès auf der Bühne die verderbten Volksvertreter niedermetzeln wolle. Geht man zu weit, wenn man annimmt, daß er sein wohlschmeckendes Martyrium sich selber angezettelt habe? Ihm wird diese Annahme jedenfalls behagen, besonders wenn sie falsch ist. Denn Maurice Barrès möchte gern, daß man auch

im Kunſtwerk ſeines Lebens allerhand leiſe und ſiegreiche Abſichten entdecke. Er liebt nicht nur den Ruhm, er liebt es zugleich, ſich über den Ruhm luſtig zu machen, und nachdem er im Schweiße ſeines Angeſichtes um den Beifall gearbeitet hat, dreht er ſeinen Bewunderern lächelnd eine Naſe. Er iſt ein Ironiker, in ſeinen Handlungen wie in ſeinen Worten. Aber während die Ironie, die er ſchreibt, fein, flüchtig und bis ans Unverſtändliche verſtohlen auftritt, iſt die Ironie, die er lebt, ganz klar am Tage. Man ſieht ihn immer in der merkwürdigſten Geſellſchaft, und er macht dazu eine äußerſt ernſte Miene. Er hat zweifellos die Gefühle und Gedanken eines Einſamen, doch geht er mit Lärmſchlagern um und ſcheint mit ihnen ſehr befreundet zu ſein. Iſt das nur eines der Mittel zu ſeinem Vorwärtskommen? Erholt er ſich vom tiefen Nachdenken, indem er den Spießbürger verblüfft? Will er nur von ſich immerwährend reden machen, wie Alkibiades? Man weiß nie genau, was Barrès eigentlich vorhat und vorſtellt, und das unterhält ihn offenbar aufs beſte. Er lacht hinter der Maske, was wieder höchſt ſeltſam gefunden werden ſoll. Wenn er lacht, müſſen Sie wiſſen, daß er thatſächlich weint und umgekehrt. Nun iſt dies allerdings eine kinderleichte Ironie, eine Ironie auch für minder Bemittelte, und darum kann ſie ihm nicht genügen. Er geht auf der Spirale um eine halbe Windung weiter und ſagt oder thut, was er meint. Er kratzt ſich zum Beiſpiel die linke Schulter, und wer ihn kennt, iſt geneigt, das für etwas Ironiſches zu halten. Irrtum: es juckt ihn da wirklich. Das iſt ſchon ſehr verwickelt und ungemein geeignet, den Zuſchauer zu ängſtigen. Es iſt noch keineswegs das Höchſte. Er kann um eine unbeſtimmte Anzahl ganzer oder halber Windungen fortſteigen. Bald ſteht er in der poſitiven Ironie, die

eine Verneinung, bald in der negativen, die eine Bejahung ist. Jemand, der die Ironie so gebraucht, kann glauben, daß er im Denken sehr hoch komme, wenn er die Ironie nicht auch gegen sich selbst anwendet. Das wenigstens thut er selten und mit äußerster Diskretion. Wir anderen aber tappen bei seiner Beurteilung im Dunklen, und zwar, weil er vier Bücher geschrieben hat, in denen er sich ausschließlich mit sich selbst beschäftigt. Oh, Bücher von besonderer Art, zwei davon sind einfach bezaubernd, und wenn man damit begonnen hat, liest man sie in einem Atem, in einer Atemlosigkeit zu Ende. Nie hat ein Mensch seinen eigenen Nabel mit solcher Aufmerksamkeit und Bewunderung betrachtet, wie Maurice Barrès. Er schmückt seinen Nabel mit den reichsten Kostbarkeiten der Philosophie. Er schildert ihn in einer Sprache von unvergleichlicher Anmut. Dennoch meine ich, daß sein Nabel nicht der Mittelpunkt der Erde ist. Jedermann wird das ohne Beweis annehmen. Und was will Maurice Barrès in guter Logik erwidern, wenn ich ihm sage, daß sein Nabel nicht der Mittelpunkt der Erde sein könne, weil dies mein Nabel ist?

Mit dieser nicht unwesentlichen Einschränkung darf man aber die Schriften des Maurice Barrès lieben. Sie sind verträumt und gedankenvoll, haben die allerholdesten Farben, den höchsten Schwung, und man mag ihn mit dem Worte loben, das er gern hat: er ist ein Künstler!

In diesem lieblichen Buche „Le Jardin de Bérénice“ erfindet Barrès einen Brief des Philosophen Seneca an Lazarus, den Freund Jesu. Seneca schreibt: „Nero bat mich unlängst, ihm ein philosophisches Wort zu bilden, das er vor seinem Tode ausrufen möchte. Ich riet ihm: Qualis artifex pereo! . . .“ Und Seneca führt den Sinn des angeblich von ihm für den

ſterbenden Nero gemeißelten Satzes aus: „Welch ein Künſtler, Erzeuger von Bewegungen ſtirbt in mir! Wahrlich, könnte man dieſen Ausſpruch nicht in allen Stunden des Lebens hinwerfen? Ich erwarb eine Anſchauung, eine ſo klare, von der immerwährenden Umwandlung des Alls, daß für mich der Tod nicht jene einzige Kriſe iſt, als die er gemeinhin gilt. Er iſt eng verbunden mit der Vorſtellung neuen Lebens, und wie ſein Bild in alle Vergnügungen Neros gemengt iſt, iſt es gemengt in alle meine Unterſcheidungen. Der Tod iſt die Beſitzergreifung eines neuen Zuſtandes. Es iſt ein Scheiden, aber zu gleicher Zeit iſt es eine Handlung der Liebe für etwas Unbekanntes. Ja, jeglichesmal, wenn ich in mir etwas entſtehen fühle, kann ich ausrufen: Es ſtirbt etwas in mir! Jede neue Abſchattung, die unſere Seele annimmt, begreift notwendig eine Abſchattung in ſich, die erliſcht. Die Empfindung von heute ſetzt ſich an die Stelle einer vorigen Empfindung. Ein Zuſtand des Bewußtſeins kann in uns nur entſtehen durch den Tod des Individuums, das wir geſtern waren. Jedesmal, wenn wir unſer Ich erneuern, iſt es ein Teil von uns, das wir opfern, und wir können ausrufen: Qualis artifex pereo!"

Dieſe Anführung enthält den ganzen Barrès, vom Inhalt angefangen bis hinauf zur Form. Denn über alles ſetzt er die Form. Man wüßte es auch, wenn er nicht in ſeinem anderen Buche „Sous l'oeil des barbares" ausdrücklich ſagte: „Rien ne vaut que par la forme du dire." In Senecas Brief iſt die ſonſt immer in vielen Tönen erzitternde Schreibweiſe um ein leichtes kälter. Mit leiſem Übermut wird die Steifheit des lateiniſchen Stils ein wenig verzerrt. Hinter der verſchobenen Maske des Römers ſpricht Barrès die eigenen Meinungen. Und die ſchalkhafte Darſtellung, Nero habe ſich ſeinen

berühmten Sterbeſeufzer vorbereiten laſſen, wie etwa ein jetziger Fürſt die Thronrede. Dann ſprengt der Gedanke das Cäſarenwort von innen heraus und macht ſich Luft wie ein Baum, der in einem zu niederen Hauſe eingemauert war. Nero iſt nicht der Einzige, der in ſich den Künſtler ſterben ſieht. Jedes angeſehene Ich (und der Spott liegt nahe: jedes angeſehenere Ich) lernt dieſen Tod kennen. Der Gedanke wächſt weiter und ſtreckt ſeine Wipfel hoch in die blaue Luft der Symbolik. Er ſagt: das Ich lernt viele dieſer Tode kennen. Man ſtirbt auch im Weiterleben. Ja, das Weiterleben, wie es ein beſtändiges Zeugen, die Liebesthat für ein Unbekanntes darſtellt, ſo iſt es ein Sterben von Augenblick zu Augenblick. . . . Das iſt nun, auf ſeine einfachſten Umriſſe zurückgeführt, kein funkelnd neuer Gedanke — es giebt ja keine neuen Gedanken — man kann es auch kürzer den Stoffwechſel der Seele nennen. Aber welche Muſik iſt in der Ausführung, welche Vögel ſingen in dieſem hausentwachſenen Baum.

Er iſt ein Künſtler. Und nachdem man ihn mit den höchſten Abſtraktionen anmutig Fangſpiel hatte ſpielen geſehen, ging er plötzlich zur praktiſchen Politik über und kam ins Palais Bourbon. Als boulangiſtiſcher Abgeordneter! Wenn jemals, ſchien da der Augenblick gekommen, wo er rufen konnte: Qualis artifex pereo!

Vier Jahre ſaß er in der Kammer. Man durfte ſich fragen, was er da eigentlich ſuche. Belehrung? Bethätigung? Setzte er ſich aus Ironie auf dieſe rote Bank? Geſchah es, damit man von ihm rede? Welchen Hunden wollte Alkibiades die Schwänze abſchneiden?

Vier Jahre iſt er die Antwort ſchuldig geblieben. Man ſah dieſen jungen Mann müßig in den Reihen der Boulangiſten.

Er fiel nur auf durch ſeine große Jugend. Als ihn die Stadt Nancy zum Abgeordneten wählte, war er noch nicht ſiebenundzwanzig Jahre alt. Man konnte ihn für einen Neunzehnjährigen halten. Eine mager aufgeſchoſſene Geſtalt, ſehr blaſſe, bartloſe Wangen, einige kümmerliche Härchen zwiſchen Naſe und Mund, die Naſe lang und ſchief, das dichte ſchwarze Kopfhaar ſchräge geſcheitelt. Verdrießlich blickte er immer in den Saal hinaus, wie ein Schüler, der ſich bei der Vorleſung langweilt. Er pflegte mit weißen Papierblättchen zu ſpielen, faltete ſie zu ſpitzen Libellen oder Pfeilen. Ich habe ihm oft mit Spannung zugeſehen, erwartend, daß er ſie jetzt und jetzt mit ſeinen fleiſchloſen Händen hinüberſchnellen werde ins Zentrum oder hinauf zum Präſidenten. Doch ſchwang er ſie nur ein wenig, prüfend, ob ſie wohl fliegen könnten, dann zerknitterte er ſie ungeduldig und warf ſie unter den Tiſch. . . . Er lärmte ſelten mit, und es gab doch zu dieſer Zeit wüſte Sitzungen genug, in denen alle aufs äußerſte gereizt waren. Aber manchmal erhob ſich in der allgemeinen Angſt und Aufregung eine dicke, rauhe, hohle Stimme, wie Nebelhornruf anzuhören. Viele lachten, einige verſuchten höhnend, den Klang nachzuahmen: Hu-hu-hu! Und wer war dieſes Nebelhorn? Barrès.

Die Komik ſeiner Stimme mag er ſelbſt erkannt haben. Erſchien er darum nie auf der Tribüne? Wahrſcheinlicher iſt, daß er ſich der inneren Mängel ſeiner Rede bewußt war. Dieſer Schleifer koſtbarer Worte verſteht nicht zu ſprechen. Es fehlen ihm — um einen ſeiner Ausdrücke zu gebrauchen — die Adjektive der Majorität. Iſt es nicht auffallend? In einem Lande, wo ſchon der gemeine Mann ein fertiger Redner iſt; in einer Stadt, wo man jeden Tag in zehn Verſammlungen hundert unbekannte Leute vollendet ſprechen hört; in einer

Kammer, wo nur geſchickte Wortmacher ſitzen: muß gerade dieſer ſeine Mund ſchweigen. Ja, es war eine große Ironie darin, als Maurice Barrès einmal interpellierte. Es handelte ſich um das Verbot eines ſozialiſtiſchen Theaterſtückes. Barrès wußte der Frage keine neue Seite abzugewinnen. Seine brüchige Auseinanderſetzung langweilte die Abgeordneten, die ſich anfangs an ſeiner Stimme ergötzt hatten. Ihm antwortete ſchlagfertig Herr Dupuy, der eben Miniſter war. Dupuy zerzauſte „das Ich des Herrn Barrès" auf das munterſte, und die Kammer war ſehr erheitert. Die meiſten Anweſenden kannten ſeine philoſophiſchen Romane wohl nur vom Hörenſagen. Sie wußten, daß darin das Ich im Gegenſatze zum Nicht-Ich vorkommt. (Das Nicht-Ich Barrès ſind die „Barbaren", man muß nicht an Fichte denken.) Barrès verſuchte noch zu erwidern, war aber nicht glücklicher, die Barbaren hörten ihn kaum an. Im Grunde wendeten die Sprechkünſtler auf ihn nur ſeinen eigenen Satz an: „Rien ne vaut que par la forme du dire." Dupuy war ein viel ſchmächtigerer Denker als Barrès und ſiegte durch die Überlegenheit der Form.

Da zog ſich Herr Maurice Barrès ganz auf ſein Ich und die Boulangiſten zurück. Vergeſſen ſaß er „unter den Augen der Barbaren". Er feilte wieder an den Nägeln ſeines Ich. Als Geſetzgeber ſchrieb er ein neues Buch, welches „Der Feind der Geſetze" hieß. Auch ein philoſophiſcher Roman, wie die früheren: „Unter den Augen der Barbaren", „Ein freier Menſch", „Der Garten der Berenice". Die Vorgänge dieſer Romane zu erzählen, iſt ſchwer möglich. Nicht nur wegen der ſchattenhaften Magerkeit der Handlung, auch weil er ſelbſt ſich gegen die Entſtellungen verwahrt, die man begehen müſſe, wenn man ihn zu verſtehen trachtet. Die Verwahrung iſt recht klug:

ſo zwingt er die Leute, ſich zuſammenzunehmen, wenn ſie von ihm ſprechen. In all den Büchern träumt, empfindet und denkt derſelbe junge Mann. Er führt die Welt an ſeinem Ich vorüber und will ſie begreifen. Einige Frauen lieben ihn, begleiten ihn ein Streckchen ſeines Lebens, dienen ihm zu angenehmen Betrachtungen über Entſtehen und Vergehen der Kreatur. Alles iſt nur Vorwand für die Entwickelung ſeines Ich, das zu viele beſondere Bedingungen hat, um das allgemeine Ich zu ſein. Das iſt ein feiner Egoiſt, mit litterariſchen Schrullen, philoſophiſchen Sorgen, und im Verkehre mit Menſchen, namentlich mit Frauen, zeigt er eine hübſche Grauſamkeit. Es ſchadet eigentlich nichts, wenn ſeine Freundin Berenice ſtirbt. Sie hat ihren Zweck erfüllt, der war, ihn das Unbewußte der Volksſeele verſtehen zu machen. Das muß man freilich ſelber nachleſen. Es iſt zu zart, als das man es ohne lange Anführungen wiedergeben könnte.

Das „Unbewußte", „Ich und Nicht-Ich", der kategoriſche Imperativ an einer Stelle, der Peſſimismus an mehreren Orten — man ſieht, die deutſche Philoſophie rauſcht in die Träume des Barrès hinein. Sie nimmt auch in ſeinen Träumen eine anders freie und wunderliche Geſtalt an. Iſt das noch Fichtes Lehre, wenn gegen das Ich nur die „Barbaren" als Nicht-Ich geſetzt werden? Barbaren wieder im Sinne der Griechen genommen, die das Fremde für das Feindliche erklären. Aber die Ungenauigkeit hat nichts Verſtimmendes. Es iſt ſogar ein Zauber in dieſen fernen Ähnlichkeiten. So bringt ein Kreuzfahrer die Art anderer Völker in ſeinen Augen mit nach Hauſe und ahmt ſie in Werken nach, die dennoch auf heimiſche Weiſe gebaut ſind.

„Der Feind der Geſetze" iſt eine Phantaſie über Fichtes

„Anweiſung zum ſeligen Leben“. Das Ich bedarf der Geſetze nicht mehr, ſo hoch und rein iſt es geworden. „Unſer Inſtinkt,“ ſagt Barrès, „hat Nutzen gezogen aus der langen Lehrzeit unſeres Geſchlechtes, die es zwiſchen Geſetzbüchern und Religionen verbrachte . . .“ Wenn dieſer Satz allgemein gelten ſoll, iſt er leicht zu widerlegen. Sind wir thatſächlich ſo weit? Der Blick ins Leben läßt uns erkennen, daß dies nicht der Fall iſt. Und wäre es, müßte doch jeder neue Menſch die lange Lehrzeit in ſich wiederholen, gleichwie er die ganze Entwickelung ſeines Geſchlechtes durchmachen muß, vor und nach der Geburt. Die Geſetze ſind unentbehrlich, und der geklärte Menſch wird ſich ihnen beugen, wie mangelhaft ſie auch ſeien.

Ein Zuſtand, wo jeder thun könnte, was er will, iſt ſchwerlich zu erſehnen. Wenn das vorübergehende Ich völlig ſich ausleben dürfte, ginge das ewige Ich darüber zu Grunde. Der Einzelne muß darum gebändigt werden. Die Freiheit als etwas Abſolutes wünſchen kann nur ein Schwärmer oder ein Thor. Der Einzelne, der ſich inmitten der Geſellſchaft ſchrankenlos ausleben will, iſt immer ein Verbrecher. Die verſchlafenen Juriſten der Univerſität ſondern das gemeine Verbrechen vom politiſchen. Die Ketzerrichter urteilen klarer, wenn ſie auch das politiſche ein gemeines nennen. Vom Staate aus geſehen verſchwindet nämlich der Unterſchied. Und wer den Einzelnen wie die Geſamtheit mit demſelben gelaſſenen Blick anſchaut, der findet, daß alle Verbrechen politiſche ſind. Die Geſetze ſind ja bloß die Form — die zeitweilige, beſſerungsfähige, aber deutliche — in welcher die große Perſönlichkeit eines Volkes die Bedürfniſſe und Bedingungen ihres Daſeins ausſpricht. Die „Pflege des Ich“, von der Barrès redet, vollzieht das Volk in ſeinen Geſetzen. Je höher es ſteigt, deſto mehr

Geſetze braucht es, die zugleich einfacher und feiner ſein müſſen. Der Juriſt weiß, wie an das bürgerliche Recht junges Land angeſchwemmt wird, ein bedeutendes Beiſpiel: das Handelsrecht. Neue Fähigkeiten, Thätigkeiten ſondern ſich ab und fordern ihre Geſetze. Friſche Rechte bringen friſches Unrecht, das erkannt und verhindert ſein ſoll. Unterſcheiden! Wie merkwürdig waren darin die Römer. „Furtum usus“ fällt mir gerade ein: man kann nicht nur eine Sache, ſondern auch ihren Gebrauch ſtehlen. . . . Die Geſetzesfeinde, die man, wenn ſie thätig ſind, jetzt Anarchiſten nennt, haben das Verdienſt, uns wieder zum Nachdenken über ſo alte Dinge anzuregen. Gewöhnlich wird uns das Alte nicht feſſelnd genug vorgebracht. In der Schule macht man uns leider den Horaz unausſtehlich, und die Offiziöſen der geltenden Ordnung ſind, Gott ſei es geklagt! nicht geiſtreich. Wir haben das vorhin bei der Cenſur geſehen.

Man könnte Herrn Maurice Barrès auch mit vielen kleineren Irrtümern necken, die er im „Ennemi des lois“ begeht. Was ſoll man dazu ſagen, wenn er findet, daß die deutſchen Frauen den Ruſſinnen gleichen? „Für einen Lateiner,“ ſchreibt er, „rinnen dieſe Raſſen in ihrer Eigenſchaft als Fremde ineinander.“ Hm, dann hat der Lateiner keine guten Augen, oder iſt zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Ja, das iſt es: immer „Ich und die Barbaren“. Er häuft wirklich ohne Not die Einwände, die man ihm machen kann.

Und ſo iſt es mit dem, was er im Palais Bourbon ausgerichtet hat. Seine poſitiven Leiſtungen waren mäßig. Ich erinnere mich eigentlich nur eines wichtigeren Antrages, an dem er beteiligt war: Schutz der nationalen Arbeit. Den verfocht er auch in Zeitungsaufſätzen, mit nicht ſo

hinlänglichen Gründen wie die Salzwerker von Aigues-Mortes. Nach Aigues-Mortes waren Männer aus Italien zur Arbeit gekommen. Die französischen Tagelöhner erkannten die italienischen als Barbaren und erschlugen sie folgerichtig. Aigues-Mortes! Das war auch der Schauplatz des süßesten Romans von Barrès. Diese feuchte, zarte und fieberige Landschaft ist der „Garten der Berenice". Die Landschaft war vom Mondlichte seiner Erzählung überflossen; sie wurde blutgetränkt, als die Salzwerker den Schutzzoll der Arbeit einhoben, was auch ein Ausleben des Ich war.

Doch um Gesetze zu machen ging der Feind der Gesetze wohl nicht ins Palais Bourbon. Ging er also hin, um Beweise für eine vorbestandene Meinung zu finden? Wollte er das Werden der Gesetze nahe sehen, um sie besser verachten zu können? Jedenfalls suchte er eine persönliche Befriedigung, wie wir es mit jeder unerzwungenen Handlung thun, wenn wir nicht wahnsinnig oder heilig sind. Daß er aus dem Mandat nicht Macht, Mißbräuche oder Geld herausschlagen wollte, ist freilich klar. Die Befriedigung, auf die er aus war, kann man niedrig schätzen als die der Eitelkeit und hoch als die des Verstehens; vielleicht handelte es sich ihm um beide. Aber man mußte erstaunt sein, da er mit dem Werke hervortrat, zu dem ihn das Palais Bourbon angeregt hatte. Darin wirft er den Politikern vor, daß sie im Palais Bourbon persönliche Befriedigungen anstreben, allerdings solche von grober Art.

Er trat damit hervor, als sein zweiter Versuch, in das Haus zu gelangen, mißraten war. Bei der Erneuerung der Kammer wurde er nicht wiedergewählt. Und merkwürdigerweise ist er ein angesehenes Mitglied des Palais Bourbon erst

in der Zeit geworden, wo er demſelben nicht mehr angehörte. Wenn er ſprach, konnten ſie ihn verlachen; wenn er ſchreibt, beunruhigt er ſie nicht wenig. Der Feind der Geſetze hat ſich in den Feind der Geſetzgeber verwandelt. In dieſem verbotenen und aufgeführten Theaterſtücke „Une journée parlementaire“ geißelt er die Korruption.

Thuringe, ein Abgeordneter, erwartet am Morgen nach einer ſchlafloſen Nacht die Zeitung, die ihn bekämpft. Er iſt der Mann einer geſchiedenen Frau. Ihr erſter Gatte verfolgt Thuringe auf ſchnöde Weiſe. Dem Abgeordneten iſt ein Schriftſtück geſtohlen worden, woraus hervorgeht, daß er für eine Abſtimmung Geld bekommen habe. Die Zeitung Le Contrat Social beſitzt eine Photographie jenes Briefes, und kündigt in ihrer heutigen Nummer für morgen die Entlarvung eines Volksvertreters an. Thuringe bittet in ſeiner Angſt den Redakteur des Contrat Social zu ſich und kauft ſich von der weiteren Verfolgung los, indem er zwei ſeiner Freunde, den ehemaligen Miniſter Le Barbier und den Abgeordneten Iſidor preisgiebt. Thuringe hatte nämlich, als er Kanzleidirektor Le Barbiers war, den Briefwechſel der beiden über eine ſchmutzige Sache entwendet. Vom Contrat Social befreit, hält Thuringe am Nachmittag in der Kammer die glänzendſte Rede gegen die Verleumdung. Doch am Ausgang des Sitzungsſaales erfährt er, daß ein anderes Blatt die Angriffe fortſetzen werde. Frau Thuringes erſter Gatte hat nun dieſer Zeitung die Behelfe ausgeliefert. Thuringe erkennt, daß er verloren iſt. Es wird Nacht. Thuringe fordert ſeine Frau auf, mit ihm zu fliehen, ein neues Leben in der Fremde zu beginnen. Sie weigert ſich, weil ſie glaubt, daß man ihn ohne Grund verleumde. Da beſchließt er, zu

ſterben. Eigentlich läßt er ſich zum Selbſtmord von Le Barbier, Iſidor und ſeinem näheren Freunde Legros überreden. Dieſe Scene iſt von ganz unnützer Peinlichkeit, und es grenzt an Karikatur, wenn Thuringe in dieſem Augenblick verlangt, man möge ihm ein Denkmal in ſeinem Wahlbezirke ſetzen. Unbefangene Zuſchauer hätten das einfach ausgelacht, ebenſo wie die erſte Vorausſetzung des Stückes, daß Thuringe den ihn entehrenden Brief überhaupt aufbewahrte. Madame Thuringe ſpricht das Schlußwort: „Ihr ſeid alle Hallunken!“ nachdem Thuringe geſtorben. Sie hat nicht Recht. Sie ſind alle nur Dummköpfe. Schlechtigkeiten begeht man klüger.

Doch hat dieſes Drama für einen erſten Bühnenverſuch erſtaunliche Vorzüge. Zu rühmen der ſchlanke Gang der Handlung, die einfache und nicht banale Sprache. Ausgeführt iſt nur eine Geſtalt: Thuringe. Seine einzelnen Züge ſind ſo wahr, daß ſie auf mehrere bekannte Mitglieder des Parlaments bezogen werden können. Es iſt der vereinigte Steckbrief mehrerer Perſonen. Und wenn Barrès ſagen kann, daß er nach einem alten Vorgehen der Litteratur die Merkmale verſchiedener zu einem Typus zuſammenſchweißte, ſo iſt ihm entgegenzuhalten, daß der Schatten einer That, die nachweisbar einer begangen, dadurch auf einige fällt.

Manches iſt tief beobachtet. Beſonders daß in dieſer Welt der Politiker die Feinde ſich gegenſeitig nicht haſſen und die Freunde einander nicht lieben. Auch, daß ſie vor derſelben Öffentlichkeit zittern, der ſie ihr Hinaufkommen verdanken. Daß ſie ſich vor einem raſchelnden Zeitungsblatte fürchten. Anderes iſt oberflächlich, ſkizzenhaft dargeſtellt und vor allem ungenau geſehen. Ich ziehe dafür ein äußerliches Beiſpiel an: im zweiten Akte, der die Vorhalle des Sitzungs-

ſaales im Palais Bourbon vorſtellt, gehen die Journaliſten durch die Thür der Deputierten ab. Das iſt ein arger Verſtoß, wenn man die Salle de la Paix kennt. Barrès hat die Theaterproben ſelbſt geleitet.

Viel höhere Einwendungen ſind zu machen. Ich glaube nicht, daß Thuringe der Typus des franzöſiſchen Volksvertreters ſei. Zu dieſer Annahme wird man verleitet, weil keine Gegenſatzgeſtalt vorkommt. Wieder fließen die anderen Menſchen „als Fremde“ in den Augen des Barrès zuſammen. Dieſer Schwelger in Abſchattungen unterſcheidet nicht. Ehedem ſah er lauter Barbaren, jetzt ſieht er außerhalb ſeines Ich bloß Hallunken. Das Mißtrauen iſt auch von einer verſpäteten Jugendlichkeit. Der ewige Jüngling mit der Geberde des bitterlich Enttäuſchten. Hat er die Lehrzeit im Palais Bourbon ohne Nutzen verbracht? Hier iſt ja ſo viel zu ſehen und zu lernen. Die Kammer hat ebenfalls eine Maſſenſeele, in die hinabzuleuchten die Mühe lohnt. Wohl, die allermeiſten ſind keine bedeutenden Männer; aber wenn ſie es wären, wären ſie da noch die Vertreter des Volkes? Geiſtesrieſen — ganz abgeſehen von ihrer praktiſchen Unvernunft — ſind dem Volke ſo fremd, wie das Volk ihnen. Mir ſcheint, er hat das Palais Bourbon nicht verſtanden. Es iſt anders, vielfältiger und größer, als er es zeigt. Und er, der ſich zerquält, um den Stimmungen und Gedanken ganz nahe zu rücken; er, dem das Beiwort unter der Hand ſelbſtändig wurde, daß es beinahe pretiös klang, wie im „Pays du Tendre“ jener verſchollenen Koſtbaren, über die Molière gelacht — er fände keine Ausdrücke für die Abſtufungen der anderen? Er ſieht alſo die hundert verſchie-

denen Masken der Politiker und das Geflimmer ihres Durcheinanderlaufens nicht.

Das Palais Bourbon ist mehr. Barrès hatte möglicherweise politische Gründe, das nicht zu sagen. Aber welch ein Künstler ist dann in ihm gestorben.

Mitte März 1894.

8.

Die Apotheke von Roubaix.

In Frankreich ſtellt ſich heute der Socialismus als ein unperſönlicher Boulangismus dar. Alles läuft ihm zu: wackere mittelmäßige Leute, Schwachköpfe, Streber und die ewige Legion der Unzufriedenen. Die einen überzeugt er, den anderen verſpricht er. Dieſes kann er um ſo leichter, als er in der glücklichen Lage iſt, nichts erfüllen zu müſſen. In ſeiner Machtloſigkeit iſt ſeine Stärke. Er darf nergeln, verfügt über ſämtliche Mittel der Kritik und braucht nicht zu zeigen, was er kann. So iſt jetzt jede Debatte ſocialiſtiſch gefärbt, wie ehedem boulangiſtiſch. Im Palais Bourbon ärgern ſich die Republikaner der Regierung über die vielen Interpellationen, mit denen die Zeit vertrödelt wird. Man könne nicht zum Geſetzgeben kommen! Die Armen merken gar nicht, daß es nicht viele verſchiedene Interpellationen ſind, ſondern immer eine und dieſelbe. Auf der Tagesordnung ſteht lediglich die ſociale Frage.

Beweis der Fall der Apotheke von Roubaix. Dieſe Apotheke läßt ſich gut als Schulbeiſpiel verwenden. Eine geringe Sitzung iſt angeſagt. Herr Jules Guesde wird den Miniſter des

Innern über die Apotheke von Roubaix interpellieren. Es ist die unbedeutende Beschwerde einer socialistischen Gemeindeverwaltung. Viel Politisches mag dabei nicht herausschauen. Die Regierung ist nicht bedroht. Beim Beginne der Sitzung um 2 Uhr sieht man gleich, daß nichts Großes bevorsteht. Das Haus ist schwach besucht. Ein übereifriger Vicepräsident, Herr Etienne, führt den Vorsitz und macht die wenigen Anwesenden durch sein Geklingel krank. Auf der Ministerbank verdaut Herr Dupuy unbehaglich, denn er ist der einzige, der Guesde zuhört .... Und die Sitzung, die so beginnt, wird plötzlich groß und heiß und dauert bis nach Mitternacht. Das Haus hat sich gefüllt. Aus dem Vorpostengefecht ist eine Schlacht geworden, und sie wird benannt nach der Apotheke von Roubaix.

Der Gemeinderat von Roubaix — erzählt Herr Guesde seinem verdrießlichen Zuhörer, Herrn Dupuy, der es ohnehin weiß — der Gemeinderat von Roubaix wollte eine Apotheke errichten. Da sollten die Arzneien zum Gestehungspreise verkauft werden. Die Regierung verbot die Gemeinde-Apotheke. Warum? Weil Roubaix eine socialistische Stadtvertretung hat, und dieser will Herr Dupuy als starker Minister das Leben sauer machen.

Herr Dupuy lächelt bei diesem Vorwurfe etwas behaglicher, die anderen plaudern über Tagesereignisse, der Vorsitzende hackt wütend mit seinem Papiermesser auf den Messingrand seines Tisches. Da entschließt sich Herr Guesde, etwas Leben in die Versammlung zu bringen.

„Unsere Gemeinden," ruft er heiser, „sind noch immer in der Sklaverei. Wir haben noch immer unsere Kaiser und Könige, beinahe hätt' ich gesagt: unsere Zaren!"

Das haben einige gehört. Murmelnd, murrend geben sie es weiter. Die Kammer wird aufmerksam.

„Was soll das Murren?“ höhnt Guesde, „Sie sollten sich einfach verneigen, wenn ich sage: Unser Zar! Sie haben ihn dazu gemacht.“

Jetzt braust ein leichter Lärm durch das Haus.

Der Vorsitzende erklärt mit Würde: „Ganz Frankreich hat den Zar als einen der Unseren erkannt!“ (Verschiedene Rufe: Sehr gut! Sehr gut!)

Herr Guesde giebt schneidend zurück: „Wir haben die Gewohnheit, Franzosen und Republikaner zu sein, wir sind keine Kosaken.“

Der Lärm wird brausend. Man ruft: „Zur Ordnung!“

Der Vorsitzende: „Das ganze Land wird sich gegen Ihre Worte verwahren!“

Ein Regierungs-Republikaner schreit: „Die Arbeiter wollen von Ihnen nichts wissen.“

Guesde spottet: „Meinen Sie die Arbeiter der russischen Botschaft?“

Sturm. Ein Boulangist wettert: „Nein, die französischen Arbeiter!“

Guesde: „Die französischen Arbeiter gedenken der Niedermetzelung der Polen und reichen den Henkern Polens nicht die Hand.“

Jetzt ruft man auf der äußersten Linken: „Sehr gut!“ Im Centrum prasseln Zornrufe auf. Einer schreit: „Sie lieben die Deutschen mehr?“

Da wagt Guesde das Unerhörte: „Ja, ich ziehe die Deutschen, die gegen die Annexion Elsaß-Lothringens protestierten, den Russen vor, die über unser Unglück lachten!“

Neuer Lärm, der sich bald wieder legt. Der Zwischenfall ist vorüber. Guesde kehrt zur Apotheke von Roubaix zurück.

Die Zuhörer ſinken in ihre vorige Gleichgiltigkeit. Nur der Vorſitzende und der Miniſterpräſident lauſchen aufmerkſam.

Herr Guesde iſt wirklich ein ſchlechter Redner. Er hat ſich aus der Studierſtube in die Volksverſammlungen verirrt, und von dort iſt er linkiſch und haſtig ins Palais Bourbon geſchwankt. Man nennt ihn den Apoſtel des Socialismus. Er iſt ein gehäſſiger Schwärmer, ein Ketzerrichter. Mir ſcheint, daß er die Beſitzenden ſtärker haßt, als er die Enterbten liebt. Ich kann mir nicht vorſtellen, daß er naive Leute begeiſtert. Es fehlt ihm die Wärme, der volle Ton, und er ſpricht von Menſchenliebe. Aber man fühlt, daß er überzeugt iſt. Man fühlt es beſonders aus ſeinen politiſchen Ungeſchicklichkeiten heraus. Er iſt überzeugt und iſt doch einer der bedeutendſten Geiſter des Socialismus im Palais Bourbon. Er iſt durchdrungen von der Berechtigung ſeines Haſſes. Und wenn ſie durch einen Handſtreich zur Macht gelangen ſollten, wird er grauſam ſein. Er wird rächen. Den anderen mögen Träume von Macht, Genüſſen, Beglückung, Gerechtigkeit vorſchweben. Er, glaube ich, denkt an Vergeltung.

Wenn man ihn ſieht und hört, wirkt er ja recht unangenehm. Alles an ihm iſt mager, ſtechend, ſpitz, kraftlos, tonlos. Auf der ſchlotterigen, hohen Geſtalt ſitzt der Kopf eines ermüdeten, alternden „Genialen“. Weite, viereckige Stirn, zurückgeſtrichen langes, ſchwarzes Haar, kleine Tonſur; langer, in zwei Spitzen auslaufender, an den Wangen ſpärlicher Bart. Auf der länglichen, fahlen Naſe ein Kneifer aus ſchwarzem Horn. Hagere Hände mit ſpitzen Fingern. Ein unſchlüſſiges oder überſtürztes Geberdenſpiel, wobei die Ellbogen an den ſchmächtigen Leib geklemmt bleiben oder bis zur Naſenhöhe mitſchwingen. Er ſchwankt mit kurzen Schritten auf der Tribüne herum, lehnt

ſich jeden Augenblick wie entkräftet an den Tiſch. Dann ſpricht er wieder mit beiden Händen. Das Trinkglas mit dem rumgefärbten Waſſer nimmt er von der Platte und ſtellt es auf die andere Seite des Rednerpultes. Man bringt ihm ein zweites Glas von der Miſchung. Er haſtet in der Rede zwiſchen zwei Gläſern weiter. Manchmal beugt er ſich tief über ſeine verwirrten Papiere, kramt kurzſichtig nach Belegen, die Naſe in den Notizen. Seine Stimme iſt heiſer, dünn und ziſchend. Hat er ſich in Leidenſchaft hineingeredet, ſo faucht und röchelt er. Was er ſagt? „Keine Revolution iſt durch die Revolutionäre gemacht worden — ſondern durch die Regierungen, welche die Geſetzlichkeit verließen.“

Die Frage — der Apotheke von Roubaix! — ſtellt ſich alſo folgendermaßen: Hat die Regierung ihre geſetzlichen Befugniſſe überſchritten! Ja oder nein?

„Nein!“ antwortet Herr Dupuy (Charles), Präſident des Miniſterrates und Miniſter des Innern, in einer ebenſo gutmütigen als bärbeißigen Rede. „Wir haben die Apotheke von Roubaix zugeſperrt, weil ſie den erſten Verſuch darſtellt, den Kollektivismus zu verwirklichen. Die Socialiſten von Roubaix wollen mit Gemeindemitteln einzelnen Bürgern Konkurrenz machen. Dazu ſind die Gemeindemittel nicht da. Und die Regierung iſt dazu da, es zu verhindern.“

Das iſt klar. Nicht? Charles Dupuy iſt ein ganz prächtiger Klarmacher. Wenn ich ihn reden höre, ſummt mir ein Lehrreim aus alten Schulſtunden im Ohre nach. „Barbara, Celarent, Darii, Ferio! . . .“ Wenn Sie oder ich einen Schluß ziehen, ſo ziehen wir eben einen Schluß. Wir wiſſen gar nicht mehr, wie A und E und J und O darin ſtehen. Aber Dupuy weiß es, und wenn er auf der Tribüne mit Macht etwas

folgert, ſo ſcheint mir, daß er hinterdrein leiſe in den Bart brummt: „Cameſtres!“ oder „Bocardo!“ Denn er war Philoſophie-Profeſſor und iſt es mit Leib und Seele geblieben, mit ſeinem dicken, ungeſchlachten Leib und ſeiner braven, einfachen Seele. Er iſt kein großer Mann, Gott bewahre! aber ein tüchtiger, und was er lehrte, das hat ihn erzogen. Er hütet heute die Geſetze, zufällig, vorübergehend, doch er wird immer der Kronwächter der formalen Logik bleiben. Ganz wohl fühlt er ſich nur im Schematiſchen. Im öffentlichen Leben Frankreichs darf man keine Spur von Gelehrſamkeit zeigen, und darum iſt er viel gehänſelt worden, als er eines Tages ausrief: „Ich ſperre den Socialismus in ein Dilemma ein.“ Ein Lachen iſt durch das Land gegangen. Aber wie malt dieſes Wort dieſen Mann. Der Syllogismus cornutus iſt ihm etwas Greifbares, Eiſernes, wie etwa ein feuerfeſter Schrank. Er packt den Socialismus, ſteckt ihn in das Dilemma, die ſchwere Thür wälzt ſich in den geölten Angeln, ſinkt mit einem pfeifenden Ton ins Schloß. Dann dreht Dupuy den Schlüſſel um und ſteckt ihn in die Taſche. Und wie er ſich umwendet, ahnt er gar nicht, daß der eingeſperrte Socialismus längſt wieder aus dem Kaſten iſt. Entkommen!

Er glaubt zu ſicher an die Logik. Als ob die Entwicklungen der Menſchheit ſich nach irgend einer propositio major und propositio minor vollzögen. Im Fortſchritt, von dem der Socialismus mit allem, was er aufrührt, nur einen Augenblick darſtellt, im Fortſchritt iſt keine Logik, oder eine höhere, als die Formaliſten zu erkennen vermögen.

Dennoch iſt Charles Dupuy kein beſchränkter Menſch. Wenn er ſich vor die Apotheke von Roubaix breitſpurig hinpflanzt, ſieht er hinaus ins weitere. Er ſagt: „Die Genoſſen-

ſchaften ſind noch die Freiheit, der Kollektivismus der Gemeinde iſt die Unterdrückung der Freiheit. Man beginnt mit Gemeindebädern, läßt die Gemeindeapotheke folgen, dann kommt die Verſorgung mit Lebensmitteln. In dem allen ſteckt ein Coëfficient von Empfindſamkeit, der uns nicht täuſchen ſoll. Wir gehen nicht in die Falle."

Er hat auch einen gewiſſen hiſtoriſchen Blick, wie man ihn in dieſem merkwürdigen Palais Bourbon erwirbt, erwerben muß. Denn hier wird fortwährend Geſchichte gemacht. All dieſe Geringen, Unbewußten, Zufälligen, die in dem weiten Saale plaudern, lärmen, Ränke ſpinnen, Regierungen ſtürzen und nicht ahnen, wohin ſie gehen — ſie machen doch Geſchichte, und vielleicht für die ganze Welt. Verſteht ſich: ſo wie eben Geſchichte wird, ziellos und wahllos. Dabei muß der geſchichtliche Sinn denen anfliegen, die ſich ein wenig Rechenſchaft geben oder auch nur manchmal aus ihrem Dämmern auffahren. Freilich kommen ſogar mehrere zur Regierung und verlaſſen ſie, ohne nachgedacht zu haben. Die werden auf die Miniſterbank geſchwemmt, wie Auſtern auf eine Bank, und verharren da mit dem Geiſtesleben einer Auſter, bis man ſie abkratzt.

So iſt Dupuy nicht. Er denkt im Beſitze der Gewalt noch über die Gewalt nach. Er giebt ſich über die wahre Entſtehung der Macht keiner Täuſchung hin und will niemanden offiziös täuſchen. Er läugnet die Möglichkeit nicht, ja er beſpricht ſie breit, daß er morgen nicht mehr regieren werde. Er geht noch weiter, bis zur Möglichkeit, daß die Macht den Socialiſten zufallen könne. „Wir ſind nicht die Herren des morgigen Tages," ſagt er. Auch erörtert er gelaſſen, was am Tage nach der Revolution geſchehen dürfte. Doch muß man nicht glauben, daß er Geſpenſter an die Wand malen möchte. Nein, er will

niemanden ängſtigen und denkt nicht an Führung ad absurdum. Er ſieht nur die ſociale Revolution kommen; ſieht ſogar den folgenden Tag, der ruhig ſein wird, wie die Erfahrung lehrt. „Le lendemain de la révolution!“ ein Wort, das man ſonſt nur drohend oder zitternd ausſpricht, im behaglichſten Tone vorgebracht. Und von wem? Vom Oberhaupte der Regierung, auf der Tribüne, in offenem Parlamente. Das iſt ganz derſelbe, der im Augenblicke, nachdem Vaillants Bombe geplatzt war, vom Präſidentenſtuhle in die Kammer hinunterrief: „Die Sitzung dauert fort!“

Es geht etwas Beruhigendes von ihm aus. Er trifft zwanglos den eigentümlichen Ton, den dieſe Kammer verlangt. Die iſt gewiß die nervöſeſte aller Volksvertretungen. Von einem Augenblick zum andern kippt ihre Stimmung um. Dupuy aber behält immer das Gleichgewicht. Er ſchlägt luſtig zu und hält arge Stöße aus, ohne zu wanken. Breit und feſt ſteht er auf der Tribüne und zieht ſeine ſtählernen Schlüſſe, Barbara, Celarent, auch Diſamis und Felapton. Seine Lieblingsgeberde iſt die vom Naſenſtüber, die auch den Logikern dient: der Zeigefinger ans oberſte Daumenglied geklemmt und über dem Ring, der ſo entſteht, die anderen drei Finger ausgeſpreizt. Das macht er bald mit der Rechten, bald mit der Linken. Doch dieſe wurſtigen Finger ſind nicht mehr ſo dick, wie ſie waren. Seit er regiert, iſt der unterſetzte Auvergnat ein wenig abgemagert. Ein Leiden wühlt in dieſem mächtigen Leib. Das dichte Kopfhaar iſt eiſengrau geworden, auch der Bart, den er am Kinn lang zieht, um die Bevölkerung über die Breite ſeines Geſichtes zu täuſchen.

Nach Dupuy nimmt ein Regierungstreuer Namens Bouge zur Apotheke von Roubaix das Wort. Bouge iſt Vertreter

von Marſeille; man merkt es kaum, er ſpricht beinahe ohne Accent. Auch iſt ſein Haar und Bart rotblond. Nichts vom Südländer. Doch, etwas, ein Zug verrät ihn. Als Bouge die Tribüne hinaufgeht, ruft Coutant, ein ehemaliger Arbeiter, der die Arrrbeiterrr vertritt: „Lügner! Das iſt ein Lügner!“

Bouge macht ſich mit der linken Hand eine größere Ohrmuſchel: „Was haben Sie geſagt?“

Coutant wiederholt bereitwillig: „Ich ſage, Sie ſind ein Lügner.“

Bouge wendet ſich mit einer verächtlichen Geberde ab. Die Geberde war echt. So zuckt man in Marſeille die Hand in die Höhe, als wollte man etwas über die Achſel hinter ſich werfen. Einen Nordländer hätte die Schmähung auch ſtärker aufgeregt, aber in Marſeille iſt Lüge kein ſo arger Vorwurf. Mein Gott, wer lügt im Süden nicht? Dort klingen Lügen nur wie Märchen.

Bouge hält eine ſchöne Rede, von der ſelbſt an den Rhônemündungen niemand behaupten würde, daß ſie aus dem Stegreif geſprochen iſt. Sämtliche Aufwallungen ſind zu Hauſe angefertigt worden. Es iſt ein Zorn in dieſer Rede, den man den lateiniſchen Zorn nennen kann. Cicero machte ſolche Stilübungen ſehr gut, und noch bis vor hundert Jahren war dieſe Art zu ſprechen das Neueſte. Man ergrimmte im Konvent hauptſächlich in langen Perioden. Die große Revolution wurde mit lateiniſchem Zorn gemacht.

Damals klügelten ſich die Redner lobeſam ihre Tropen und Figuren bei der Lampe aus und lernten ſie vor dem Spiegel ein. Der Sprecher einer Rede war nicht immer ihr Verfaſſer. Mancher, der über eine ſtarke Stimme verfügt, hat

einen ſchwachen Kopf. Selbſt von Mirabeau iſt es bekannt, daß er öfters die Einfälle anderer vortrug. Noch auf der Tribüne ließ er ſich Zettel reichen, las ſie mitten in ſeinem Schwall und verflocht das Geliehene geſchickt mit den übrigen Kunſtblumen ſeiner Rede.

Herr Bouge iſt kein Mirabeau, aber weil ſeine Exordien gar ſo auswendig klingen, hat man ihn ſchon verdächtigt, daß er ſich ſie von jemandem vorbereiten laſſe. Vermutlich nicht wahr, denn er ſagt nichts Ungewöhnliches; aber es iſt luſtig, zu denken, daß der Verfaſſer dieſer tropiſchen Beredſamkeit im Saale ſein mag und mit den Gefühlen eines Bühnendichters der Aufführung lauſcht. Wo ſitzt er? Unten bei den Deputierten? Und warum ſpricht er nicht ſelbſt? Oder oben auf der Galerie der Journaliſten? Und er ſchreibt vielleicht den Bericht, verzeichnet in unbekannter Ironie die Beifallsſtürme.

Denn Beifall giebt es die ſchwere Menge; wie immer, wenn man einer Mehrheit genau das ſagt, was ſie hören will. Doch ſagt er in ſeiner catilinariſchen Rede gegen den Socialismus auch manches, was gut, richtig und ſtark, wenn ſchon nicht neu iſt, Patientia nostra! Quem ad finem? Ja, ja — die Sache iſt nur, daß dieſer Catilina mehr als Einen Kopf hat, und daß ihm täglich neue wachſen.

Dann glaubt der Cicero von Marſeille, einen Hauptſchlag zu führen, indem er die Socialiſten auffordert, ihren Plan einer neuen Geſellſchaft vorzuzeigen. Sie haben genug bemängelt. Sie ſollen endlich erklären, wie ſie es beſſer machen möchten. Hier im Parlament ſollen ſie es erklären — und zwar ſofort! . . . Die Mehrzahl jubelt dem Redner zu.

Unvorſichtiger Jubel, der glauben laſſen könnte, daß

dieſe Mehrheit den Socialismus bekämpft, ohne ihn zu kennen. Das Turnier wird größer. Der ſchwarze Ritter der Arbeit nimmt den Handſchuh auf und reitet wieder in die Schranken.

Herr Guesde hat abermals das Wort. Doch nicht mehr zur Apotheke von Roubaix, ſondern zum Kollektivismus. Und jetzt hört man ihm zu. Er ſpricht aus dem Stegreif. Allerdings hat er dieſe Rede ſchon oft in Volksverſammlungen gehalten, aber hier iſt ein anderer Ton nötig als dort.

Wie vorhin kommt es fauchend und röchelnd aus ſeiner mageren Bruſt hervor, nur iſt ein neuer Schwung darin. Er hat beſſer als ſeine Herausforderer die Gunſt der Lage erkannt. Man zwingt ihn zu einer Rede, die zu halten er längſt vor Begierde brennt. Der Kollektivismus darf ſich im Palais Bourbon ausſprechen. Es iſt eine hiſtoriſche Sitzung.

Und er legt das Problem des Jahrhunderts auseinander. Die ſociale Frage iſt ein Ergebniß von Maſchinen, die früher nicht da waren. Vor der Dampfzeit waren Eigentum und Arbeit vereinigt. Jetzt ſind ſie geſchieden. Auf der einen Seite Eigentum ohne Arbeit, auf der andern Arbeit ohne Eigentum an den Arbeitsmitteln. Die Maſchine bekommt Sklaven. Das Weib wird dem häuslichen Herde, die Mutter den Kindern entriſſen. Dann macht man die Kinder zu Konkurrenten der Eltern. Dabei wird das Menſchenmaterial verſchwendet und verdorben. In kürzerer Zeit könnte mehr Arbeit gethan werden. So wird in der morgigen Geſellſchaft der fünfſtündige Arbeitstag genügen. Die Anregung zur Arbeit wird weniger fehlen als heute, denn jetzt ſchafft ſich der Arbeiter Brotloſigkeit, wenn er zu viel thut. Der Kollek-

tivismus, den wir wollen, existiert schon. Die Aktionäre sind Kollektivisten. Keiner hat Eigentum an Teilen eines Unternehmens, sondern alle zusammen am Ganzen. Auf die Sklaverei folgte die Lohnzeit, jetzt kommt der Kollektivismus. Der Bahnzug rollt — und Sie möchten ihn aufhalten mit königlichen Ordonnanzen von sieb—zehn—hun—dert—sieben—und—sechzig, wie im Falle der Apotheke von Roubaix. Die Revolution wird sein, wie ihr sie haben wollt — wohlthätig oder verheerend. Wählet! Wenn ihr uns widersteht, werden wir Gewalt anwenden. Alle Parteien, die regiert haben, sind nur durch Gewalt ans Ruder gekommen.

Herrn Guesde antwortet Herr Deschanel. Herr Paul Deschanel ist der erste Liebhaber des linken Centrums, ein Salonpolitiker, ein Lehner an Kaminen, ein Löser der schwierigsten Probleme nach dem Braten, so zwischen Birn und Käse. Da sitzt er wohl, umgeben von Damen in jenem Alter, wo die Frauen anfangen geistreich zu werden, und er hält mit zierlichen, rundlichen, abgecirkelten Geberden eine selbstgefällige Rede. Er ist entschieden zu schön für diese Welt. Nein, dieser blonde Schnurrbart, ach dieses schräge gescheitelte, goldglänzende Haar und erst die Locke auf der Stirn, die eiserne Locke! Ich glaube, die reichen jungen Mädchen Frankreichs beten alle Paul Deschanel an, wie wenn er ein Schauspieler wäre. Er hat auch einen Vortrag, da können sich alle Liebhaber der Comédie Française verstecken. Eine fettige, reizend affektierte Stimme mit eleganten Unarten. Er haucht, er zärtelt. „Il dit“ klingt bei ihm „il djhih“, und „politique“ spricht er „politjhik“ aus, und „calculé“ ist „kelküläh“. Aber manchmal vergröbert er seine Stimme mächtig, da hört

man erſt, wie ſtark er ſprechen kann, und glaubt ihm das Süßliche nicht mehr — und das Gewaltige noch weniger.

Deschanel, der Liebliche. Wer nicht verſtünde, was er ſagt, müßte meinen, daß der ſchöne Paul einer glücklichen Virginie ſoeben ſeine Liebe ſeufze. Nein, er vergleicht die Kaſſenausweiſe der Bank von Frankreich in den letzten zehn Jahren. Und jetzt, ſehen Sie ihn nur jetzt auf der Tribüne. Er legt den Zeigefinger auf den geſpitzten Mund, tänzelt, ſchleift eine halbe Pirouette nach links. Er marivaudiert gewiß mit der Gräfin? Nein, er widerlegt den Kollektivismus.

Er widerlegt ihn nämlich im Ernſt. Das Kokette ſteckt bei ihm nur in der Form. Der Inhalt iſt ganz männlich. Paul Deschanel iſt einer der gebildetſten Leute des Palais Bourbon. Seine Beleſenheit iſt ausgebreitet; er hat ſogar eigene Gedanken, die er nur bitterlich ſchädigt, indem er ſie ſelbſtzufrieden vorbringt. Er denkt, obwohl er plaudert. Der Liberalismus iſt ihm kein erſchöpftes Princip, und er möchte ihn ausgeſtalten. Mit jeder Reform, ſagt er, rauben wir den Gegnern eine Waffe. Eine internationale Arbeitsgeſetzgebung ſcheint ihm Utopie, aber Arbeitsverträge ſind denkbar, wie es Handelsverträge giebt. Und man braucht die Grundlagen der Geſellſchaft nicht zu zerſtören, wenn man kapitaliſtiſche Mißbräuche beſeitigen will. Ja, die andere Geſellſchaft, von der ſie reden, iſt gar nicht möglich. Beantragen ſie zuerſt eine Änderung der menſchlichen Natur.

Er eilt zum Schluß. Da findet er aus dem Stegreif ein Couplet von ſeltener Schönheit. „Herr Guesde ſprach uns von Griechenland. Ja, es gab in der Welt ein Volk, deſſen Geſchichte ein Wunder von Heldenmut, Intelligenz und Schön-

heit war, das mit einer Handvoll Heroen die Welt vor asiatischer Barbarei bewahrte, und das eine solche Plejade von Dichtern, Künstlern, Rednern hervorbrachte, daß sein Genius die Erde bezauberte und das ewige Fest des Menschengeistes bleibt .... Eines Tages trugen die Demagogen da hinein den Klassenhaß. Im Schoße der Demokratie erhoben sich Männer, die einander überboten und die Abschaffung der Schulden, sowie die Konfiskation der großen Vermögen forderten. Die Menge trug sie auf den Händen im Triumph nach der Burg und grüßte sie mit dem Namen der Tyrannen! ... Da erschien Philipp, später, nach den Macedoniern, die Römer, und dieses reine Licht erlosch, und man sah römische Legionen lagern auf den Stufen des Parthenon!"

Welch ein köstlicher Schauspieler, Dichter und Darsteller in Einer Person! Wie ist er jählings aus dem Süßen, Fälschlichen hinaufgewachsen ins Erhabene. Und wie schade, daß er sich das gleich wieder verdirbt. Er will sein Couplet erläutern; „Immer führen die gleichen Ursachen zu den gleichen Wirkungen, und wir kennen die Krankheiten der Völker, wie wir die der Menschen kennen."

Das ist doch ein fauler Zauber. Die Ursachen sind eben nicht die gleichen, und jede Entwicklung bringt andere Krankheiten. Ein Beispiel: Railway spine. Die Erkenntnis ist nicht zu Ende. Doch er möchte ja nur ins Praktische hinausfolgern, der Politiker. Darum setzt er hinzu: „Wir hatten einen gewissen General (Boulanger), der wie ein Messias aufgenommen wurde von der Bevölkerung des Nord- und Seine-Departements, die auch Sie vertreten; er hatte dieselbe Clientel wie Sie und dieselben Mittel!"

Beifall. Aber nicht genug. Er braucht noch einen

Abgang. Jetzt rafft er seine Notizen zusammen, wirft die Mappe zu: „Im Angesicht einer Doktrin, welche die menschlichen Bestrebungen nach den materiellen Nützlichkeiten formen will — ubi bene ibi patria — wollen wir im Herzen bewahren (bebend) die Heiligung der idealen Dinge (fest), die Achtung der Gesetze (mit schmelzender Stimme), die Anbetung des Vaterlandes!"

Und mit der aufgerollten Fahne geht er ab. Wieder jubelt die Mehrheit, und die Damen auf den Galerien sind erregt, sie müssen sich mit ihren Fächern Luft zuwehen. Ach, Paul!

Wie oft mag Paul Deschanel diese Rede noch halten, bis er Minister wird? Denn er wird heute oder morgen Minister, das ist kein Zweifel. Er hält diese Rede nicht zum erstenmal, und als Minister wird er sie erst recht halten müssen. Die Socialisten wiederholen sich ja auch. Aber es ist ein Unterschied. Die Rede einer solchen Opposition wird durch die Wiederholung stärker, die Rede der Regierung schwächer. Woran es liegt? Vielleicht sind die Hungrigen geistreicher als die Satten. Man muß sie also sättigen, die Führer nämlich; es werden immer nur die Führer gesättigt. Aber das ist vorläufig nicht möglich. Im „gesetzlichen Lande", das heißt in der Wählerschaft, sind sie noch nicht stark genug — um abzuwirtschaften. Geduld, die Zeit ihrer Unbeliebtheit wird nicht ausbleiben. Hinter ihnen muß wieder der Einzelne lärmend mit seinem Rechte kommen.

So werden Politiker sich und anderen immer die Zeit vertreiben, die sie nicht bessern können. Doch vor der Apotheke von Roubaix, wo die einen Änderung der Gesetze fordern und die anderen ablehnen, weil die Änderung der Menschen vorher-

gehen müßte — vor dieſer Apotheke billiger Arzneien gedenkt man der Naturkräfte nicht. Eine neue Verwendung der Kräfte ſchuf das Übel. Wie ein wunderliches Ungetüm erſchien eines Tages die Dampfmaſchine mitten in der Geſellſchaft, ſammelte die Menſchen um ſich, that ihnen wohl und wehe. Wer ihr zu nahe kommt, wird zermalmt. Aber ſie hat die Welt um ſo vieles bereichert, breitere Schichten wohlſtändig gemacht, die Städte geändert, den Verkehr vom Laufe der Wäſſer unabhängig geſtaltet, die Völker näher gebracht, Genüſſe in die Maſſen getragen. Freilich iſt ihre Produktion auch maſſenhaft, verworren und gefährlich. Der ſieht nur die Eine Seite der Frage, wer über die Schäden jammert oder wütet. Die Politiker werden ſchwerlich eine Löſung bringen. Über die erhitzten Köpfe dieſer kleinen Schwätzer hinweg werden die Erfinder miteinander in Thaten ſtreiten. Erfindungen waren es, welche die Menſchen zu Haufen ballten im traurigen Dunſt der Fabriken. Andere Erfindungen werden die Gedrängten und Gedrückten hinausſtreuen in glücklichere Gegenden.

Da iſt ein Bach, der ſeit hunderttauſend Jahren durchs Gebirge rauſchte, und bei Nacht glommen an ſeinen Ufern dürftige Lämpchen. Jetzt ſchimmert aus ſeinen nutzloſen Wellen plötzlich das elektriſche Licht in die Häuſer. Und dieſes Licht mag der neuen Arbeit leuchten, in der das Individuum wieder ſiegt. Dann rumpelt die Dampfmaſchine unter das alte Eiſen, ſamt ihrem politiſchen Erzeugnis, dem Socialismus. Vielleicht will es die ungeheure Komik der Weltgeſchichte, daß dann die Kollektiviſten regieren, und das Recht des Einzelnen wird eine Revolution fordern.

So kriecht der Heereswurm der Menſchheit langſam vor-

wärts. Wie maſſenhaft und verworren das alles ausſieht. Jetzt kriecht man in einem klebrigen Knäuel, dann wieder einſam, und bald gilt dies, bald jenes als das ſchleunigſte Mittel, um nach der fabelhaften, ſchönen, großen, grünen Wieſe zu gelangen, auf der jeder Wurm genug haben und keiner mehr getreten wird.

Ende November 1894.

9.

„Sprechen wir von Politik!"

Dieſes Wort hat einmal Herr Goblet ausgegeben. Er fand nämlich — es klingt wunderbar — daß in Frankreich zur Zeit der parlamentariſchen Republik noch nicht genug von Politik geſprochen werde. Er iſt wirklich ſchwer zu befriedigen. Allerdings erſt, ſeit er nicht mehr auf der Miniſterbank ſitzt.

Ach, die Zeiten waren weſentlich roſiger, als er noch regierte. Ein Wohlbehagen durchſtrömte das Land, es gab keine Unzufriedenen, die Gerechtigkeit verweilte auf der Erde, niemand hungerte, keiner fror, von einem Zwieſpalt zwiſchen Arbeit und Kapital war nichts zu bemerken, die Macht wurde nicht mißbraucht, hochbegabte Männer leiteten die Republik, und ſie begingen niemals Fehler. So ſah Frankreich in den achtziger Jahren dieſes Jahrhunderts aus.

Wie hat ſich das alles in den letzten ſechs Jahren, die Herr Goblet leider außerhalb der Regierung verbringen mußte, geändert. Wer ſieht nicht, wie ſchlecht die Zuſtände geworden ſind? Überall Jammer, Elend, Mißbräuche. Ab und zu ein kraftloſer kleiner Verſuch, Reformen durchzuführen. Wem kann

das genügen? Herrn Goblet ſicher nicht. Ihn wird man nicht täuſchen. Die Hauptſache fehlt. Fortſchritte, die ohne ſein Hinzuthun gemacht werden, haben für ihn keinen Reiz. Wird man ihn noch lange ſchmachten laſſen? Es wird ſpät. Die Härchen auf ſeinem Köpfchen ſind ſchon ſilberweiß. Er hat ſein fünfundſechzigſtes Jahr überſchritten, der unweiſe Greis. Freilich macht er nicht den Eindruck des Greiſenhaften. Er iſt flink in Rede und Bewegungen, ſtürmiſch im Angriff, raſtlos im Begehren.

Wer begehrt, iſt jung. Das iſt eine Erſcheinung, die wir vom darbenden alten Bettler bis hinauf zum ausgedienten Miniſterpräſidenten verfolgen können. Es iſt ein Gegenſinn darin, einer jener Gegenſinne, ohne die wir das Leben nicht verſtehen könnten. Warum wirft ſich der elende greiſe Krüppel an der Concordebrücke nicht hinunter in den Tod, der mit freundlichem Wellenglanz vorüberfließt? Er lebt weiter, nicht weil er hofft, ſondern weil er begehrt. Der Mangel iſt ein ſtarker Anreiz zum Leben. Und hebe ich dieſe Erſcheinung von ihren einfachſten Formen hinauf bis zu komplizierten Perſönlichkeiten und deren Schickſal, ſo finde ich immer denſelben Grundzug. Für machtliebende Naturen iſt der Verluſt der Macht eine Quelle heißeſter Genüſſe; eine Quelle, ſo ſtrömend, wie die Jugend ſelbſt. Welch ein Genuß, ſich über ſeinem Schickſal zu fühlen! Wie wächſt innerlich ein Menſch, der ſich verkannt ſieht, und zwar verkannt nach früheren Erfolgen! An wie viel Luſtſpielen der Menſchlichkeiten kann er ſich zudem ergötzen: an Schmeichlern, die ſich entfernen; an Freunden, die erkalten; an der großen, undankbaren, kurzſichtigen Mehrheit. Ich weiß wohl, daß dieſe Genüſſe gemengt ſind mit Bitterkeit; aber welche Wolluſt iſt es nicht? Und wenn eine ſolche

geſtürzte Größe zum Nachdenken aufgelegt iſt, ſo mag ſie ihren jetzigen Zuſtand dem ehemaligen vorziehen. Das öffentliche Leben Frankreichs iſt beſät mit geſtürzten Größen — auf allen Gebieten — weil man hier jünger in die Höhe kommt und ſchneller Platz machen muß.

Heiter wird die Sache für unſere Anſchauung, wenn ein Kleiner ſich für eine geſtürzte Größe hält. Er hat alle Gefühle jener, nur ſein Betragen iſt natürlich anders. Da ſehen Sie Herrn Goblet. Eine zeitlang ſaß er im Senat — nachdem er bei den Kammerwahlen durchgefallen war — jetzt iſt er wieder im Palais Bourbon. Verſtimmt, ärgerlich, eiferſüchtig hockt er auf der äußerſten Linken und ſchielt hinunter nach der Miniſterbank. Er fehlt bei keiner Sitzung und ſpäht, ob ſich der Regierung nicht Verlegenheiten bereiten ließen. Er bekommt oft Beſuche auf ſeinem Platze. Da ſtecken ſie die Köpfe zuſammen und liſpeln, wie Verſchwörer. Die anderen im Palais Bourbon ſchwatzen wahrſcheinlich von Geſchäften und Vergnügungen, oder ſie tauſchen geringen Klatſch aus, wenn der Mann auf der Tribüne ſie langweilt. Goblet nicht, der ſpricht gewiß immer nur von Politik. Die Politik iſt ſein Haus, in dem er wohnt, ſein Feld, das er bebaut, ſein Eſel, den er ſchlägt, ſein Ochſe, mit dem er pflügt, der Gedanke ſeiner Tage, die Schlafloſigkeit ſeiner Nächte. Er iſt die feinſte Verkörperung des Politikers, welcher redet. Als Politiker der That iſt er durchaus mittelmäßig. Er war ſpurlos viermal Miniſter, und wo iſt die Richtung, ja wo ſind auch nur die einzelnen Geſetze, auf denen ſein Name dauernd ſtünde?

Nein, der Goblet in der Regierung ritt auf demſelben alten Schimmel, von dem der Goblet in der Oppoſition die Männer des Tages herunterreißen möchte. Und wenn er wieder

hinaufkäme, säße er vermutlich nicht anders oben als ehedem. Zwar ist er, seit sich der Thürsteher seines Ministerpalastes zum letztenmal vor ihm verneigte, in seinen radikalen Ansichten noch viel röter geworden. Doch er weiß zu gut, daß man nur opportunistisch regieren kann. Das ist überhaupt eine Tautologie, die man nicht gleich als solche erkannte, weil Gambetta das Wort so gewichtig aussprach: Opportunismus ist der andere Name für Regierung.

Es giebt Whig-Opportunisten und Tory-Opportunisten. Wenn sie die Geschäfte übernehmen, merkt man nicht mehr, ob sie vorher Whigs oder Torys waren. Als eine solche englische Schaukel sähe Goblet auch gerne das Auf und Ab im französischen Parlament eingerichtet. Die englische Schaukel hat das Angenehme, daß man immer, wenn man unten ist, durch ein kräftiges Abstoßen in die Höhe gelangt. Freilich ist es dann unangenehm, daß man oben mit den Beinen in der Luft strampelt; doch Geduld, beim Herunterkommen kann man sich wieder auf festen Grund stützen, auf das Volk. Und wieder hinauf!

Es wäre schön. Es geht nicht. Die parlamentarischen Bewegungen in Frankreich sind nicht die der Schaukel, obwohl die Regierung so häufig wechselt. Auf ein gestürztes Ministerium folgt ein anderes von genau derselben Farbe oder Farblosigkeit, ja in den meisten Fällen sitzen Mitglieder des alten Kabinetts im neuen. Hier ist eine Verworrenheit, die uns bei der französischen Vorliebe für das Klare sehr befremden muß. Die Mehrheit in einer Abstimmung stürzt die Regierung, bedeutet aber nachher nichts bei der Bildung des neuen Kabinetts. So können die eben aus wichtigem prinzipiellen Grunde entfernten Männer sofort zurückkehren. Dann wieder gerät ein

Miniſterium oder nur ein einzelner Miniſter beiläufig, zufällig, in einer Frage zweiten, dritten Ranges in die Minderheit; das ganze Kabinett verſchwindet und wird durch ein weſentlich verſchiedenes erſetzt. Das raubt der Mehrheit außer der Bedeutung auch die Verantwortung.

Für die „Politiker" ſind dieſe Spiele freilich angenehm und nützlich. Da es ſich beim Regierungswechſel nicht um Prinzipien handelt, ſondern um Perſonen, ſind alle Geſchicklichkeiten zuläſſig. Man hebt dieſen hinauf und reißt jenen herunter. Die kleinen Manöver ſind an der Tagesordnung. Die kleinen Leute gedeihen. Durch flinke Führung läßt ſich mit geringen Gruppen viel ausrichten. Öfters gelangen die Minderzähligen zur Macht; nicht vermöge ihrer Kraft, ſondern Dank der Schwäche ihres Widerſtandes. Zuweilen iſt es für eine Regierung vorteilhaft, ſich werfen zu laſſen; das iſt die beſte Entſchuldigung dafür, daß ſie nichts geleiſtet hat. Sie konnte nichts leiſten, man ließ ihr keine Zeit. Niemand hat Zeit zu Unternehmungen von langem Atem, und die Zeit vergeht. Es iſt unendlich bequem. Man braucht nichts zu thun. Man ſpricht von Politik!

Sie ſprechen von Politik, wie die Advokaten vom Recht. Es iſt eine beängſtigende Geläufigkeit in ihren Reden. Sie ſind möglicherweiſe durchdrungen von dem, was ſie ſagen. Aber man hat das dumpfe Gefühl, daß ſie auch den gegneriſchen Standpunkt mit Leichtigkeit zu verteidigen wüßten. So denke ich mir oft, wenn ich den behenden Herrn Goblet ſprechen höre: Wie ſchade, daß er ſich nicht gleich ſelbſt widerlegen darf. Da würden die Funken ſtieben. Denn im perſönlichen Angriff iſt er von einer Schärfe ohnegleichen. Es wäre ein Genuß, Goblet gegen Goblet zu hören, und um der Welt dieſen Genuß

zu bereiten, brauchte man ihm vielleicht nur ein Miniſterportefeuille zu geben. Doch nein, der Gedanke iſt nicht ausführbar. Bewöge man ſogar Herrn Goblet dazu, ſich ſelbſt zu bekämpfen, er brächte es dennoch nicht gut fertig, weil er ſeine eigenen Schwächen nicht ſo genau ſieht, wie die der anderen.

Hei, wie er ſeinen Gegnern in die Blöße hineinſauſt. Er iſt immer da und lauert. Und findet er die Gelegenheit günſtig, ſo hört man ſein heiſeres, feines Stimmchen: „Ich bitte ums Wort.“ Man hört dieſes Stimmchen ſonderbarerweiſe auch im größten Lärm. Grobe, ſtarke Stimmen kommen nicht ſo zur Geltung. Er verſteht den richtigen Augenblick zu wählen, vor oder nach dem allgemeinen Schreien, oder zwiſchendurch, ſobald das Geräuſch abſchwillt. Das iſt eine ſeiner vielen Geſchicklichkeiten.

Dann haſtet das alte Advokätlein die Tribüne hinauf, ſehr beweglich, ſehr jung. Es wartet oben, bis die Stille da iſt, die es beanſprucht. Es trinkt einen Schluck Waſſer, ſenkt das Häuptlein und ſpäht über den Kneifer, der ihm auf der Naſe ſitzt, in den Saal hinaus, oder blickt vor ſich nieder, wie um ſich zu ſammeln. Ja, ſolche Köpfe ſieht man im Juſtizpalaſt, das ſind die Chicanuſen des Rabelais. Ein weißes Wangenbärtchen, Kinn und Oberlippe ausraſiert, daß man den verkniffenen Mund deutlich ſieht. Vor Gericht haben die Chicanekünſtler altertümliche Talare an. Der hier iſt bürgerlich gekleidet. Auf der Rednerbühne nimmt er ſich kleiner aus, als er wirklich iſt. Trifft man ihn auf der Gaſſe, ſo entdeckt man, daß er nicht ſo klein iſt; entdeckt auch, daß ſeine Augen ein bischen ſchielen.

Beim Reden lehnt er ſich oft an, das magere Bäuchlein auf dem Tiſch. Die linke Hand legt er auf den Rücken, mit

der rechten ſticht er in die Luft. Er ſpricht wohl immer aus dem Stegreif, da er die Zwiſchenfälle der Sitzung benützt. Keiner benützt ſie ſo geſchickt und giftig, wie er; ſelten iſt einer ſo ſchlagfertig. Es iſt nicht gut, mit ihm anzubinden, wenn er auf der Tribüne ſteht. Er packt den Zwiſchenrufer und zerzauſt ihn grauſam. Das geht blitzſchnell. Ich glaube, die Stenographen haben Mühe, ihm nachzukommen. Ein neuer Deputierter wagte es einmal, ihn zu unterbrechen. Goblet erwiderte mit eiſigem Lächeln: „Mein lieber Kollege, Sie haben ihren Zwiſchenruf nicht lange genug reifen laſſen.“ Gelächter im Hauſe. Der Mann, dem die Fähigkeit ſelbſt zu Zwiſchenrufen abgeſprochen war, that viele Monate hindurch nicht mehr den Mund auf. Ein andermal hielt einer vom linken Zentrum eine große Rede, die zufällig aus der Debatte herauszuwachſen ſchien. Goblet war darin angegriffen. Keuchend rief er: „Sie haben ſich dieſe Rede von langer Hand vorbereitet!“ — „Verzeihung,“ erwiderte jener, „ich wußte gar nicht, daß ich heute ſprechen würde.“ — Aber Goblet gab giftig zurück: „So? Und warum ſagten Sie vorgeſtern in Chartres, Sie müßten nach Paris zurück, um an einer großen Kammerverhandlung teilzunehmen?“

Das ſind Kleinigkeiten. Sie zeigen nur, daß ihm jedes Kampfmittel gut iſt. Er möchte ſeine Gegner demolieren, von unten, von oben, von allen Seiten. Doch in ſolchen Mittelchen erſchöpft ſich ſeine Kraft durchaus nicht. Er weiß den Fragen plötzliche Wendungen zu geben. Er entdeckt ihren Zuſammenhang mit den großen politiſchen Prinzipien. Man glaubt, daß nur ein einzelner Fall vorliege, da erweitert Goblet jählings die Schranken: ſprechen wir von Politik! Und er dreht, er deutet, daß die Leute verblüfft aufhorchen. Das iſt ſein

merkwürdigſter Zug; er, der ſeine perſönlichen Wünſche, ſeine Machtbegier nicht zu verbergen imſtande iſt, entwickelt immer die allgemeinen Geſichtspunkte, und mit ſolcher Stärke und Gewandtheit, daß man ihm gefeſſelt lauſcht, obwohl man ihn durchſchaut.

Er iſt voll Scharfſinn und ohne Weisheit, und jetzt iſt ſogar zu bemerken, daß dieſem Schlaukopf die gewöhnliche Klugheit fehlt. Denn er ſcheint im Socialismus nur etwas quantitativ, nicht qualitativ Verſchiedenes vom Radikalismus geſehen zu haben. Und er glaubte, ſich der Socialiſten bedienen zu können, um wieder zur Macht zu kommen. Das war ungemein thöricht. Sein Fuchsbau hat nun einen radikalen und einen ſozialiſtiſchen Ausgang, und gerade dieſe findige Anlage iſt Meiſter Reineckes ſicherer Tod. Man treibt ihn durch den einen Gang, und wenn er beim andern hinaus will, wird er erlegt. Und jetzt hört man ſein heiſeres, dünn kreiſchendes Stimmchen immer verzweifelter keuchen. Individualismus oder Kollektivismus, er weiß nicht mehr aus noch ein.

Erinnert mich Goblet an den Durchtriebenen von Malepartus, ſo muß ich bei Pelletan immer an einen zottigen, plumpen Bären denken, den ich einmal in Luz, dem Dorfe in den Pyrenäen, ſah. Camille Pelletan, der Bär; kein gewöhnlicher Bär, ſondern ein nachdenklicher Tanzbär. Pelletan iſt auch ein Radikaler, auch ein Sprecher von Politik, aber ſonſt in allem anders als jener. Eine volle Natur, ein Charakter in geraden Linien, dabei durch und durch liebenswürdig. Man findet in ihm Eigenſchaften vereinigt, die ſonſt heulend auseinanderlaufen; er iſt geiſtreich und gut, boshaft und gemütlich, liebt die Schnurren und das Ideal. Er iſt offenbar künſtleriſch veranlagt und beſchäftigt ſich am liebſten mit Ziffern, freilich

mit den Ziffern des Budgets. Er hat einen unbeschränkten Geist und klammert sich zäh an ein Parteiprogramm. Er geberdet sich wie ein Bohème und ist ein ganz regierungsfähiger Staatsmann. Er hört sich vielleicht ein bischen zu gern reden. Aber können wir ihm das übel nehmen? Wir hören ihn auch gern.

Camille Pelletan ist der Spaziergänger auf dieser französischen Tribüne, die sechs oder acht Schritte lang ist. Er geht ruhelos auf und ab. Die Länge seiner Reden müßte man eigentlich mit dem Schrittzähler messen. Eine Budgetrede etwa dreitausend Schritte, eine Interpellation achtzehnhundert, eine thatsächliche Berichtigung zweihundertfünfundsechzig, aber selbst wenn er nur zur Geschäftsordnung das Wort nimmt, muß man auf achtzig Schritte gefaßt sein. Es sieht beinahe aus, als ließe ihm seine Zeitungsschreiberei nicht Zeit, anderswo Bewegung zu machen, als auf der Kanzel des Palais Bourbon. Da läuft er sich also müde. Jetzt geht er auf die Rechte zu, jetzt auf die Linke. Bleibt er einmal vor dem Zentrum stehen, so stützt er sich mit der gelähmten linken Hand auf den Tisch und schlägt mit seiner flachen Rechten auf das dunkelgrüne Leder. Er ist nämlich auch der größte Tischklatscher des Hauses. Das schadet seiner Vernehmbarkeit; es ist das einzige, was ihm schadet, er ist einer der Deutlichsten. Nur wenn er einen besonders guten Witz macht, geht er mit der Stimme herunter, murmelt in den Bart. Er sucht gar keine äußeren Wirkungen, liebt die Nachlässigkeit in einem Maße, daß man sie zuweilen für demokratisch berechnet hält. Er sieht geradezu verwahrlost aus. Das volle graubeschneite Haar hätte immer schon vor acht Wochen geschnitten werden müssen, sein wirrer schwarzgrauer Bart sieht staubig aus, wie sein schlottriger Leibrock. Sollte er doch schon vormittags einen Fußmarsch über Land gemacht haben?

Seine Haltung ist gebeugt. Aber wenn er die Regierung anruft, wirft er den Kopf zurück. Dabei sieht er nicht die Regierung an, sondern seine Parteigenossen. Da steht er ausnahmsweise still, wendet der äußersten Linken das Gesicht zu, während sein rechter Arm gegen das Zentrum (zu dem er spricht) ausgestreckt ist. Mit dem Finger zeigt er auf die Regierung oder läßt diesen Arm wie einen Brunnenschwengel auf und nieder gehen, indeß sein anderer verdorbener kürzerer Arm glatt am Leibe herabhängt. Plötzlich macht er Kehrtum und marschiert nach rechts, wobei die kraftlose Hand über den Tisch hinschleift bis zum Wasserglase. Ein Trunk und er läuft weiter, nicht ohne sich vorher den Mund mit dem Handrücken abgewischt zu haben. Was er sonst noch für zügellos romantische Geberden macht, ist eine Wonne für den Betrachter. Unschuldig kratzt er sich die Kopfhaut, daß man glauben könnte, dem Kribbeln seiner Gedanken im Schädel antwortete außen ein anderes. Gleich darauf weicht sein gebeugter Rücken dem Hemd aus, als ob ihn heimlich etwas juckte. Oder er zieht sich mit den eingeklemmten Ellbogen die Hose hinauf. Und wie oft er nur die Achseln zuckt.

Wenn er nicht geht, klatscht er auf den Tisch. Einen gewöhnlichen Satz verhackt er auf folgende Art: „Wenn der Arbeitgeber (Klatsch) den Arbeiter zwingen kann (Klatsch), dies (Klatsch) und das (Klatsch) zu thun (Klatsch), dann sind eure Gesetze (beugt sich über den Tisch, sticht mit dem Zeigefinger nach dem Stenographen hinunter) daran schuld (Klatsch).“

Aber welch ein Redner! Es fehlt ihm nur die Seltenheit des Auftretens. Er spricht zu oft und ist mit zu ganzer Seele dabei. Darum kennt man ihn zu genau. Sein Stil ist romantisch. Es ist nicht der Stil vom Tage, aber entfernt von

falſcher oder echter Klaſſicität. In einem Satze grollt er leidenſchaftlich, im nächſten wird gewitzelt, im dritten kommen trocken Zahlen, im vierten gehts wieder pathetiſch zu. Man muß für dieſe eigene Miſchung empfänglich ſein. Viele mögen nur das Rütteln ſeiner Rede fühlen, wie das eines Wagens auf holprigem Pflaſter. Er hat das Zeug zu drei angeſehenen Rednern in ſich, und das Zuſammengeſetzte verſagt oft die Wirkung. Seine Aufſchreie ſind von höchſter Leidenſchaft, und wenn man das nachher lieſt, ſtaunt man über ſeine Mäßigkeit. Es zeigt ſich bei ihm ein Widerſpruch zwiſchen Ton und Form. Die Form iſt tadellos, die eines Künſtlers. Aber ein Fremder auf der Galerie, der nicht gut Franzöſiſch verſteht, wird glauben, daß dieſer Redner zur ſofortigen Revolution auffordere, und er ſpricht doch nur von einer belangloſen Fondsverſchiebung. Dann murmelt er etwas mit verbindlichem Lächeln, und es war ein bitterböſer Ausfall. Er iſt ein ungeſtümer Kämpfer. Die Franzoſen boxen mit Fäuſten und Füßen, und ſo gebraucht er in der Debatte nebſt der Logik auch die Sophiſtik.

Camille Pelletan iſt ein großer Journaliſt, ein Zeitungsſchreiber bleibt er auch auf der Tribüne. So wird man ihn erſt ganz verſtehen: ſeine Nachläſſigkeit, ſein überlegenes Achſelzucken, das Fehlen aller Eitelkeit, die Vorliebe für das Aktuelle, das er ſo kräftig erfaßt, obwohl oder weil er weiß, daß es gar ſchnell vorübergeht. Er hält eigentlich keine Reden, ſondern diktiert Leitartikel vor Zuhörern, um die er ſich nicht kümmert. Und man ſpürt aus jedem Wort ſeine mönchiſche Armut und ſeine Ehrlichkeit heraus. Nur ſchade, daß er ſchon ein alter Schmetterling iſt. Der Radikalismus iſt eine vergangene Mode, in der Oppoſition wird jetzt ein höheres Rot getragen, das ſocialiſtiſche. So ſteht Camille Pelletan zwiſchen Regierung

und Opposition, und er fängt allmählich an, zu verkalken. Wird er überhaupt nie zur Macht gelangen? Ich glaube, er sehnt sich nicht danach. Er hat die Früchte wissentlich versäumt und blickt ohne Bedauern auf die Fructus percipiendi der Macht. Denn wenn er Minister würde, müßte er sich einen andern Rock bestellen. Und er müßte sich auch die Haare scheren lassen, um auf die russische Botschaft zu gehen, sonst hielte man ihn dort für einen Nihilisten.

In der Gruppe Pelletans, auf der äußersten Linken, unter den Sprechern von Politik, sitzt, steht, schreit, geberdet sich noch ein anderer meiner Lieblinge: Douville-Maillefeu. So will er kurzweg heißen. Sein voller Name ist Louis Marie Gaston Graf von Douville-Maillefeu. Der Graf ist einer der leidenschaftlichsten Republikaner des Palais Bourbon. Um diese Thatsache ganz zu genießen, muß man wissen, daß er von einem merovingischen Häuptling abstammt. Bis ins neunte Jahrhundert zurück läßt sich sein Adel jedenfalls urkundlich nachweisen. Das erklärt manches, zum Beispiel seinen Haß gegen die Capetinger. Ja, es giebt noch einen Mann in Frankreich, der die Familie Capet inbrünstig haßt, das ist Herr v. Douville. Es muß im zehnten oder elften Jahrhundert zwischen diesen beiden Häusern etwas vorgefallen sein, was Louis Douville den Capets nicht vergessen kann. Er kommt auch bei jedem Anlasse auf die verruchten Nachkommen des Herrn Hugo Capet zurück — und nun bricht im Palais Bourbon das große Gelächter los.

Wenn der Vorsitzende ankündigt: „Herr von Douville-Maillefeu hat das Wort“, sieht man im ganzen Hause schmunzelnde Gesichter. Dann wächst die Heiterkeit hinter jedem seiner Sätze, und schließlich sieht man nur noch Leute, die Thränen in den Augen haben und sich die Seiten halten. Dennoch ist

dieſer wackere alte Seeoffizier weder beſchränkt noch ungebildet. Er hat viele Jahre die fernſten Meere durchkreuzt, an Schlachten teilgenommen und weiß unendlich viel mehr von der Welt als die kleinen Leute, die ihn auslachen. Er kann nur nicht reden — und redet doch.

Eigentlich ſcheint mir, daß er regelmäßig in der Minute darauf es bitterlich bereut. Aber jetzt hat er das Wort ſchon verlangt, er kann nicht mehr zurück. So geht er denn gefaßt, wenn auch voll düſterer Ahnungen, die acht Stufen der Tribüne hinauf. Da ſteht er groß, vierſchrötig, drohend. Früher war er noch ſtattlicher anzuſchauen, auf ſeiner letzten Weltreiſe wurde er durchs Fieber ein wenig gebeugt. Er trägt den grauen Spitzbart ungefähr wie Heinrich IV., hat eine ſcharfe, große Naſe und dunkelglühende Augen, und hinter der ſchneidigen Maske ſteckt eine gute alte Haut.

Er beginnt ganz ruhig und ſachlich. Oh, diesmal wird er ſich nicht hinreißen laſſen, das iſt ſein feſter Entſchluß. Nur regt ihn die Stille im Saale auf; er fühlt, daß ſie auf ſeine Lächerlichkeiten warten. Auch wirkt ſein eigenes Wort auf ihn ſehr ſtark. Das Blut ſteigt ihm in den Kopf, daß er rot wird bis unter die Wurzeln ſeiner kurzgeſchorenen weißen Haare. Und jetzt trifft ihn der Redeſchlag. Das iſt ein auf der Tribüne nicht ſeltenes Unwohlſein. Wenn die anderen davon befallen werden, ſtammeln, lallen ſie oder reden verworren ſchales Zeug, das nur zum Gähnen, nicht zum Lachen reizt. Bei Douville ſind die Erſcheinungen anders. Er beginnt farbig zu reden, durcheilt in ungereimten Vergleichen alle Weltteile und ergrimmt gegen die Könige von Frankreich. Es entgeht ihm dabei keineswegs, daß er nicht mehr zur Sache ſpricht. Im Gegenteile, er giebt ſich von ſeinem Zuſtande Rechenſchaft und fühlt ſich nur um ſo

ſicherer verloren. Dennoch geht er nicht ab, weil er tapfer iſt. Das Schiff, die Tribüne verſinkt, aber der Kapitän bleibt. Jetzt kämpft er mit den Wellen. Er greift Ludwig den Dreizehnten oder Johann den Guten an. Oder er ſpricht, wenn die Nichtöffentlichkeit der Todesſtrafe zur Verhandlung ſteht, von der Emigration, als wenn dieſe eine brennende Angelegenheit vom Tage wäre, und verteidigt die große Revolution, als wenn die ſich nicht ſchon ein wenig überlebt hätte. Das iſt der Grundzug ſeiner Komik: er beweiſt gewaltſam das Selbſtverſtändliche, ringt mit Windmühlen und verteidigt erbittert, was von niemandem beſtritten wird. Weil er aber dieſe Dinge nicht abſichtlich ſagt, kann man ihm dabei in ſeine wunderliche Seele hineinſchauen. Er iſt eigentlich ein Adeliger vom alten Schlage, und zwar ein guter Ariſtokrat. Nur hat die Revolution — nach hundert Jahren! — zu ſtark auf ſeine Einbildungskraft gewirkt. Wenn er zum Beiſpiel, ich weiß nicht mehr bei welcher unpaſſenden Gelegenheit, den „unſterblichen Danton“ verherrlicht, ſo thut er doch nur, was mancher Ariſtokrat gethan. Philipp Egalité war ja ebenfalls ein grimmiger Jakobiner und half, den König zum Tode zu verurteilen. Der Seelenzuſtand der Leute, die ſich vor der Revolution in die Revolution flüchten, iſt ſehr merkwürdig. Das gilt nun freilich von dem prächtigen Douville-Maillefeu nicht ganz, denn ſein Stand iſt nicht bedroht. Er iſt ungezwungener Republikaner, aber beiläufig ſo, wie einer Hofmann iſt; ein Höfling des Volkes. Aus Eigennutz geſchieht es nicht, weil er ja nichts damit erreichen kann. Er hat eine angeerbte Vorliebe für die Mächtigen.

Was aber die thörichten Lacher überſehen, iſt, daß dieſer brave alte Menſch nie für eine ſchlechte Sache eintritt. Selbſt wenn er ſich in den Jahrhunderten verirrt und längſt nicht

mehr weiß, wovon er ausging; die Gerechtigkeit läßt er niemals aus den Augen. Er will das Gute. Es ist auch nichts Niedriges an ihm. Er wettert gegen Mißbräuche, schont jedoch die Personen. Es fiele ihm nicht ein, gestürzten Größen Fußtritte zu geben, wie man das zuweilen im Palais Bourbon sieht Er thut, wie fürchterlich er auch schreie, keinem was zu Leide. Nachher kränkt er sich dennoch über seine harmlosen Aufwallungen. Einmal ergrimmte er nach seiner Rede so heftig gegen sich selbst, daß er laut ausrief: „Ich setze keinen Fuß mehr in diesen Saal!" Und verließ zur selbigen Stunde das Haus. Das war vor 1889. Er ist wiedergekommen.

Er mußte. Es zieht ihn hierher, und er gehört hierher; ist er doch die Freude des Palais Bourbon. Man erholt sich bei seinem Anblick von den Wichtigthuern. In den Wandelgängen ergötzt man sich an seinen gesalzenen Scherzen, da ist er von gallischer Urwüchsigkeit. Und die glücklichsten Stunden der Abgeordneten sind es, wenn er auf der Tribüne steht.

Die Rede, die er unlängst über Madagaskar hielt, sollte nicht vergessen werden. Er hatte bereits von unzähligen Dingen gesprochen: vom Krieg, Staatshaushalt, Gambetta, Chateaubriand, von Pitt, „dem Helden des jetzigen englischen Ministerpräsidenten", von Korsika, Strafkolonien, Normannen, vom „verfaulten Asien", von der Weltausstellung in Chicago, „wo er Präsident der französischen Seekommission war". Ferner von den Australiern und deren Verhältnis zu England, von Rechtspflege, Polizei und Spitzbuben. „Er fürchte sich weder vor Justiz, noch vor Polizei, noch vor Spitzbuben." Beiläufig hatte er eingeflochten, daß er nicht aus Liebe zu den Missethätern gegen die Todesstrafe sei, sondern „weil er nicht wünsche, einmal irrtümlich geköpft zu werden". Er hatte bereits den

Miniſterpräſidenten und einige andere Miniſter angerufen und von ihnen Antworten erhalten, die ihn ſichtlich befriedigten. Auch hatte er eine unbeſtimmte Forderung an ſämtliche Anweſende erlaſſen: „Wer anderer Anſicht iſt, möge aufſtehen und es ſagen!“ Keiner meldete ſich. Zwiſchendurch gab der Redner immer wieder die Erklärung ab: „Ich kehre zu Madagaskar zurück.“ Ach, gleich darauf war er immer wieder weit, weit ... Halt, jetzt trieb er abermals an Madagaskar vorüber. Er ſagte: „Wir bedrohen niemanden, aber man hat uns auf dieſer Inſel von Madagaskar bedroht, wo viertauſend Franzoſen geſtorben ſind, im Stich gelaſſen von unſeren deſpotiſchen Regierungen. Das war zur Zeit Friedrichs des Großen, der ein echter Gallier war, der nur franzöſiſch ſchrieb, Franzöſiſch die Sprache der Zukunft nannte und ſie ſeinem Sohne beibringen laſſen wollte. Wenn er unſere Sprache nicht auch ſeinem Volke beibrachte, ſo war es, weil Voltaire ſich in ſeine Schweſter verliebte. . . .“

Allgemeine, ach ja, allgemeine Heiterkeit. Nur der Redner iſt ernſt. Er „ſchließt mit einer Frage an den Miniſterpräſidenten. In England wurde kürzlich bei einem Bankett von Azincourt geſprochen. Nun denn, wenn man von der Schlacht bei Azincourt ſpricht, ſo iſt es, wie wenn man uns ins Geſicht ſpiee. Wir wurden bei Azincourt nur beſiegt, weil ein infamer Fürſt, dieſer Johann der Furchtloſe, Herzog von Burgund, gegen ſein Vaterland kämpfte. Und ebenſo wars bei Crécy . . .“

Ja, ja, er hat wieder einmal Schiffbruch gelitten, das erkennt er, und iſt troſtlos, obwohl er ſeinen Schmerz mutig verbirgt. Und wenn er endlich die Tribüne verläßt, im Vollbewußtſein, ſich abermals bis auf ſeine alten Knochen blamiert zu haben, da — da fällt ihm plötzlich ſeine Rede ein. Die Rede,

die er eigentlich halten wollte. Er iſt aber zu ſtolz, um noch einmal das Wort zu verlangen. Auch iſt er heimlich froh, daß ers überſtanden hat; ſchwört ſich vielleicht, nie mehr da hinauf zu gehen. Und jetzt ſucht er ſeine Bekannten im Saale auf, liefert Nachträge, erklärt die Worte, die er auf der Tribüne geſprochen. Es bilden ſich kleine Gruppen um ihn. Er ſpricht laut, kräftig, macht große Geberden, wiſcht ſich den ſtrömenden Schweiß ab. Die ihm ins Geſicht ſehen, geben ſich Mühe, ernſt dreinzuſchauen, billigen mit Kopfnicken alles, was er ſagt. Hinter ihm Gegrinſe; die Mienen werden ernſt, wenn er ſich umdreht und andere bei den Rockknöpfen packt. Man hört ſeine Kraftworte herauf: Schweinehunde — Magengrube — Napoleon. Er zeigt Hiebe, der Schwerenöter. Sie lachen über ihn, und doch giebt es wenige in dieſem Hauſe, die überzeugter, ehrlicher, beſſer ſind, als der prächtige alte Tollkopf, der nicht zu reden verſteht.

Erſt nach ſeinem Verſchwinden wird er wachſen, als eine berühmte Geſtalt des Palais Bourbon. Man wird ſich mit gerührtem Lächeln ſeiner erinnern, wenn Douville-Maillefeu nicht mehr in dieſem Saale donnerwettert; wenn er in den großen Schlaf eingekehrt ſein wird, in welchem ſein merovingiſcher Ahn und das ganze alte Frankreich nun ſchon lange liegen.

Ende Dezember 1894.

10.

Der Herr der Kammer.

Herr Dupuy rief eines Tages Herrn Jaurès zu: „Noch sind Sie nicht der Herr der Kammer!“ Und die regierungsfreundliche Mehrheit kannte sich gar nicht vor Jubel. Sie klatschten, sie klatschten . . . aber dieser Beifall beruhte auf einem Irrtum, denn Jean Jaurès war wirklich schon der Herr der Kammer.

Sein jäher Erfolg fällt in die Jahre, die ich im Palais Bourbon verbrachte. Ich sehe ihn noch zum erstenmale die Rednerbühne besteigen: eine untersetzte Gestalt, sehr zuversichtliches Benehmen — und im Hause eine leichte Spannung der Aufmerksamkeit, weil diesem jungen Toulouser Professor der Philosophie schon ein Ruf voraufging. Im Strike von Carmaux war er als socialistischer Glanzredner aufgetaucht, und die Arbeiter von Albi entsendeten ihn ins Palais Bourbon, nachdem sie ihren bisherigen Abgeordneten Marquis de Solages zum Rücktritt gezwungen hatten. So kam Jean Jaurès zu Ende des Jahres 1892 als ein neuer Mann in die Kammer, der er schon im Alter von sechsundzwanzig Jahren angehört

hatte. Damals — 1885 — war er noch alles eher, als ein Socialiſt. Ja, Jean Jaurès, der Feind des Kapitals, verweilte im Frühling ſeines öffentlichen Lebens mitten unter den zufriedenſten Millionären. Er, der Bewunderer ſchwieliger Hände, ſaß hinter Leon Say! Auf der republikaniſchen Wahlliſte des Tarn-Departements drang er mit noch vier anderen Gemäßigten durch. Das war noch die Zeit des Liſtenſcrutiniums. Er ſaß bis 1889 im linken Centrum. In dieſer Zeit wurde Jean Jaurès nicht berühmt. Ließen ihn die alten Herren nicht vorkommen, oder „lag" ihm die Richtung nicht, die er vertrat; er that ſich nicht hervor. Ich ſtelle mir den damaligen Jaurès als einen ſelbſtbewußten, allzu ſtrebſamen jungen Parlamentarier vor. Er kam wohl nur in ganz kleinen Fragen zu Worte, wurde ſchnell als Dauerredner berüchtigt und ſcheuchte durch ſein bloßes Erſcheinen auf der Kanzel die Kollegen aus dem Saale hinaus. Mit empörtem Blick mag er immer während ſeiner einleitenden Bemerkungen den Flüchtlingen nachgeſchaut haben, wie ſie rechts und links davonſtoben. Er ließ ſich aber nicht beugen, hielt ſeine lange Rede trotz alledem, mit verzweifelter Entſchloſſenheit, ſtärker ſchreiend, um die kleinen Privatgeſpräche zu übertönen, und ging bis ans letzte Wort im verödeten Saale. Wenn er dann unter ironiſchem Schmunzeln der noch Übrigen die Tribüne herabkam, und die ſpärliche Verſammlung aufzuatmen ſchien, da knirſchte er in ſich hinein: „Ah, Ihr wollt mich nicht hören, Ihr wollt mich nicht hören — Ihr werdet mich hören! . ."

Er fiel bei der nächſten Wahl durch. Er mußte abermals in Toulouſe mehr Philoſophie vortragen, als er vielleicht ſelbſt beſaß. Denn es zog, es riß ihn heimwärts nach dem verlorenen Parlament. Es erging ihm ungefähr wie einem großen Drama-

tiker, der anfangs von Mißerfolg zu Mißerfolg taumelt, weil er thöricht glaubt, mit der Konvention gehen zu müſſen, oder ſeinen eigenen Ton noch nicht auszuſtoßen wagt. Auch verſtanden ſie möglicherweiſe das Eigene in ſeinem Tone noch nicht. Aber er ſammelte ſich in dieſer harten Kriſe. Er biß die Zähne zuſammen, ballte die Fäuſte und — entdeckte ſein ſocialiſtiſches Herz. Beim Strike von Carmaux tauchte der Herr Profeſſor als Arbeiterführer auf, und ſein Ruf ging durch das Land: die Socialiſten hatten einen Redner.

Ja, ich ſehe ihn noch zum erſtenmal mit ſeinem wackelnden, knieengen Gang der Tribüne zuſtreben. Er trägt recht zerknitterte Beinkleider, ein bläulich ſchimmerndes, abgenütztes Röckchen, und man ſieht wenig Wäſche: nur einen kleinen, weißlichen Streifen des niederen Kragens. Beim Beſteigen der Kanzel ſchwingen ſeine kräftigen Schultern in einem ſtarken Rhythmus. Oben angelangt, wirft er den breitſtirnigen Kopf zurück, ſo weit es ſein kurzer Hals geſtattet, fährt ſich mit der Hand über das dichte, braune Haar und den hellen, braunen Vollbart, der bis an die Backenknochen wächſt, ſchickt aus ſeinen blauen Augen einen Blitz über die Verſammlung, atmet tief auf und ſpricht. Die Stimme iſt ein Tenorbariton, in der Höhe gellend. Ärmliche Geberden mit der Rechten, der linke Arm immer wie an den Rücken gebunden. Zwei Geſten kehren oft wieder: die erklärende, wobei die Hand einen unſichtbaren Apfel locker hält und fortwährend auf und ab hebt; die auffordernde oder aufreizende, das iſt eine ſonderbare Schwengelbewegung. Was nur? Ah ja, es iſt eine Lehrergeſte. Er kreidet etwas auf eine nicht vorhandene Tafel und löſcht es wieder ab, er löſcht mehr ab. Dazu trinkt er eine Menge Waſſer und ſtellt das Glas ſelten auf die Platte zurück. Der

Saaldiener, der die Redner mit Getränken versorgt, ist über ihn verzweifelt. Wenn das Glas ausgewechselt werden soll, steht es manchmal am anderen Tischende. Ich sah Jaurès schon zwischen zwei Gläsern sprechen. Aus der Hosentasche zieht er sein zusammengeballtes Sacktuch, wischt er sich mitten in einer Periode den Mund ab und spricht, ohne Atem zu holen, weiter. Welcher Atem, welche Perioden, endlos! Und es liegt etwas Komisches über seiner Rede, der Hauch südfranzösischer Gespräche; er hat den Accent von Toulouse. Das heißt, heute findet man das nicht mehr drollig. Auch ist sein Dialekt in dem Maße schwächer geworden, wie seine Autorität stärker.

Aber damals, bei seinem ersten Wiederauftreten lächelte man ein wenig. Sein erworbener Ruf reichte nur für fünf oder zehn Minuten aus. Dann sank die Neugierde der Abgeordneten. Sie glaubten schon alles zu wissen, was dieser langatmige Südländer ihnen sagen könnte. Sein Abfall von den Gemäßigten und sein Übertritt zu den Umstürzern ließen ihn einige Minuten lang merkwürdig erscheinen. Nur redete er viel länger. Er machte den bösen Eindruck, als könnte er unaufhörlich fortschwatzen. Die Gattung kennt man: das sind die Langweiler, die leeren Wortdrescher, die Lästigen, die man mit einem Ausdruck des Argot „Raseurs" nennt. Die Kammer läßt jeden „Raseur" in seinem eigenen Redeschwall ertrinken. Das geschieht wie auf ein gegebenes Zeichen. Plötzlich ist die Aufmerksamkeit der Zuhörer in hundert Teilchen zerflattert. Sie scherzen, plaudern, schreiben Briefe und gehen endlich hinaus... Wieder hatten sie ihn nicht angehört. Des Herrn Jean Jaurès socialistische Jungfernrede war abermals ein Durchfall. Er ging gedemütigt, beinahe verspottet ab.

Und diese spröde, tückische, unbarmherzige Versammlung

liegt ihm heute, nach drei Jahren zu Füßen. Wenn er das Wort ergreift, laufen sie nicht mehr hinaus; sie strömen in den Saal zurück, lassen ihre Trinkgläser an der Kredenz im Stich, werfen draußen ihre Cigarren fort, unterbrechen ihre wichtigsten Gespräche, schleichen nach ihren Plätzen, reißen die Augen weit auf und horchen in tiefster Ehrfurcht. Ihm hört man zu, wie keinem anderen. Wie ist das so wunderbar zugegangen? Er hat einfach diese Versammlung mit seinen Worten so lange gepeitscht und berauscht, bis sie in unterwürfiger Liebe zu ihm aufsah. Eine Zähmung der Widerspenstigen, vollbracht in sechs oder acht großen Reden.

Man wußte eigentlich noch vor wenigen Wochen nicht, wie hoch sein Rang schon im Palais Bourbon war. Er mußte strafweise ausgeschlossen werden, damit man es erkenne. Er fehlte! Wenn die Hälfte der Abgeordneten nicht da ist, bemerkt man es kaum. Und die Abwesenheit des Einzigen wurde stark empfunden. Die Liebhaber schöner Sitzungen und vielleicht selbst mancher seiner Gegner dachten sich unwillig: Warum beging er nur die Ungeschicklichkeit, sich ausschließen zu lassen? Jetzt ist das Haus leer.

Er war an dem Tage wirklich ungeschickt. Oder gereizt, entnervt? Er, der Maßvolle, der Rhetor, der in seinen heißesten Aufwallungen immer einen so kühlen, klaren Kopf behält, ließ sich von seinen eigenen Worten hinreißen, und sie waren gerade damals nicht hinreißend.

Es handelte sich um die geheimnisvolle Sache des Hauptmanns Dreyfus, der wegen Landesverrats zur lebenslänglichen Strafverbannung verurteilt worden war. Jaurès beantragte Aufhebung der auf militärischen Ungehorsam gesetzten Todesstrafe, wenn ein solcher Verräter mit dem Leben davonkommen

konnte. Zwar hätte man Dreyfus zum Tode verurteilen können, aber man wollte nicht . . . Bei dieſen Worten ſchäumte die Mehrheit in ungeheurer Wut gegen den Redner auf. Briſſon, der Präſident, läutete aus Leibeskräften und machte dazu ein recht betrübtes Geſicht. Er fühlte, daß er in den nächſten fünf Minuten Jaurès werde zur Ordnung rufen müſſen, den Herrn Jaurès! Wenn Briſſon heute wieder Präſident der Kammer iſt, verdankt er es ja nicht der Reinheit ſeines öffentlichen Lebens, nicht der altrömiſchen Düſterkeit ſeines Republikanismus, ſondern dem Umſtand, daß ihn die äußerſten Parteien nicht haſſen. Die Mehrheit läßt dieſen Radikalen präſidieren, weil ſein Vorſitz unangefochten bleibt und einige Ruhe verſpricht . . . Und nun ſollte er Jaurès, den Herrn, zur Ordnung rufen. Es war eine beängſtigende Lage für den braven alten Mann. Da ſtand er groß, dick und verzweifelt, ſchwang die Glocke, wiſchte ſich beklommen mit der anderen flachen Hand vom Naſenrücken herunter über den grauen Spitzbart, ziſchte ſtärker als ſonſt und vergebens ſein beſchwichtigendes Pſch—ſchſch in den Saal hinaus. Denn Jaurès blieb hartnäckig. Im Hauſe arger Sturm. Der Miniſterpräſident eilte auf die Rednerbühne: „Eine Partei, deren internationale Beſtrebungen bekannt ſind, verſucht die Disciplin unſerer Armee zu zerſtören! . .“ Im Centrum jubelten ſie über dieſen Ausfall ſehr. Aber Jaurès erſtürmte wieder die Kanzel, und jetzt war er wild: „Gerade im Augenblick, wo die Freunde dieſer Regierung bei Finanzſkandalen erwiſcht werden . . . “ (Großer verworrener Lärm.) Unterrichtsminiſter Leygues: „Erklären ſie das näher!“ — Jaurès: „Ja, man hat die Verwegenheit, uns Internationalismus vorzuwerfen am Tag nach dieſem Südbahn-Votum, wo mit einer kosmopolitiſchen Betrügerbande paktiert worden iſt . . .“

Bautenminiſter Barthou erhob ſich, leichenfahl vor Zorn: „Herr Jaurès, Sie lügen!“

Darauf Minuten der Raſerei, wie man ſie nur im Palais Bourbon ſehen kann. Die Hälfte der Abgeordneten war aufgeſprungen, zwei Drittel beleidigten ſich gegenſeitig, überall glühende Geſichter, die Schimpfworte ausſpieen, hüben und drüben in die Höhe zuckende Arme, und der Präſident dort oben rang hilflos die Hände.

Nur Jaurès war wieder kühl. Wohl zwinkerte er heftig und ſchnell mit den Augen, doch dieſes Nervenzucken hat er immer. Das Antlitz mit der breiten, niederen Stirn und den großen Backenknochen zeigte keine ungewöhnliche Bewegung. Und er gab ſchneidend zurück: „Dergleichen Zwiſchenfälle werden nicht durch Ordnungsrufe erledigt. Übrigens iſt die Lüge bei jenen, die ſich der Regierung bemächtigt haben und ſich jetzt in ihren politiſchen und anderen Intereſſen bedroht fühlen; jetzt fangen ſie auf einmal an, auf dem Patriotismus zu ſpielen ...“

Neues Brauſen der Wut, und der Vorſitzende mußte tiefbekümmert die Kammer befragen, ob ſie ihren Herrn ausſchließen wolle. Eine große Mehrheit erhob ſich für die Verhängung der Cenſur, das iſt das Verbot, an den nächſten fünfzehn Sitzungen teilzunehmen. Jaurès betrachtete die Aufgeſtandenen ironiſch. Dann verließ er lächelnd den Saal.

Es begab ſich aber das Heitere, daß Herr Millerand, ein anderer Führer der Socialiſten, gleich darauf ungehindert dasſelbe vorbringen durfte, was Herr Jaurès nicht hatte ſagen dürfen. Herr Millerand, der geſchickte Advokat, hat nämlich weniger Glut in ſeiner Rede. Er peitſcht nicht und berauſcht nicht mit ſolcher Macht. Er iſt vielleicht gefährlicher als Jaurès, aber nicht ſo gefürchtet. Er ſchadet der Mehrheit grauſamer,

regt sie jedoch nicht dermaßen auf. Man wird ihn nie zur Ordnung rufen können, die er bösartiger stört; es wäre denn, daß er einen Ordnungsruf für seine Zwecke brauchte. Seiner Partei nützt er mehr, aber Jaurès verleiht ihr höheren Glanz. Millerand ist der bedächtige Generalstäbler, Jaurès der Reiteroberst, der romantisch Krieg führt und am Kriege nur die Romantik liebt. So ist ihr Auftreten ganz verschieden, und man bemerkt es kaum, daß sie das Gleiche vorhaben, wenn nach dem Schwungvollen der Vorsichtige erscheint, dieser Millerand, der mit fünfunddreißig Jahren schon gebeugt geht, an Haaren und Schnurrbart ergraut ist, und der so gemessen, klug und hinterlistig spricht mit seiner leicht gegen die Zähne stoßenden Zunge.

Am Tag nach jenem Kammerlärm standen der Minister und der ausgeschlossene Deputierte einander mit Pistolen gegenüber. Herr Barthou ist eine junge Kraft der Opportunisten, im Alter von zweiunddreißig Jahren Minister, ein Redner von glücklicher Streitsucht, arbeitstüchtig, makellos — und dennoch waren die Sympathien nicht auf seiner Seite. Denn sein Gegner bedeutete viel mehr. In einer geschichtlichen Auffassung dieses Zweikampfes muß man sagen, daß nur die Niederstreckung des Herrn Jaurès eine Gewaltsamkeit enthalten hätte. Es giebt im Leben eines Volkes vertretbare Persönlichkeiten und Individuen ohnegleichen. Diese dürfen nicht durch einen niederen Zufall, wie es ein Wortwechsel in der Kammer ist, hinweggeräumt werden. Ihre Fehler und Vorzüge gehören zum unveräußerlichen Eigentum der Nation, die solche Gestalten hervorbringt. Sie müssen sich nach ihrer Natur ausleben, schaden, nützen, das Volk hinreißen und von ihm verlassen werden; sie müssen Irrtümer wie eine fruchtbare Nilüberschwemmung über das Land ausgießen, für einen fernen Zweck.

Wir brauchen uns nun freilich nicht auszumalen, was durch Barthous Kugel hätte geschehen können. Ob die Sache der französischen Socialisten eine Verzögerung um Monate, Jahre erfahren hätte, oder eine wilde Beschleunigung, etwa durch Aufruhr beim Leichenbegängnis. Und wie überlebensgroß Jaurès dann wohl in die Geschichte eingetreten wäre? Das Gottesurteil zwischen Opportunismus und Socialismus blieb glücklicherweise unentschieden.

Aber die Kammer sehnte sich wieder nach ihrem Herrn. Als Casimir Perier abdankte, wozu Jaurès' Angriffe am allermeisten beigetragen hatten — und der neue Präsident der Republik zur Vergebung aller politischen Sünden aufrief, da beschloß das Parlament, auch Jean Jaurès zu begnadigen, noch bevor die fünfzehn Sitzungen um waren. Er belohnte die Kammer dafür durch eine sehr herrliche Rede, die er beim Unterrichtsbudget hielt. Während seiner Abwesenheit war die französische Tribüne gleichsam mit einem Flor verhängt gewesen, wie in Tagen der Landestrauer. Jetzt war er wieder da, die schwarzen Schleier verschwanden. Und im weiten Halbkreise saßen sie, hielten den Atem an, schlürften seine Worte, und bewunderten ihn selbst dort, nein, dort besonders, wo er ihren besten Überzeugungen widersprach . . . Ah, hatte er sie endlich so weit, daß sie ihn anhörten!

Er bekämpfte das modische Schlagwort vom „Bankerott der Wissenschaft". Gerade das mächtigste Couplet dieser Rede kann nicht hierhergesetzt werden, denn die unverstümmelte Wiedergabe käme einer Religionsstörung gleich. Und ließe ich seine Äußerung über Gott weg, so wäre die Gewalt dieses Satzes unverständlich. Nun darf aber niemand in Jean Jaurès einen gewöhnlichen Gottesleugner vermuten. Er sagte es selbst

einige Minuten vorher: „Ich habe gar keine Voreingenommenheit gegen die großen Glaubensinspirationen, die den menschlichen Geist aufwühlten . . . Ich habe nie geglaubt, daß alles große Glauben der Menschen nur ein Werk der Berechnung und des Charlatanismus wäre; wenn es ausgebeutet wurde, ist es dennoch wohl aus der Tiefe unserer Menschlichkeit hervorgegangen, und es enthält in seinen verworrenen Strebungen Aufrufe an die Zukunft, die vielleicht nicht ungehört bleiben werden . . .“ Man sieht schon hieraus, daß Jean Jaurès sich von den Leuten unterscheidet, die lediglich aus Politik für Aufklärung oder Verdummung zu Felde ziehen. Unsere verschiedenen Vorstellungen von Gott, ob sie die Weite Spinozas haben oder als süße kleine Abbreviatur im Abendgebet eines Kindes gelallt werden, bedeuten ja im Grunde wahrscheinlich alle dasselbe.

Den Glauben möchte Jaurès nicht ausrotten, sondern nur die politische Ausnützung des Glaubens. Er sieht „das Papsttum überall die Leitung wieder aufnehmen und überall der Staatsgewalt Hülfe gegen den Socialismus anbieten“. Er fügt dann hinzu, was sich nur auf französische Verhältnisse bezieht: „Wenn ein Teil der kapitalistischen Bourgeoisie versuchen wollte, sich hinter dem Vatikan zu verkriechen, würde sie ihren Untergang nicht um eine Stunde verzögern; sie hätte nur ihre Agonie entehrt.“

Mit dem Glauben hatte er sich schon in einer früheren Rede auseinandergesetzt, und das war auch sein erstes berühmt gewordenes Couplet:

„Ihr habt das Volk endgültig der Vormundschaft der Kirche und des Dogmas entrissen . . . Aber was habt Ihr damit gethan? Ah, ich weiß wohl, daß es nur eine Gewohn-

heit war, und nicht ein Glauben, was in einer großen Anzahl der Geister noch fortlebte — aber diese Gewohnheit war für einige wenigstens eine Linderung, etwas Tröstendes. Wohlan, Ihr, Ihr habt es unterbrochen, das alte Lied, welches das menschliche Elend in den Schlummer wiegte . . . Und das Elend ist erwacht, mit Geschrei, es hat sich vor euch aufgerichtet, und es fordert heute seinen Platz, seinen weiten Platz im Sonnenschein der natürlichen Welt — das ist die einzige Sonne, die Ihr nicht erbleichen machtet! . ."

Ich habe versucht, den Satz treu zu übertragen. Ist es nicht ein Wortschwall? Das zum Schluß von der „einzigen Sonne" nicht eine betrübende Geschmacklosigkeit? Nur an zwei Stellen bricht das Talent durch das Gewölk von Redensarten. „Das alte Schlummerlied" ist die eine, „das Elend ist erwacht, mit Geschrei" die andere. Das „Geschrei" finde ich sogar sehr überwältigend. Aber ich kenne viele kleine und mit Recht namenlose Dichter, die dergleichen aus dem Handgelenk hinwerfen, und es giebt unzählige Journalisten, die alle Tage Größeres leisten. Jaurès' Stil ist wirklich nicht viel wert — man betrachte doch seine Zeitungsartikel — und es wäre vergeblich, im Geschriebenen die Kraft, die Schönheit seiner Gaben zu suchen. Er ist ein Rhapsode. Im Ton liegt es bei ihm, im Gebrauch seines langen Atems, im Senken und Schwellen dieser Stimme, die weich und tief klingt beim „alten Lied" und trompetenhaft hell schmettert beim „Geschrei". Man muß diesen unvergeßlichen Ton im Ohre haben, um die Macht eines solchen Satzes auch beim Lesen zu begreifen. Ähnlich mag aus Gambettas politischen Rhapsodien die große Wirkung hervorgekommen sein, die wir heute nicht mehr verstehen, wenn wir im Tuileriengarten an seinem Denkmal vorüberkommen und

die eingemeißelten Phrasen lesen. Und doch sind diese aus seinen besten Reden genommen. Er, auch er war einst der Herr der Kammer.

Die litterarische Ausbeute ist bei den großen Rhetoren gar mäßig. Wie kann auch eine herausgerissene prosaische Strophe alles verraten, was einst in der ganzen Rede lag? Die Stimmung rundherum, der Aufruhr der Hörer und die Melodie des Sprechers gehören dazu. Wer ist besonders ergriffen, wenn er jetzt den Schluß von Jaurès' Rede gegen das Anarchistengesetz liest? Uns rann damals ein Schauer über den Rücken. Das war im vorigen Sommer. Heiße, böse Tage, bald nach Carnots Ermordung. In der Kammer tobte die Obstruktion. Die Socialisten wollten die Vorlage mit allen Mitteln einer rücksichtslosen Opposition vernichten; sie wollten sie zu Tode reden. Um jeden Paragraphen, um jedes Alinea, um jeden Satz, um jedes Wort mußte gekämpft werden. Zwei schwüle Sitzungen täglich. Abgeordnete und ihre zähen Begleiter, die Journalisten, waren erschöpft. Da, ganz zuletzt, nahm Jaurès das Wort, und er raffte uns mit ungeheurer Gewalt aus unserer stumpfen Müdigkeit auf. Er peitschte die zusammengesunkene Debatte noch einmal in die Höhe. Er sprach nicht gegen die Vorlage, sondern gegen die Gesellschaft. Alle Sünden der Regierung, die Verirrungen der Politiker, die Mißbräuche der bestehenden Ordnung ließ er wie in einer Heerschau vorüberziehen. Und er verlangte endlich das gleiche Verfahren gegen die oberen Anarchisten, wie gegen die unteren. Er schloß: „An dem Tage, wo dasselbe Schiff den wurmstichigen Politiker und den mörderischen Anarchisten nach den fieberigen Ufern der Strafverbannung enttragen wird, können sie miteinander ein Gespräch anknüpfen, und sie werden sich gegenseitig erscheinen

als zwei sich ergänzende Ansichten derselben Gesellschaftsordnung . . ."

Ich kann die Wirkung nur mit einem Worte schildern: man sah das Schiff!

Von allem, was diese Rede noch enthielt, sei nur der Angriff auf den ehemaligen Minister Rouvier erwähnt. Dieser Angriff war von unnachahmlicher Eleganz und Grausamkeit, wie der Degenstoß eines Toreadors. Im persönlichen Ausfall zeigt es sich ja, ob ein Parlamentarier zur großen Art gehört. Die wüsten Schimpfer, wie man sie jetzt allerwärts sieht, schaden nur sich selbst — und der Achtbarkeit des Ortes. Jaurès will den Gegner umbringen, aber mit Anstand. Als er gegen die Beglaubigung der Wahl Edmond Blancs, des Erben von Monte-Carlo, sprach, beleidigte er diesen Sohn des Spielpächters gar nicht; er ließ nur nichts von ihm übrig. Die Kammer gehorchte Herrn Jaurès und vernichtete die Wahl.

Es war einer der seltenen Fälle, wo sein Einfluß im Ergebnis der Abstimmung hervorkam. In der Regel hat er die weit überwiegende Mehrheit gegen sich. Dennoch ist es keine Übertreibung, ihn den Herrn der Kammer zu nennen. Macht muß sich nicht im äußerlichen Rechtbehalten zeigen. Was liegt an der Annahme dieser oder jener nichtssagenden Parlamentsformel. Wahr ist, daß die Kammer gegen ihn entscheidet; aber in seinem Geist. Debatten über Arbeiterausstände haben jetzt ein ganz anderes Aussehen, als vor zwei Jahren. Wenn Godefroy Cavaignac beim Erörtern der progressiven Einkommensteuer sagte, er möchte den Socialisten die Thür ein wenig öffnen, um das Einbrechen zu verhindern, so ist das eine deutliche Kapitulation vor Jaurès. Und aus solchen unwägbaren, unmeßbaren Einzelheiten setzt sich eine ganze Macht zusammen.

Im Miniſterrat, denke ich mir, wird ſein Name öfter genannt, als irgend ein anderer. Beſchlüſſe werden im Hinblick auf ihn gefaßt. Man rechnet beſtändig mit ihm, mit der fürchterlichen Möglichkeit ſeines „Eingreifens in die Debatte“. So präſidiert er ungeſehen und unabſetzbar dem Rate der Mächtigen vom Tage.

Einfältige vergaffen ſich am Brimborium der Macht. Wenn ein augenblicklicher Miniſter vom Elyſée in ſeinen Amtspalaſt zurückfährt, hat ſein Kutſcher die Landeskokarde am Hut; die Thürſteher verneigen ſich bis zur Erde, wenn er ausſteigt; in ſeinen Vorzimmern winden ſich Bittſteller; er empfängt Ämterjäger und Ordensbettler; er ſetzt ſeine großartig unleſerliche Unterſchrift an Dekrete und Ernennungen, und abends tauſcht er mit gedankenvoll ausſehenden Diplomaten Anſichten aus über den Witterungswechſel. Iſt das die Macht? Das ſind Kinkerlitzchen, Treſſen, Troddeln, Aufputz, Ausſtattung, leerer Tand. Über Lakaien herrſchen, welch ein geringer Traum! Nein, mächtig iſt, wer den Herren gebietet. Und in ſolcher Lage iſt Jaurès. Jenes Brimborium der Macht fehlt ihm darum doch nicht ganz; es iſt nur von anderer, feinerer Art. Es beſteht in der Ehrfurcht, mit der man ſich ihm nähert, im Bewundern jeder ſeiner Äußerungen, im gefälligen Lächeln der Zuhörer, wenn er ſich zu einem Scherz herbeiläßt. Er wird auf Schritt und Tritt beobachtet. Geht er zur Regierungsbank, um dem Miniſterpräſidenten ein Wort zu ſagen, ſind gleich aller Augen auf den hiſtoriſchen Vorgang gerichtet. Kein Zweifel, ein Ereignis!

Jüngſt, beim Budget des Handelsminiſteriums, machte er eine unbedeutende Bemerkung von ſeinem Platze aus. Sofort ſprang der neue Handelsminiſter, Herr Lebon, dienſtfertig auf,

eilte nach der äußerſten Linken, ſetzte ſich zu Herrn Jaurès, und gab ihm mit Hülfe einiger Belege Auskunft. Herr Lebon iſt noch zu beweglich für einen Staatsmann, er hat noch nicht die „Linie“. Aber Jaurès — hm, Jaurès hat ſie ſchon. Er nahm die Erklärungen des Miniſters recht herablaſſend entgegen, im Dreiviertelprofil.

Es wäre auch ein Wunder, wenn dieſer Menſch auf die Dauer einfach bliebe. Noch widerſteht er einigermaßen. In gewöhnlichen Zeiten, an ſtillen Kammertagen, hat er noch ſeine natürliche Haltung. Da wetzt er wohlgemut auf ſeiner Bank herum, dreht ſich nach rechts, dreht ſich nach links, kniet auf die Bank und ruft dem hinten ſitzenden Bluſenträger Thivrier einen Scherz zu, flüſtert mit Millerand, lacht und blinzelt unaufhörlich. Dabei überwacht er ſcharf alle Vorgänge im Saale, von Anfang bis zu Ende der Sitzung; gewöhnlich iſt er als einer der Erſten da, geht als Letzter weg. Er überblickt alles und überſieht nichts. Er unterſtützt oder behindert den Mann auf der Tribüne, klatſcht in die Hände wie ein Claqueur oder ſtört durch Zwiſchenrufe wie einer, der ſelbſt nicht fähig iſt zu reden. Denn es ſteckt eine unbändige Parlamentsluſt in ihm. Alles möchte er ſelbſt beſorgen: reden, unterbrechen, klatſchen, ziſchen, lärmen und die Ordnung wiederherſtellen. Er freut ſich über ſich.

Und da werden ſie ihn vielleicht packen. An dem Punkt, wo dieſes großmächtige naive Selbſtvergnügen in Eitelkeit übergeht, harrt ſeiner die Gefahr. Im Palais Bourbon verſtehen ſie ſich darauf, einen Politiker dem Erdboden gleich zu machen. Hat einer alle Schwierigkeiten des Anfangs überwunden, ſie zum Aufmerken und endlich zur Huldigung gezwungen, ſo entmannen ſie den Sieger durch ihren Beifall.

Plötzlich umſpielen ihn ſchmeichleriſche Lüfte. Wohlwollen rings, man möchte ſagen: ein Roſenduft. Und in dieſem linden Träumen kommt ihm unverſehens ſein guter blanker blitzender Zorn abhanden, ſein Schwert. Was iſt ein Redner ohne Zorn?

Aber nehmen wir an, er bliebe hart und ſtandhaft in ſeiner Perſon; die Tage ſeiner Kammerherrſchaft werden doch nicht immer, vielleicht nicht einmal lange dauern. Für ihn der günſtigere Fall wäre noch, daß er Zeit ſeines Lebens in der Oppoſition bliebe, da könnte er noch eine Weile mit der Melodie ſeines alten Liedes das Volk und deſſen Vertreter berauſchen — bis man auch ihn ſatt bekäme, wie die anderen großen Rhapſoden, die ſich vor ihm ausgeſungen haben. Man wechſelt in Frankreich oft die Lieder.

Schlimmer ginge es ſeinem Ruhm, wenn Herr Jaurès zur Regierung gelangte. Das Huhn für den Sonntagstopf des Bauers wird er ebenſowenig liefern, wie die anderen Beglücker und Verſprecher ſeit König Heinrichs des Vierten Tod. Es giebt mehr Appetit als Hühner auf der Erde. In der Regierung müßte auch er mit den gegebenen Verhältniſſen rechnen, vielleicht ſogar mit der unveränderlichen Natur der Menſchen. Selbſt wenn er große Neuerungen verſuchte, würde er denen nicht genügen, die immer aufſtehen „mit Geſchrei". Grimmig käme die Anklage, daß er ſich nur habe auf den Schultern des Volkes hinaufſchwingen wollen. Jeder Gambetta hat ſeinen Tag von Belleville, wo er die alten Freunde gegen ſich ſieht.

Heute ſteht er noch unbeſtritten da, und mächtig. Der Abgeordnete von Albi kann viel höher ſteigen, nie wird er größer ſein. So möchte man ihn in ſeiner heutigen Geſtalt feſthalten für die Zeit. Die armen Mittel unſerer Schrift reichen dazu

nicht aus. Der ſpätere Marmor bringt auch nur die Steifheit einer unwahren Geberde und einige nicht mehr verſtändliche Redeabfälle. Beſſer als mit dem Metzen in Stein wäre dem Andenken der Tribunen gedient, wenn man ihre Worte über das Wachsröllchen des Phonographen huſchen ließe . . . Im Depeſchenſaal einer Zeitung auf dem Boulevard hörte ich neulich Carnots letzte Rede. Er hatte ſie in Lyon am Tage vor ſeiner Ermordung gehalten. Man vernimmt die Stimme, alle Unruhe der Verſammlung und das verworrene Hoch! auf die Republik. Das iſt ein Denkmal. Man bringe ſolche Wachsrollen ins Palais Bourbon, wenn Herr Jean Jaurès ſpricht. Man bewahre die toten Töne auf für kommende Geſchlechter. Nicht wegen der gemeinen Rührung über Vergänglichkeit, obwohl es auch ſchon hübſch traurig iſt, Laute von vermoderten Stimmbändern und das gleichzeitige Klatſchen verdorrter, in vielen Gräbern zerſtreuter Hände zu hören. Das Jaurès-Röllchen wird mehr enthalten: den verſchollenen Zauber einer Perſönlichkeit, Kämpfe mit Geſchrei, und im Geſpenſt des Beifalls den ganzen Nachhall ſinnloſer Aufregungen, die das öffentliche Leben einer großen Nation ausgefüllt hatten. Und da ſteht die Frage. Wird die andere Zeit davon erſchüttert ſein oder nur ſpötteln: Wozu der Lärm?

Ende Februar 1895.

11.

Miniſterkriſe.

Der Sturz einer Regierung! Was das heißt, habe ich einmal zufällig beim Umherſchauen in der Kammer entdeckt .... In dieſem weiten Raum kann unſer Blick immerwährend hohe wie niedere Jagd machen. Zur hohen gehören die Abſtraktionen der Politik, Grundſätze und deren Verfälſchung, Einrichtungen und wie ſie entſtellt werden, und alle Regungen in der Maſſenſeele des Parlaments. Aber luſtig iſt die niedere Jagd. Zu dieſer zähle ich ſämtliche geringen Menſchlichkeiten, die man da aufſpüren kann: Überzeugungen und deren Unechtwerden, die Masken der Politiker, putzige Intriguen, Treubrüche und die ach ſo ſeltenen Anhänglichkeiten.

Aber großes und kleines raſt durcheinander, und wenn wir uns durch dieſe Bewegung nicht verwirren laſſen, ſo dient ſie gerade zur tieferen Erklärung des Palais Bourbon.

Am Saaleingang, wo ſich in großen Sitzungen die Sekretäre und Kabinettsdirektoren der Miniſter zwiſchen neugierig herbeigeeilten Senatoren und Präfekten herumtummeln, dort ſtand an jenem Tage ein magerer, ſchwarzbärtiger junger Menſch, offenbar

ein Sekretär. Hielt eine große Ledermappe — ſein Porteſeuille, ſein bedrohtes — unterm Arm an den Leib geklemmt und ſtarrte angſtvoll mit aufgeriſſenen Augen in den Saal, wo ſich ſein Geſchick entſchied. Ja, ſeines! Was lag an dem der anderen? Geſtern beſaß er noch die ganze Macht eines Sekretärs, erteilte oder verweigerte Gnaden, empfing Huldigungen, war ein Mann im Staat. Und morgen? Sein Blick verdunkelte ſich. Sein ganzer Gemütszuſtand war aus dem Zucken ſeiner Mundwinkel herauszuleſen, während die Deputierten weiße und blaue Zettel in die Urnen der ſammelnden Saaldiener ſchoben. Er fühlte ſich ſchon ſo verloren, daß er die undurchdringliche Miene früherer Tage aufgab. Wer kümmerte ſich denn noch um ihn? Und wars nicht die erbärmlichſte Thorheit geweſen, daß er ſein Los an das eines mittelmäßigen Provinzpolitikers geknüpft hatte, eines Jämmerlichen, der ſich heute von Machin oder Choſe wegen einer Dummheit ſchlagen ließ? Wenn die oder die „Tagesordnung" durchdrang, war es aus mit den offiziellen Empfängen, Diners, Raouts, wo man wichtig wird, Hände ſchüttelt, nutzbare Bekanntſchaften macht und ſich allmählich hinaufwindet. Er wurde plötzlich ein Feind des Parlamentarismus. Der Sturz einer Regierung iſt zu verſchmerzen. Es bleibt ohnehin alles beim alten. Ärger iſt der Sturz eines Sekretärs, der wieder mitten in die Bohème oder gar in ſeine Urſprungsprovinz zurückgeſchleudert wird, weil Choſe, der Intrigant, die niederträchtige Formel beantragt hat: „Die Kammer, bewußt ihrer Aufgabe, die Grundlagen der Verfaſſung zu ſchirmen, geht zur Tagesordnung über . . . ." Grundlagen ſchirmen — ein ſolcher Unſinn! Wer ſchirmt Grundlagen? Zugleich lächerlich und ſelbſtverſtändlich. Aber noch dümmer die Tagesordnung Machins, des Regierungs-

knechtes: „Die Kammer, im Vertrauen, daß die Regierung die Grundlagen der Verfassung zu schirmen wissen werde, geht zur Tagesordnung über . . . .“ Und die Regierung, dieses Rudel alberner Wichtigthuer, steift sich aus unglaublicher Eigenliebe auf die Formel Machin, weil Machin von Vertrauen spricht und Chose nicht. Aber sagt Chose denn etwas von Mißtrauen? Nein. Nun also! Muß man deshalb gleich aus dem Ministerpalast ausziehen? Heller Wahnsinn! Und solche Leute wollen Frankreich regieren. Arme Republik!

Ich weiß nicht mehr, welche Regierung an dem Tage stürzte, wo ich diesen wackeren Jüngling beobachtete. Wer kann sich alle die Regierungen merken? Aber den stürzenden Sekretär habe ich noch deutlich vor Augen, sehe ihn erregt und melancholisch das Abstimmungsergebnis erwarten, die große Mappe an sich pressen und dann gebrochen hinausgehen. Er ist mir darum so stark im Gedächtnis geblieben, weil sein Schmerz ein naiver war. Das Ungekünstelte sieht man im Palais Bourbon nicht alle Tage.

Die öffentliche Erörterung der Staatsangelegenheiten ist der Grundsatz. Und wie sieht es damit in Wirklichkeit aus? Ja, alles ist öffentlich! Nur findet eine Differenzierung von wachsender Feinheit statt. Die Worte bekommen einen heimlichen Nebensinn und die Handlungen werden auf den Schein vorbereitet. Das ist ergötzlich anzuschauen. Im Handumdrehen ist die Öffentlichkeit voller Untiefen und Geheimnisse. Die vom Bau des Palais Bourbon sind, verstehen sich darauf. Sie wissen, was das zu bedeuten hat, und verkneifen ein Lächeln, wenn sie zuhören, ja auch, wenn sie selbst reden.

Aber es dauert einige Zeit, bis der gemeine Mann sich in den neuen Wendungen zurechtfindet. Noch versteht er das

meiſte nicht, wird es vielleicht nie verſtehen. Er wird allmählich von einem dumpfen Unbehagen ergriffen und mißtraut ſchließlich den Reinſten. Wenn hinter der Öffentlichkeit etwas vorgeht — und er fühlt, daß etwas vorgehe — wird er unwillig. Man verſtändigt ſich über ſeinen Kopf hinweg, und ſelbſt wenn es zu ſeinem Wohle geſchieht, denkt er ſich, daß man ihn zum beſten habe. Führen die Worte einen Nebenſinn, ſo ſchreit er einfach: Lüge! Sind die Handlungen hergerichtet, ziſcht er: Komödie!

Dieſe Erſcheinung iſt wichtiger, als mancher glauben mag. Eins oder das andere muß geſchehen. Die Ausdrucksweiſe der Öffentlichkeit muß entweder altväteriſch ehrlich werden, oder das „ſouveräne" Volk hat die umgewerteten Worte zu erlernen, auf daß es nicht mehr Betrug ſchreie, wenn alte Reden einen neuen, feineren oder verderbteren Sinn haben. Verſtehen Volk und Parlament einander nicht, ſo iſt dieſe ganze Regierungsform in Frage geſtellt.

Die Thaten eines Parlaments beſtehen in Worten und Abſtimmungen. Wenn nun die Sprache der Politik ſich in einer ſteigenden Kultur immer feiner ſpaltet, veräſtelt und geſchmeidiger wird — die Abſtimmungen müſſen ihre kunſtloſe Einfachheit behalten. Das Palais Bourbon iſt aber voll ſcheinbarer Vorgänge. Die Beſchlüſſe haben zuweilen uneingeſtandene Gründe. Es giebt verabredete Zuſammenſtöße, Gevatterſchaften mit geheucheltem Ingrimm und Niederlagen, die man ſich abſichtlich ſelbſt bereitet. Die Parteifehden entarten zum Schaugefecht. Das parlamentariſche Leben zieht ſich aus dem Verhandlungsſaal in die Wandelgänge und noch weiter in verſchwöreriſche Zuſammenkünfte zurück. Und das iſt die eigentliche Verderbnis der Volksvertretung, viel bedenklicher als die

Korruption durch Geſchenkannahme. Die letztere iſt nur ein dankbarer Stoff für Deklamationen, kann unter allen Staatsformen gefunden werden und erſchüttert vielleicht kein Syſtem. Denn es iſt die Korruption der Menſchen, nicht die des Prinzips.

Die vorgehende Beratung der Gruppen mag allerdings zuweilen nützlich ſein, weil von den Deputierten vielleicht nur ein Viertel oder Fünftel imſtande iſt, den ſchnellen Wendungen einer Debatte zu folgen. Aber welch eine mächtige Komik liegt darin, wenn ſie im Saale plötzlich verleugnen, was in den Wandelgängen feſtgeſtellt worden war. Die Entſcheidung wird unverſehens wieder in den Saal zurückgetragen. Nicht als ob ſie ſich von der Tribüne herab überzeugen ließen — welcher Parlamentarier wird durch Reden umgeſtimmt? — Nein, ſie laſſen ſich nur gegenſeitig im Stich. Daraus entſtehen all die poſſierlichen Wechſelfälle, die das Leben dieſer Kammer ſo bunt und überraſchend geſtalten. Und daher kommt es, daß Miniſterkriſen immer unerwartet eintreten. In jeder Miniſterkriſe giebt es einen Marmont, der im Augenblick der größten Gefahr von ſeinem ſtürzenden Napoleon abfällt. Manchmal giebt es ſogar mehrere Marmonts zugleich. Das ſieht dann nicht wie Verrat aus, ſondern wie republikaniſche Überzeugungstreue, Feſthalten an edlen Grundſätzen und geſinnungsvolles Hinopfern eines teuren Freundes. Denn Verrat iſt nur, was einer thut.

Was es beim Sturz einer Regierung alles zu beobachten giebt! In den letzten fünf Minuten vor der Entſcheidung iſt es ein Genuß, von unſerer Zuſchauerhöhe in den Saal hinabzublicken. Die ernſten Huiſſiers gehen mit ihren grünen Urnen von Bank zu Bank. Es zucken die Nerven der Verſammlung. Viele Deputierte ſtehen. Faſt alle reden. Einige geben ſich verloren: das ſind die Miniſter, ihre nächſten Freunde und

mein kleiner Sekretär am Saaleingange. Die Miniſter machen gewöhnlich gute Figur, weil ſie viele Augen auf ſich gerichtet fühlen. Doch ſah ich ſchon manchen, der ſeine Gemütsverfaſſung nicht gut verbarg. Einer iſt mir beſonders in Erinnerung. Es war ein vielverſpotteter Bautenminiſter; er wußte, daß er nie wieder auf dieſe Regierungsbank gelangen würde, und es war ihm abzumerken, daß er es wußte. Den Kinnbart hatte er krampfhaft mit ſeiner Fauſt umklammert und ſtierte vor ſich hin, in die Zukunft, ins Leere.

Und während die Sinkenden ihre große Haltung — die der Machtzeit — zu bewahren trachten, verſchränken die Aufſteigenden ſchon etwas gebieteriſcher die Arme, runzeln die Stirn oder lächeln liebenswürdig und ausweichend, wie Miniſter.

Ja, wer ſind die Aufſteigenden? Selten die, welche das Kabinett geſtürzt haben. Die Aufſteigenden ſitzen im Kreisabſchnitt hinter der Regierungsbank, in der Mitte links. Man nennt ſie die Miniſtrablen. Es ſind zumeiſt ausgediente Miniſter, deren Fehler in Vergeſſenheit gerieten. Sie wurden vom aufrauſchenden Ingrimm der Kammer einmal oder öfters hinweggeſchwemmt. Aber die Miniſtrabilität erneuert ſich durch ein enthaltſames politiſches Leben, beinahe wie die Jungfräulichkeit, an die uns der Dichter glauben machen will. Die Miniſtrabilität ruht, wenn es keine Kriſe giebt. Da ſind die Miniſtrablen gewöhnliche Leute, nicht wichtiger, nicht klüger, nicht beachteter als andere. Da lungern ſie in ſchläfrigen Sitzungen auf ihren Bänken herum, langweilen ſich bitterlich und wiſſen doch mit ihrer Zeit nichts beſſeres anzufangen, als ins Palais Bourbon zu kommen und auf Zwiſchenfälle zu warten. Die Miniſtrablen ſind immer da. Ich denke mir ihren Zuſtand entnervend. Aus einer ſtürmiſchen und ver-

antwortungsreichen Thätigkeit jäh ins Nichtsthun geſchleudert, haben auch die Beſſeren die Luſt zu jeglicher Arbeit verloren. Sie ſind müde und erregt, wie Stationsbeamte in der quälenden Bahnhofsleere zwiſchen zwei Zügen, oder gar wie alte Leute im Ausgeding. Sie dämmern hin und warten auf irgendwas, das ihnen die Empfindungen des Lebens, Leid oder Freude wiederbrächte. Wenn es gar zu lange dauert, laſſen ſich manche fallen. Das Harren demoraliſiert .... Und plötzlich fiebern ſie, taumeln auf, in Spannung. Eine Kriſe iſt da! Die geſunkene Haltung wird wieder ſtraff. Es ſind geſteigerte Augenblicke des Selbſtgefühls, und ſie gehen, ach, ſo raſch vorüber.

Es giebt in den Minuten, bevor der Vorſitzende das Ergebnis verkündet, unendlich viel zu ſehen. Die Sandkörner Chladnis geſtalten ſich zu Klangfiguren. Etwas Ähnliches läßt ſich im Palais Bourbon entdecken, wenn eine Kriſe eintritt. Die Sandkörner ſind Deputierte, und ſie ſammeln ſich um gewiſſe Punkte, daß es von oben einer Zeichnung gleicht. Da kann man bald erkennen, welcher Ton angeſchlagen wurde Sind die Ausſichten der Regierung ſchlecht, ſo iſt gleich eine dichte Gruppe um den vermutlichen Präſidenten des nächſten Miniſteriums geballt. Jeder will der erſte ſein, der dem Mächtigen von morgen huldigt. Wenn verſchiedene in Betracht kommen, dann giebt es ebenſoviele Knotenpunkte. Und wendet ſichs wieder zum guten für die bedrohte Regierung, ſo wird ſie ſelbſt von neuem zur Sammelſtelle für dieſe beweglichen Sandkörner. Das ſind die Kriſenfiguren.

Nie ſah man ſie ſo flink umherrollen wie an dem Tage, wo das zweite Kabinett Dupuy fiel. Dieſe Miniſterkriſe führte zur Abdankung Caſimir Periers, des Präſidenten der Republik, und ſie verdient es, dazu geführt zu haben. Denn es war eine

Kriſe voll von Nervenzuckungen, zerfahren, verworren, mit einer Reihe von Abſtimmungen, die einander widerſprachen, und ſie zeigt, was die franzöſiſchen Politiker aus ihrem Parlament gemacht haben.

Wenn ich aber alles überdenke, was ſich an dieſem 14. Januar und nachher zugetragen hat: Sturz der Regierung, Verzicht des Präſidenten der Republik, Kongreß in Verſailles — ſo beſchäftigt mich tiefer und nachhaltig doch nur eine einzige Frage. Ob Jumel wohl am 14. Januar 1895 treu war? Alles liegt in der Beantwortung dieſer Frage. Es ſcheint ja, Jumels Treue ſei damals ins Wanken geraten. Aber ſoll man auf den bloßen Schein hin Jumel für einen Verräter halten? Zunächſt muß man Jumel und ſeine Treue kennen. Herr Jumel iſt Abgeordneter von Mont-de-Marſan, und ſeine Treue iſt die Regierungstreue. Jumels Treue hat etwas Balladenhaftes. Sie iſt unerſchütterlich, unerſchöpflich. Die Miniſterien wechſeln, Jumel bleibt treu. In gewöhnlichen Zeiten ſitzt er ſtill auf ſeiner Bank, gleich hinter den Miniſtern, und iſt treu. Das Wort ergreift er ſelten, er iſt nur treu. Wenn ein Miniſter auf der Tribüne ſpricht, lauſcht Jumel ſelig, ruft, ſo oft es geht: „Sehr gut!“ klatſcht in die Hände und beglückwünſcht den Redner, wenn der auf ſeinen Platz zurückkehrt. Braucht die Regierung eine Tagesordnung des Vertrauens, Jumel iſt bei der Hand und bringt treu den gewünſchten Antrag ein. So iſt Jumel ſchon oft ins Waſſer geſprungen — wo es ſeicht iſt — um die Regierung zu retten. Seit die böſen Sitten der Socialiſten eingeriſſen ſind, wird freilich immer laut Aha! gehöhnt nach der Anzeige des Vorſitzenden: „Folgende Tagesordnung iſt mir überreicht worden von den Herren Jumel und Genoſſen.“ Denn man weiß dann ſchon, daß etwas recht treues

kommen wird. Die Oppoſition mag ſpotten, ſo viel ſie will; Thatſache iſt, daß manche bedeutende Parlamentsſchlacht auf dieſe Art nach Jumel benannt wurde. Die Wähler des zweiten Kreiſes von Mont-de-Marſan ſind auch ſicherlich ſehr ſtolz auf ihren Vertreter, der in einemfort der Kammer Tagesordnungen vorſchreibt. Wenn ſein Mandat abgelaufen iſt, braucht ſie der Präfekt wohl nicht erſt daran zu mahnen, daß ſie es erneuern ſollen. Was wäre die Kammer, was die Regierung ohne Jumel und ſeine Treue?

Und dieſen Mann ſah man am 14. Januar 1895 die Tribüne beſteigen, hörte ihn ſagen: „Ich werde gegen die Regierung ſtimmen.“

Der Eindruck war Verblüffung. Viele kniffen ſich in den Arm oder rieben ſich die Augen, um zu erkennen, ob ſie wachten oder träumten. Andere glaubten, den Namen des Redners ſchlecht gehört zu haben. Der Mann dort auf der Tribüne hatte Jumels kräftige Geſtalt, vorn auf ſeiner Glatze ſaß wie auf Jumels gelblich ſchimmernder Glatze ein dunkles Haarbüſchel gleich einer großen Fliege, und ſein ſchwarzer Bart war an den Spitzen weiß beſchneit wie Jumels Bart. Ton, ſüdlicher Accent und entſchiedene Geberden, alles erinnerte an Jumel. Doch die Treue fehlte, jene berühmte Treue, an der man ihn unter Hunderten im Palais Bourbon erkennt. So konnte er's nicht ſein. Es giebt viele Unbekannte in der Kammer. Jumel mußte einen Doppelgänger haben.

Dann aber ging leiſe und immer lauter ein Murmeln von Bank zu Bank: Er iſt's — er iſt es doch!

Ja, Jumel war es, und er ſtand plötzlich von ſeiner Treue entblößt da, wie Peter Schlemihl ohne Schatten. Es begaben ſich darauf noch weitere Wunder. Die äußerſte Linke ſpendete

ihm Beifall. Die Socialiſten ermunterten ihn durch frohe Zurufe, als er dem Miniſterpräſidenten Dupuy ſagte: „Die von Ihnen gewünſchte Tagesordnung iſt nur die Wiederholung eines Grundſatzes unſerer Verfaſſung: der Trennung der Gewalten. So quälen Sie Ihre Mehrheit, daß wir jetzt entweder gegen die Verfaſſung oder ſklaviſch für die Regierung ſtimmen müſſen. Nun denn, ich werde gegen Sie ſtimmen.“

Ein Jubel rauſchte von der Linken herauf. Jumel warf ſeinen Beifallsklatſchern, den Socialiſten und Radikalen, dankbare Liebesblicke zu, wie eine gefeierte Balletttänzerin. Und die Säulen aus Marmor, die man für minder feſt gehalten hatte, als Jumels Treue, barſten nicht, brachen nicht zuſammen.

Aber die Regierung war zu Tode getroffen. Jumels Abfall riß viele mit. Sei's, daß ſie meinten, treuer als Jumel brauche niemand auf der Welt zu ſein, ſei's, daß ſie glaubten, er gehe einem noch unbekannten Vorteil nach — ſie folgten ihm.

Merkwürdig war bei alledem die Haltung Dupuys und noch einiger Miniſter. Sie wankten nicht unter dem fürchterlichen Streich. Dupuy verzog keine Miene. Ja, ſie ſaßen da, wie wenn Jumels Abtrünnigkeit ein alltägliches Ereignis geweſen wäre. Napoleon klagte ungeſtüm, als Marmont ihn verließ. Dupuy nahm den Undank eines Treueſten mit erhabener Geduld hin. Es ſcheint, der Parlamentarismus härtet die Gemüter noch beſſer ab als der Krieg.

Und dann verließen die Miniſter den Saal. Voran Herr Dupuy. Hinterdrein Herr Poincaré, Herr Felix Faure, damals Marineminiſter, und die anderen, und die anderen.

Ich betrachtete Herrn Jumel. Das Haarbüſchel ſaß noch auf der ſteingutartigen Glatze wie eine große Fliege. Nichts an ihm verändert. Er war wohlgemut wie ſonſt. Ahnte er

nicht, welcher Bruch in die Bedingungen gekommen, unter denen ſich ſein Eintritt in die Geſchichte vollziehen wird? Es iſt doch wahrhaftig nicht gleichgiltig, wie man in die Geſchichte eintritt. Oder — ein Seufzer — iſt es gleichgiltig?

Die größten, die tollſten Tage nehmen ja wenig Raum ein im Verzeichniſſe der Völkerſchickſale. Und es wird ein ſehr ausführliches Werk ſein müſſen, welches die Miniſterkriſe vom 14. Januar 1895 nach verläßlichen Quellen, Briefen von Zeitgenoſſen, Geſtändniſſen, Urkunden in der folgenden Weiſe ſchildert:

„Am Morgen dieſes Tages war Miniſterrat im Elyſée unter Caſimir Periers Vorſitz. Der Bautenminiſter Barthou demiſſionierte, weil das Verwaltungsgericht in der Frage der Zinſengarantie mehrerer Eiſenbahnen eine ihm unangenehme Entſcheidung gefällt hatte. Alle Miniſter wollten Barthou nachfolgen, denn die Lage wurde ihnen unbehaglich. Da drohte Präſident Caſimir Perier mit ſeiner eigenen Abdankung, falls ſie ihn derart im Stiche ließen. Die Miniſter mußten alſo bleiben, ſonſt hätten ſie vor der Welt ausgeſehen, als wollten ſie den Präſidenten der Republik ſtürzen. So gingen ſie am Nachmittag mit der geheimen Hoffnung in die Kammer, daß ſich dort eine Mehrheit finden würde, um ſie am Weiterregieren zu verhindern. Und ſiehe ein glücklicher Zufall wollte, daß Jumel, ein bisher treuer Mann, gegen ſie auftrat. Er warf die Regierung, die ungern ſtehen geblieben wäre . . . .“

Ein glücklicher Zufall? War es denn einer? Jetzt iſt es völlig klar: ob Jumel treu war oder nicht, das iſt der Kern der Frage. Erſt danach läßt ſich erkennen, was die Kriſe wirklich war. Für ſeine Treue ſpricht, daß er im Grunde dem Miniſterium nie einen größeren Dienſt erwieſen hatte, als da-

mals. Gegen die Treue, daß er den Socialiſten Liebesblicke zuwarf. Aber diente dies nicht lediglich dazu, die Täuſchung noch meiſterhafter zu vollenden?

Verriet er alſo die Regierung, oder war er ihr beſonders treu, als er ſie zu verraten ſchien?

Und wir, wie einfältig ſaßen, ſitzen wir noch da, berichten, ſchildern, beſchreiben und wiſſen ſchließlich nichts von dem, was wir berichtet haben. Wir kommen höchſtens zu dieſem neuen Schluß: die Öffentlichkeit iſt die ſinnreichſte Form des Geheimniſſes.

Dennoch mag es uns wohl gefallen. Es ſteckt ja Kunſt, Feinheit und Schelmerei darin. Jumels Treue! Was iſt das für ein gutes Luſtſpiel!

Anfang Februar 1895.

12.

Die Französische Tribüne.

Schätzen sie im Palais Bourbon das Wort nicht gar zu hoch?

An dieser Frage kommt man oft vorüber, wenn man die Massenseele des Parlaments zu erkennen versucht. Die Deputierten haben natürlich, wie alle Franzosen, eine Lust am Reden. Nirgends steht das gesprochene Wort in solchem Ansehen, wie in diesem Lande. Darum giebt es auch nirgends so viele und so gute Plauderer, Deklamatoren, Vorleser, Zahnbrecher und Volksredner, wie hier. An wunderschönen Nachmittagen drängen sich die vornehmsten Leute in modrig riechende Hörsäle der Sorbonne, um eine „Konferenz" zu genießen. Auf der Gasse haben die Marktschreier heute noch den Zulauf, wie in der früheren Zeit. In London bleiben die Leute stehen, wenn sie Ball spielen sehen; in Paris, wenn sie reden hören. Sie glauben das wenigste, aber sie hören alles mit Wonne an. Und es giebt einen Ort, wo alle Arten der Beredsamkeit zusammenströmen, wohin die Salons ihre reizenden Plauderer, die Jahrmärkte ihre bunten Schwindler, und Volksversammlungen ihre lautesten

Rufer entsenden; wo das Gericht durch spitzfindige Advokaten und feierliche Staatsanwälte vertreten ist; wohin Prediger von Kirchenkanzeln und Professoren vom Katheder kommen. Der einzige Ort, wo alle diese und noch andere, wildere, ungeahnte Beredsamkeiten durcheinanderrauschen, ist das Palais Bourbon. Die Kanzel mitten darin führt mit Recht den einfach stolzen Namen: die französische Tribüne!

Für die Schätzung des gesprochenen Wortes hat man hier noch besondere Gründe. Das Wort zeigt Eigenschaften an, die für den Staatsmann wesentlich sind: Entschlossenheit, rasche Auffassung, Geistesgegenwart. Das Wort verrät immer Geheimnisse des Sprechers. Ich meine natürlich nicht das, was er sagen will, sondern die unbeabsichtigten Mitteilungen, das Entschlüpfende, alles, was zwischen den Ritzen der bestgefügten Sätze durchsickert. Dagegen hilft keine Vorbereitung. Die Masken verschieben sich früher oder später auf der heißen Tribüne. Die Unwillkürlichkeiten des Wortes rechtfertigen seine Schätzung, freilich nicht diese überhohe. Denn kommt auch für jeden Redner die Stunde, wo er durchschaut wird, so kann es bis dahin doch lange dauern. Das Parlament täuscht sich oft. Man hält zuweilen eine Pose für Entschlossenheit, fertige Redensarten für schnelle Auffassung und Dreistigkeit für Gegenwart des Geistes.

Von der Rede läßt sich nicht mit Sicherheit auf den Redner schließen, aber zwingend ist der Schluß auf die Zuhörer. Das Parlament, dieses rätselhafte Massenwesen, ist zugleich mehr und weniger als die Zusammensetzung all der einzelnen. Es ist ein schläfriges oder tobendes Ungetüm, voll dunkler Regungen und arm an Ausdrücken. Wenn die Stenographen schon sehr fein unterscheiden, bemerken sie nur: Zustimmung, Widerspruch in

einigen Abſtufungen, Beifall, Hohn, Unruhe, Lärm, Lachen, Sturm und — verſchiedenartige Bewegung. Ja wohl, „verſchiedenartige Bewegung“! Der Schnellſchreiber, der dies zum erſtenmale vermerkte, hatte in der Eile etwas wie eine Ahnung, daß in dem Maſſenweſen noch mehr vorgehe, als Zuſtimmung, Widerſpruch u. ſ. w. Nun läßt ſich allerdings ſolchen derben Äußerungen entnehmen, ob ein Redner oder eine Regierung die Gunſt des Hauſes genieße. Aber welche Art der Beredſamkeit beliebt, alſo die herrſchende ſei, erfährt man daraus nicht. Denn die beſten der franzöſiſchen Tribüne ſind heute: Jaurès, Graf Mun, Dupuy, Paul Deſchanel, Goblet, Léon Say, Jules Roche, Poincaré, Millerand, Ribot, Léon Bourgeois, Pelletan, Rouvier und Denys Cochin. Das ſind fünfzehn ganz verſchiedene Redner. Es wäre unmöglich, an ihnen andere gemeinſame Züge zu entdecken, als daß ſie ſämtlich beim Sprechen den Mund aufmachen und franzöſiſche Wörter gebrauchen. Den jetzigen Stil haben gerade die erſten nicht. Die Macht ihrer Gaben zeigt ſich darin, daß man ſie anhört und bewundert, obwohl ſie dem Ideal der Kammer nicht entſprechen. Am nächſten kommt dieſem Ideal Raimond Poincaré. Wir werden das ſpäter ſehen. Am weiteſten entfernt ſich davon Jean Jaurès, und doch iſt er jetzt unbeſtritten der bedeutendſte Redner des Palais Bourbon. Er ſchwört nicht „bei Brutus!“ wie die Männer des Konvents, und gebraucht modernere Vergleiche, aber Bau und Gliederung der ganzen Rede wie des einzelnen tropiſch geblümten Satzes ſind bei ihm nicht minder klaſſiſch, als bei den Rednern der großen Revolution. Camille Pelletan iſt ein Romantiker, Léon Say ein Geſundvernünftler älteren Datums. Albert v. Mun verſetzt uns in einen ariſtokratiſchen Salon, wo man ſich für Thron, Altar und Sport begeiſtert.

Paul Deſchanel bringt uns in eine angeſüßelte ſchöngeiſtige Geſellſchaft nicht weit von der Akademie. René Goblet plaidiert vor dem Appellhofe und Alexander Millerand vor dem Zuchtpolizeigerichte. Charles Dupuy trägt in einem Lehrerſeminar vor. Jules Roche ſpricht beim Bankett einer Handelskammer, Alexander Ribot in einem Frauen-Wohlthätigkeitsvereine vor ältlichen Jungfrauen mit Schmachtlocken, Léon Bourgeois in einem ſocialpolitiſchen Klub und Denys Cochin in einer Sakriſtei. Maurice Rouvier aber wettert auf dem Marktplatze einer kleinen ſüdfranzöſiſchen Stadt, und zwar ſteht er auf dem Muſchelrande des Brunnens, indes die Mägde Waſſer holen.

So verwandeln die hervorragenden Redner durch ihr Talent den Schauplatz, dieſe franzöſiſche Tribüne. Aber das Palais Bourbon hat auch ſeine eigene Beredſamkeit, und die können wir aus Beifall und Widerſpruch nicht herausfinden, ſondern nur aus den Reden der Mehrheit. Wenn die mittelmäßigen auf der Tribüne ſtehen, geben ſie uns ſicheren Aufſchluß über das Ideal der Kammer. Sie ſind gewöhnlich der Chor, als welcher ſie nur die „verſchiedenartige Bewegung“ des Schnellſchreibers aufführen. Dabei merken ſie ſich gewiſſe Züge der Redner, und was ihnen gefiel, ahmen ſie dann ſelbſt nach. Sie ſtellen ihr Ideal in mehr oder weniger gelungener Weiſe dar. (Das thun wir eigentlich alle.) Und man erkennt an den Worten des Dutzendſprechers, welchen Vortrag er als Teil des Geſamtweſens gerne genießt. Man erkennt noch deutlicher an der Aufnahme ſeiner Worte, was der ideale Stil der Kammer iſt. Denn wenn ein Apotheker oder Tierarzt, über deſſen Beſchränktheit kein Zweifel zuläſſig iſt, mit Aufmerkſamkeit angehört wird, und zum Beiſpiel der Akademiker Melchior v. Vogüé

auf der Rednerbühne des Palais Bourbon gänzlich unbeachtet bleibt, so liegt der Grund zu Tage. Der Tierarzt trifft die von der Kammer gewünschte Note. Der in seltene Wendungen verliebte Schriftsteller trifft die Note nicht und wird sogar lächerlich. Ach, die Jungfernrede des Vicomte, welch ein Graus! Anfangs waren sie dem schlanken graubärtigen Manne mit dem berühmten Namen sehr gewogen. Aber als Herr v. Vogüé mit seiner dicken Stimme höchst feine und noch verworrenere Dinge vortrug, wurden sie stutzig, dann unwillig und wendeten sich endlich von ihm ab.

Die Beredsamkeit, die sie wünschen, ist die geschäftliche, ohne Poesie, mit möglichst wenig Gelehrtthuerei, trocken, aber munter, und immer zur Sache. Abschweifungen sind verhaßt, Witze beliebt, Deklamationen verachtet — ausgenommen die patriotische Deklamation. Diese konnte bisher nicht entwurzelt werden, weil der Spott über den Deklamator hinweg aufs Vaterland gegangen wäre. Alles übrige Hochtrabende ist durch Hohngelächter fortgeschwemmt worden.

Der Redner auf der französischen Tribüne muß kurzweilig zur Sache sprechen. Die ledernen Fachleute anderer Parlamente werden hier nicht geduldet. Die Kammer ist nicht der Ort für ein Auskramen von Kenntnissen, die soeben das „kurze Gedärm" durchlaufen haben. Hinter dem Pedantentum der meisten Fachleute darf man getrost eine Hochstapelei vermuten. Die farblosen Schwindler sind die ärgsten. Wenn einer nachweislich talentlos und beschränkt ist, und dennoch lange redet, hält man ihn an vielen Orten für einen gründlichen, sachkundigen Mann. Unsinn! Wer eine Sache versteht, der macht sie schleunig klar, und fehlt es ihm an Ausdrücken, so hat er im Parlament nichts zu suchen. Denn die Zeit, die einer auf der Tribüne

des Landes verbringt, besteht aus gesteigerten Augenblicken. Eine Parlamentsstunde vertritt und bedeutet Monate, vielleicht Jahre des Volksdaseins. Der schwatzhafte Fachmann schädigt die Bevölkerung, weil sie seinetwegen länger auf Reformen warten muß. Er schädigt auch das Parlament, denn durch ihn werden die Skandalmacher interessant. Das vollzieht sich natürlich im Unbewußten dieser Massenseele. Es ist eine Erleichterung, eine Wonne, wenn nach den Fachleuten jemand das Wort ergreift, der nichts, aber rein gar nichts von der Sache versteht. Das sind die ärmsten Parlamente, die nur aus Fachleuten und Skandalmachern bestehen. Und wenn man die letzteren ausrotten will, muß man zunächst die ersteren beseitigen. Es ist klar, daß ich nur die falschen Fachleute meine. Diese vertrauen auf die Spezialunwissenheit ihrer Kollegen, hüllen sich in ausgeliehene Kenntnisse wie in ein schäbiges Kostüm vom Maskenverleiher und imponieren sich gegenseitig. Dabei gewöhnen sie der Bevölkerung alle Teilnahme an den Verhandlungen ab, und man horcht nur noch dann nach dem Parlamente hin, wenn dort besonders gröblich geschrieen wird.

In Frankreich war die Panamasache auch in dem Sinne eine schwere Krise für die Kammer, daß der Lärm den eigentlichen Redestil verdrängt hatte. Vor lauter Gepolter hörte man weder die geschäftlichen Auseinandersetzungen, noch die politischen Plaudereien. Das waren sonst die Hauptformen der beliebten Rede auf der französischen Tribüne, und allmählich, nach dem Verrauschen der Skandale, wurden sie es wieder. Es war ganz merkwürdig zu beobachten, wie diese Kammer ihren Ton wieder suchte und wieder fand. Die ersten, die mit schönen Reden ohne Skandal zu kommen wagten, sah man verwundert, erbittert oder gleichgültig an. Das Massenwesen war krank

und wollte nur von ſeiner Krankheit ſprechen hören. Zum Leiden geſellte ſich die Hypochonderei. Aber die Verſuche, gut in der früheren Art zu reden, mehrten ſich, und das Parlament fühlte nach und nach ſeine Kräfte zurückkehren. Es war eine matte, gerührte und glückliche Stimmung, wie die eines Geneſenden, der wieder ein bischen gehen kann und es ſich ſelbſt gar nicht glauben will. . . . Ich unterſuche jetzt nicht, ob die Krankheit wirklich ſchon vorüber iſt; ich weiß nur, daß auf der Kanzel des Palais Bourbon nichts davon bemerkbar wird. Die franzöſiſche Tribüne glänzt neuerlich wohl übers Land.

Man muß ihre Budgetdebatte hören! Jeder Tag bringt eine oder mehrere gelungene Reden bei den unbedeutendſten Kapiteln, und wie großartig war der allgemeine Teil, die Generaldebatte. Es nahm jede Partei klare Stellung zu den Hauptfragen der Zeit und des Landes. Aber kräftiger und feiner zeigen ſich dieſe Parlamentarier in der Behandlung des Details. Da ſieht man erſt, wie groß auch die Redner zweiten und dritten Ranges noch ſind. Der Mittelſchlag iſt erſtaunlich hoch. Auf die Tribüne kommen unbekannte Leute und ſprechen, daß es ein Vergnügen iſt. Man darf aufs Geratewohl einen herausgreifen, zum Beiſpiel Herrn Trouillot. Wer kennt Trouillot? Das iſt einer von den vielen der Mehrheit, ein Wald- und Wieſenabgeordneter. Und doch hielt dieſer Trouillot beim Kapitel der Gebäudeverwaltung eine recht köſtliche Rede. Die Verwaltungsbehörden Frankreichs ſind berühmt durch ihre Chineſereien. Die gewaltſame Zentraliſierung Napoleons des Erſten beſteht noch heute und iſt der tiefere Grund mancher wunderlichen Erſcheinung. Nun hat freilich gerade die Schwerfälligkeit dieſer Verwaltungsmaſchine der Staatserhaltung weſentliche Dienſte geleiſtet, wenn alles drunter und drüber

ging — wie oft in unserm Jahrhundert! — doch in Zeiten ohne Umwälzung ist der riesige Apparat von einer verzweifelten Unbeholfenheit. Napoleon hatte alles für sich eingerichtet, und mit der Zentralisierung lassen sich ja auch Wunder wirken, wenn im Mittelpunkt einer ist, der zu befehlen versteht. Ist der verschwunden, so geht alles nur nach dem Gesetze der Trägheit weiter.

Dieser Übelstand wird in Frankreich viel bejammert und bespöttelt. Herr Trouillot deckte ihn bei der Gebäudeverwaltung wieder einmal auf. Trouillot erzählte nämlich die Geschichte von Pugets Nase. Pugets Denkmal befindet sich an der Außenseite der Kunstschule. Eines Tages war Pugets steinerne Nase verwittert und fiel herunter. Die Ausbesserung hätte vier oder fünf Franks gekostet. Aber so einfach wird hier nicht verwaltet. Der Leiter der Kunstakademie betrat den amtlichen Weg. Er berichtete seinem Vorgesetzten, und dieser wieder dem Höheren, und so fort, bis es beim Unterrichtsminister war: daß Puget keine Nase mehr hatte. Der Minister übergab die Sache dem zuständigen Ausschuß. Einige Monate vergingen. Der Akademieleiter bat wiederholt um Erledigung, indem er sich an seinen Vorgesetzten wendete, dieser an den Höheren, und so fort. Der Bildhauer Puget war noch immer ohne Nase. Der Minister drang beim Ausschuß auf Entscheidung. Der Ausschuß gab endlich bekannt, daß die Sache das Unterrichtsministerium gar nichts angehe, denn die Außenseite der Staatsgebäude werde vom Bautenministerium verwaltet. Puget blieb ohne Nase. Da ging die traurige Angelegenheit an den Bautenminister, lief wieder eine Menge Amtsstaffeln auf und ab. Schon nach zwei Jahren kam die Entscheidung: Pugets Nase soll ausgebessert werden, sobald die ganze Vorderseite der

Kunstschule frisch getüncht wird. Und Puget ist heute noch ohne Nase.

Dies erzählte Herr Trouillot mit so flinker Laune, solcher Überlegenheit in der Satire, und er fand so viel Beifall, daß fremde Galeriebesucher ihn leicht für einen hervorragenden Redner hätten halten können. Daß er es nicht ist, verriet er ja nur durch leisere Zeichen, wie es Ungenügsamkeit im Ausbeuten der komischen Wirkung und Verpassen des richtigen Abganges sind.

Dennoch zeigt das Beispiel Trouillots deutlich die herrschende Art, zu reden. Kurzweilig zur Sache! Wobei Kurzweil noch wichtiger ist als das Sachliche. Die geschäftsmäßige Auseinandersetzung verfeinert sich zu einem Geplauder. Es ist ein sichtliches Aufsteigen in den leichten Ton. Und was die Anmut des alten Frankreich war, die Causerie, ersteht im neuen wieder. Die Landesstube beerbt den Salon.

Nicht nur die minderen Redner, wie Trouillot, lassen das Sprechideal der Kammer herausfinden, auch die Gäste des Parlaments, die Regierungsvertreter, liefern gute Beiträge zur Erkenntnis. Diese Herren sind natürlich um das „geneigte Ohr" der Kammer besonders bemüht. Wie man aus dem Tone der Höflinge den Geschmack eines Königs errät, so werden uns die Kommissäre sagen, was das Parlament zu hören wünscht. Die meisten plaudern. Sie suchen das Stoffliche durch einen munter hinfließenden Vortrag erträglich zu machen. Sie bitten sozusagen um Verzeihung für ihre Sachverständigkeit. Und sie befleißigen sich, faßlich zu exponieren, hübsche Anekdoten und bezeichnende Züge zu erzählen. Sie gestatten sich auch ganz ergebenst, zu scherzen, und einzelne sprechen sogar wacker zur allgemeinen Politik, wie wenn sie nicht vom Minister zur Berichterstattung herbefohlen wären, sondern das Volk zu vertreten

hätten — als Kannegießer. So hörte man jüngst Herrn Buisson, den Leiter des Volksschulwesens im Unterrichtsministerium, ebenso trefflich als offiziös über die Vorzüge der Republik plaudern. Die eleganteste Rede beim Budget hielt jedoch der Gouverneur von Algerien, Herr Cambon. Die höheren französischen Beamten bringen aus den Kolonien eine wunderbare Haltung mit. Dort waren sie Verkörperungen Frankreichs, wandelten halbgöttlich unter Baldachinen, und ihre lässigen Gesten erzählen noch von Sklaven, Palmen und Mißbräuchen unter einer heißeren Sonne. . . . Herr Cambon berichtete weltmännisch, leise, tändelnd über den gesamten Zustand seiner Kolonie. In der Demut aber, mit der er vom Ministerium sprach, war ein köstlicher und merkbarer Hauch von Ironie. Denn ein Statthalter überdauert im Amte viele solcher Kabinette, und die Spahis vor seinem algerischen Schlosse werden ihm noch die Ehren erweisen, wenn der heutige Minister schon wieder melancholisch, mit aufgestülptem Rockkragen auf dem Dache eines Omnibus durch die Straßen von Paris fahren wird.

Die Neugierigen drängen sich in das Palais Bourbon, wenn Skandal angesagt ist. Doch gerade da lernt man die französische Tribüne nicht kennen. Lärm giebt es auch in Volksversammlungen, und gemeine Ausdrücke gehören jetzt schon überall zum parlamentarischen Ton. Aber an kleinen Tagen ist die Pariser Kammer manchmal sehr groß. Da sieht man, wie hoch es die geistig minder Bemittelten gebracht haben. Und wer hier den Gipfel der Mittelmäßigkeit erklimmt, der könnte sich schon anderswo als bedeutender Mann sehen lassen. Das ist z. B. der Fall des Herrn Raimond Poincaré. Herr Poincaré ist im Augenblick, wo ich dies schreibe, Unterrichts-

miniſter. In einem früheren Augenblick war er Finanzminiſter und vorher ſchon einmal Unterrichtsminiſter. Der Mann, der ſo viel regiert hat, zählt heute kaum fünfunddreißig Jahre. Und vor acht Jahren war er noch Gerichtsreporter eines wenig geleſenen Blattes. Iſt das nicht eine ſchöne demokratiſche Laufbahn? Sagen wir der Richtigkeit halber: eine mediokratiſche. Denn ſeit Freycinet iſt kein ſo großer mittelmäßiger Menſch aufgetaucht, wie Herr Raimond Poincaré. Sein Name wird noch auf vielen Miniſterliſten ſtehen, und zwar an der Spitze, wenn die gemittelmäßigte Republik ſich erhält. Herr Poincaré begeht nämlich keine Dummheiten. Wenn er einmal für lange Zeit verſchwinden muß, wird nur eine Übergeſchicklichkeit daran ſchuld geweſen ſein.

Freycinet iſt die weiße Maus genannt worden. So gemahnt Poincaré an das Eichhörnchen, das rötlich-braune, flinke, muntere, auch ein gar ſchlaues Nagetier. Wie hoch es nur klettern und ſich verbergen kann, und wie es verſchmitzt auslugt. Und wie es im Käfig raſtlos die Spule dreht, daß man meinen möchte, es thue eine Arbeit; ganz wie Herr Poincaré, wenn er in einem Miniſterium ſitzt. Man muß ſich ſeinen Namen merken. Es iſt jetzt vielleicht keiner im Palais Bourbon, der mit dem Parlament ſo umzuſpringen wüßte, wie Poincaré. Er kennt es durch und durch. Was mehr iſt, er weiß die Kenntnis praktiſch zu verwerten und wußte es vom erſten Tage an. Als fleißiger junger Mann trat er ein. Auf die langweiligen Aufgaben warf er ſich. Man überließ ihm die gern. Zuerſt entfernte er Spinngewebe aus den Ecken oder Kommiſſionen. Dann wichſte er den Fußboden des Budgets. Was die anderen aus Faulheit nicht unternahmen, machte er willig. Eine Arbeitskraft, was? Und ſie ließen ihn arbeiten.

Sie glaubten, er arbeite für sie. Nein, nein, er arbeitete für sich. Er hatte wohl weniger gegen Neid und Eifersucht zu kämpfen als andere, weil er so recht farblos und nützlich aussah. Und so ist er sachte über die bunten Schwätzer hinaus hinaufgestiegen. Mit lauter kleinen Mitteln hat er sich vorwärts gebracht. Schon hält er weit, der kleine Poincaré.

Ist er so klein von Gestalt? Wahrhaftig, wenn ich ihn jetzt betrachte, entspricht er nicht mehr dem ersten Bilde, das ich von ihm in der Erinnerung trage. Ein mageres junges Männchen war er damals, lief unzähligemale die Tribüne hinauf, sagte mit einem dünnen Stimmchen wenige Worte, verbindlich, gescheit, sachlich, kurz, und hüpfte wieder von dannen. Und jetzt ist er anders. Er spricht seltener, spart seine kostbar gewordenen Bemerkungen, zählt und wägt jedes Wort. Er hat ein bischen Fett erworben und viel Autorität angesetzt. Durch eine vorsichtige Schroffheit erhöht er sein Ansehen, und in der Kunst der leeren Versprechungen ist er ein kluger Meister. Keine schnarrenden Phrasen, kein Blendwerk, wie es die Opportunisten einer früheren Zeit gern machten. Er hütet sich, Ja zu sagen, wie die; er sagt nur nicht Nein. So wird er bestimmten Fragen ausweichen, ohne den Frager zu entmutigen oder zu verbittern. Er weckt Erwartungen, ohne sich zu verpflichten. Ach, er ist so geschickt.

Darum läßt sich auch aus seinem Vortrage die geltende Beredsamkeit des Palais Bourbon erkennen. Spräche er so, wenn es nicht nützlich wäre? Ich sehe, wie ihm alle lauschen. Offenbar geschieht es, weil er ihrem Ideal sich nähert. In seinen Leistungen ist aber nichts Besonderes und Glänzendes. Wunderlich jung hüpft er die Stufen der Tribüne hinauf. Oben hat er plötzlich eine altkluge Würde. Tiefliegende geschlitzte Aug-

lein unter einer mächtigen Stirn. Ein Schöpfchen ſteht noch auf dem Schädel. Dieſe jugendliche Glatze wird Gegengewicht des ſtarken böſen Unterkiefers. Zwiſchen Stirn und Kinnlade verſchwindet die unbedeutende Naſe. Hellbraun iſt der hufeiſenförmige Bart. Die Stimme mager und farblos. Er beginnt ganz leiſe, aus Schlauheit. Wenn er ſchriee, könnten die Herren weiterſchwätzen. Er flüſtert, ſie müſſen die Ohren ſpitzen. Dann läßt er ihre Aufmerkſamkeit nicht mehr entgleiten. Er empfindet die vergehenden Minuten, wird eher zu kurz als zu lang ſprechen, und jählings abgehen, abhüpfen, bevor ſie ihn läſtig gefunden haben. Er entwickelt licht und knapp den Gegenſtand, drängt die Beweiſe auf den geringſten Umfang zuſammen, ſtreitet ſpitzig, höhnt behutſam und begeiſtert ſich regierungsmäßig für den Fortſchritt. Dabei iſt er immer kühl; am kühlſten wenn er gefühlvoll wird.

Jüngſt ſah und hörte ich ihn beim Gaſtmahl des Goncourt. Er kam als Unterrichtsminiſter, um dem Meiſter Edmond de Goncourt zu huldigen. Denn in Frankreich ſind die Regierenden keine Analphabeten. Herr Poincaré nahm ſich ſehr zuſammen; er wollte den Schriftſtellern zeigen, was ein Parlamentsredner iſt. So wurde daraus ein Beſuch des geſprochenen Wortes beim geſchriebenen. Man hörte ihn höflich an, nur höflich. Dieſe Gaben genügen alſo, um auf der franzöſiſchen Tribüne eine Rolle zu ſpielen. Jeder dachte ſich ſeinen Teil, und niemand wurde warm.

Ach, das eiſige Gaſtmahl. Es waren auch zu viele Beobachter da. Saßen darum alle in vorteilhaften Haltungen wie beim Photographen? In der Mitte der Ehrentafel der alte Mann recht betrübt und ſtolz, und er ſann wohl in ſeinem Gemüte, wie er die Stimmung für ſein Tagebuch faſſen könnte. Neben ihm Daudet, krank und verfallen, weiterhin Zola, ſchon er-

mattet, aber noch nicht gebrochen, und dort und dort andere Helden und Märtyrer des geschriebenen Wortes, ruhmbedeckte, namenlose. Das geschriebene Wort, das höhere! Da hinein seufzen und bluten Edle ihr Leben. Und darum saß Herr Edmond de Goncourt traurig in seinem Ruhme beim Gastmahl, das neben schweigenden Freunden auch gelangweilte Daseinmüsser und Glanzausborger und Rockschoßanhänger versammelte. Er sagte in seinem Trinkspruche, daß ihn dieser Abend für viele Bitterkeiten entschädige. Konnte er es wirklich empfinden, wenn er sich mit diesem jungen Minister verglich? Glück, Macht, alle unmittelbaren Genüsse, alle greifbaren Genugthuungen, das ganze Leben den Rednern! Und was den Künstlern der Schrift? ... Aber dann stand einer auf und brachte Antwort. Es war Herr Clemenceau. Auch er sprach über die Goncourts. Loben kann er nicht gut, und so erfuhren die Schriftsteller, die ihn zum erstenmale hörten, nicht, was Clemenceau eigentlich für ein Redner ist. Mehr als seine Worte sagte ihnen freilich seine Erscheinung. Clemenceau! Wer war auf der Tribüne größer als Clemenceau? Ja, man hört ihn mit Bewegung an. Diese zerhackte Rede klingt noch herrisch, entschlossen und hinreißend, wie einst, als die Regierungen vor dem Umwerfer bebten. Welches Willenswunder verrichtet dieser gesunkene Mann, daß er sich aufrecht hält.

Von der französischen Tribüne, die er nicht mehr betreten darf und zu deren größten Zierden er gehört hatte, brachte er zur Goncourtfeier eine unausgesprochene Botschaft. Gönnet den Rednern ihr kurzes Glück! Die Tribüne ist Schauplatz der leichtesten Siege, aber auch der schwersten Niederlagen.

März 1895.

13.

August Burdeau.

Der Mann, den ſie heute mit aller republikaniſcher Leichenpracht im Palais Bourbon aufbahren, zeigt gut, was die Demokratie in Frankreich iſt. Das Haar und der Bart um ſein von Leiden feines, wächſernes Geſicht ſind noch dunkel. Und doch iſt er ſchon ein Toter des Staates. So jung und als Dritthöchſter im Lande geſtorben, daß man meinen könnte, er wäre ein Prinz geweſen. Nein, von ganz unten iſt er heraufgekommen, recht mühſelig und dann wieder verblüffend leicht. Dieſes kurze Leben war voll ſchwerer Arbeit und glänzender Erfolge, und es wäre vielleicht geeignet, als Muſter für ſehr arme, ſehr ſtrebſame Knaben aufgeſchrieben zu werden. Es würde ſie ungemein ermutigen — oder gründlich abſchrecken.

Auguſt Burdeau war ein Nullo patre natus. Der niemand von einem Vater war ſogar ſchon tot, als dieſes ſechſte Kind zur Welt kam. Der Vater war Schuldiener geweſen, die Witwe wurde Näherin. Mit zehn Jahren arbeitete Auguſt Burdeau vom frühen Morgen bis in die Nacht in einer Fabrik. Vom Schlaf raubte er ſich die Stunden zum Lernen, ſo daß er bei

einer Prüfung als Vielverſprechender entdeckt wurde und Stipendien erhielt. Als Schüler ernährte er ſeine Familie. Er kam mit Schulpreiſen gekrönt nach Paris in die Ecole normale. Der deutſche Krieg brach aus. Der Neunzehnjährige zog mit ins Feld, zeichnete ſich aus, wurde verwundet und gefangen und kam nach Deutſchland, wo er Deutſch lernte. Als er in die Ecole normale heimkehrte, heftete ihm der Unterrichtsminiſter Jules Simon das Ritterkreuz der Ehrenlegion an die Bruſt. Dann kam die Zeit des Lehrens. Burdeau trug an Mittelſchulen Philoſophie vor, überſetzte engliſche und deutſche Philoſophen (um die Schulden eines verſtorbenen Bruders mit den Buchhändlerhonoraren zu bezahlen) und gab eine Univerſitäts-Rundſchau heraus. Und wieder wurde der eiſern Fleißige entdeckt, erkannt. Der Unterrichtsminiſter Paul Bert zog 1881 den Dreißigjährigen als Kabinettsdirektor in ſein Miniſterium. Jetzt ſtand er in der Politik.

Dreizehn Jahre lang hat er die Politik mitgemacht, durchgekoſtet, mit allen jähen Erfolgen und den grauſamſten Bitterniſſen. 1885 entſendete ihn ſeine Vaterſtadt Lyon zum erſtenmale in die Kammer. Auch hier erwarb er ſich allmählich die Achtung. Er war unter Schwätzern ein ſtiller Arbeiter. Wieder hat er Jahre hindurch beharrlich gearbeitet, über verwickelte Fragen große Berichte erſtattet, beſcheiden, geräuſchlos, immer derſelbe, der er als Junge war. Sein Leben beſtand aus ſchleichenden Schuljahren, die immer in einer Semeſtral-Apotheoſe des Braven, Fleißigen endeten. Knaben, nehmt euch ein Muſter! Der Fleiß wird belohnt.

In die erſte Reihe rückte er wohl durch ſeinen Bericht über Algier. Viele Stunden lang hörte ihm die Kammer mit wachſender Aufmerkſamkeit zu. Der Stoff war mit ſeltener

Gründlichkeit bewältigt und in eine elegant klare Form gebracht. Als er die Tribüne verließ, bekam er die große Beifallssalve. Von da ab war er einer der Hoffnungsvollen, die man im Rotwälsch der Politik die „Miniſtrabeln“ nennt. Den Mann mußte man im Auge behalten: eine liebenswürdig ernſte Erſcheinung, jung in der Arbeitskraft, alt in der Gemeſſenheit des Auftretens, ein glücklicher Redner mit warmem, vollen Ton. Es konnte nicht fehlen.

Und es begab ſich im Jahre 1892, daß er wieder einen bedeutenden Bericht zu erſtatten hatte über eine Frage ſo groß wie Algier: über die Bankfrage. Auguſt Burdeau vertiefte ſich in dieſe Frage, die ihn ſchon um die Mitte der achtziger Jahre beſchäftigt hatte, vor ſeiner Deputiertenzeit. Damals hatte er heftige Zeitungsartikel gegen die Erneuerung des Bankprivilegiums geſchrieben. Jetzt gelangte er zur Einſicht, daß es für den Staat nützlich wäre, der Bank ein neues Privilegium zu geben. Was lag in dieſer Schwenkung vor? Paul Heyſe ſagt: „Wer heute klüger iſt als geſtern und es mit offenem Mute bekennt, den werden die Biedermänner läſtern und ſchelten ihn inkonſequent.“ — Die Biedermänner gingen in dieſem Falle weiter. Sie ſchalten ihn beſtochen.

Wir, die ohne Leidenſchaft der Parteiung den Mann betrachteten, konnten keinen Augenblick daran zweifeln, daß er ehrlich war, geldehrlich wenigſtens. Die abſolute Ehrlichkeit aber gerade bei Politikern zu ſuchen, wäre von einer reizenden Naivetät. Es iſt ſchon ſehr bewundernswert, wenn Politiker ihr Leben lang an einer Richtung feſthalten, die ſie in der Regel in ihrem unreifen Alter gewählt haben. Es iſt rühmlich, wenn ſie ihre allgemeinen Prinzipien bewahren in allem Wechſel der Zeiten, auch wenn es ihnen ſchlecht geht, und beſonders,

wenn es ihnen gut geht. Die Unveränderlichkeit in jedem einzelnen Punkte von ihnen zu fordern, wäre thöricht, wenn das nicht eben die Politik der anderen darſtellte. Wer hat nicht, ſelbſt im guten Glauben, die gleichen Dinge einmal weiß und einmal ſchwarz geſchildert? Jeder Tag hat ſeine Beleuchtung. Jetzt bedient man ſich der Meioſis und jetzt der Hyperbel. Im ganzen Parlament, in allen Parlamenten der Welt iſt ja keiner, der auf dem Wege von der Oppoſition zur Regierung nicht ein wenig mit ſeiner Vergangenheit gebrochen hätte. Man nehme nur das Verhältnis der röteſten Stürmer zur Kirche. Wenn ſie die Macht erlangen, ſuchen ſie immer einen verſchämten oder offenen Frieden mit der Kirche. Selbſt wenn ſie im Kampfe verharren, ziehen ſie dann perlgraue Glacéhandſchuhe an, wie jener Pariſer Präfekt, als er die Kloſterbrüder vertrieb.

Freilich hat es ſich im Falle Burdeau nicht um Spiritualien gehandelt, ſondern um die äußerſt weltlichen Temporalien der Bank von Frankreich. Aber gerade, daß er in einer ſolchen Frage die öffentliche Wandlung wagte, beweiſt Burdeaus Unſchuld. Er fühlte ſich im Bewußtſein der Geldehrlichkeit ſo ſicher, daß er hin ging und dieſelbe Bank verteidigte, die er vorher geſchmäht hatte. Da fiel man über ihn her, mit aller Wildheit, welche das öffentliche Leben der franzöſiſchen Demokratie kennzeichnet. Er ſei von der Bank, von Rothſchild beſtochen. Burdeau zog einen ſeiner Ankläger, den merkwürdigen Drumont, vor Gericht.

In dem großen Schauſpiele, daß ſich ſeit einigen Jahren abrollt, und von dem wir noch nicht wiſſen, ob es mit der Reinigung oder der Abſchaffung der Republik enden wird, war dieſer Gerichtstag eine unvergeßliche Scene. Da ſtanden ſich einige Männer gegenüber, welche bedeuteten. Ja, dieſe Schwur-

gerichtsverhandlung hatte etwas Symboliſches. Das erſte Sonderbare, was uns auffiel, war, daß die ganze Verleumdungsgeſchichte gleichſam unperſönlich erſchien. Dieſe Verkörperer von Gegenſätzen hatten einander vorher nie geſehen. Rothſchild, der Hauptzeuge, kannte weder Burdeau, den Kläger, noch Drumont, den Angeklagten. Dem Beobachter konnte es ſcheinen, als blickten ſie einander verſtohlen mit mehr Neugierde als Übelwollen an. Nur Waldeck-Rouſſeau, der Klagevertreter, ſah ſteif und weltfremd wie ein ſteinerner Gaſt über ſie alle hin. Es braucht nicht erſt geſagt zu werden, daß die Geſchworenen nicht wußten, welchen Prozeß ſie vor ſich hatten. Dies iſt ja auch in den meiſten Fällen gar nicht nötig; es wäre ſogar geeignet, ihre Unbefangenheit zu trüben. Dieſer Prozeß war ein Vorſchauer der Panamaſache, die damals noch in den Wolken hing. Seither iſt das Parlament nicht mehr von der Anklagebank weggekommen.

Gegenſtand der nicht mehr zum Stillſtande gebrachten Verhandlung iſt die Funktion des Geldes in der Demokratie. Wer immer klage oder angeklagt' ſei oder als Zeuge auftrete, der Inhalt iſt immer der gleiche. Und vom Eintagsingrimm dieſer Leute hinweg, vom Politiſchen, Vorübergehenden kann man hinaus ins Menſchliche blicken. Welche Geſichte! Da kam ein dürftiger alter Mann in Trauer, den alle mit unwillkürlichem Staunen betrachteten, vor die Zeugenbarre. Sie nennen ihn den König des Geldes. Der Gerichtsdiener ſchlich an ihn heran und nahm ihm ehrerbietig den alten Regenſchirm aus der Hand, die Rothſchild zum Schwur erheben ſollte. Und der Vielgehaßte, Beneidete begann beiläufig mit klagender Stimme vom Tode ſeiner Tochter zu ſprechen. Dann plauderte der wegen Verleumdung Angeklagte in liebenswürdig geiſtreichem

Ton und nannte die erfundene Einzelheit, daß ein Rothſchildſcher Lakai Burdeau Geld gebracht hätte, eine Künſtlerphantaſie. Mit eiſiger Verachtung antwortete Waldeck-Rouſſeau: „Sie ſind der große Verleumder!“ — Und Burdeau, der mit heimlichem Beben die Zergliederung ſeiner Ehre mitanſah wie ein Mann der unbetäubt eine Operation an ſich vornehmen läßt, Burdeau nahm endlich das Wort. Es war ein flatternder Herzton in ſeiner Stimme, als er die Geſchworenen anflehte, ihm ſeinen unbeſcholtenen Namen zu retten. Drumont wurde verurteilt.

Aber dieſer bebende Ton vom kranken Herzen iſt dem armen Burdeau in der Stimme geblieben, bis an ſein Ende. Wenn man ihn dann auf der Tribüne des Hauſes hörte, wirkte ſeine Rede plötzlich unangenehm, weil ſie gemacht klang. Aus dem geſchmackvollen Sprecher war ein Vibrierer geworden, der unausgeſetzt die allerhöchſten Prinzipien anrief. Dahinter verbarg ſich ſeine heimliche Kränkung. Er war ins Herz getroffen und konnte über die geurteilte Sache nicht hinauskommen. Es war auch ſchwer; die Angriffe wurden unfaßbarer, hörten jedoch nicht auf. Genugthuung fand er darin nicht, daß man ihm hohe Ämter anvertraute. Da rieb er ſich nur vollends auf. Er wurde Marineminiſter und trug in dieſes Amt ſeine ganze eiſerne Arbeitskraft. Er organiſierte den Feldzug nach Dahomey. Später wurde er Finanzminiſter im Kabinett Caſimir Perier und ſetzte wieder die letzten Kräfte an ſeine Aufgabe. Wie einſt als kleiner Fabriksjunge in Lyon arbeitete er wieder vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht. Er gab manchmal ſchon um 6 Uhr morgens Audienz. Nie hat Frankreich einen fleißigeren Finanzminiſter gehabt und nie einen ärmeren. Er hatte einige demokratiſche Reformgedanken für das Budget. Zu den ſozialen Fragen bemühte er ſich freiſinnig Stellung zu

nehmen nach dem Grundſatze: „Hilf dir ſelbſt, ſo wird auch der Staat dir helfen.“ Er führte geſchickt und feſt die große Rentenkonverſion durch.

Endlich war er erſchöpft, von Kränkung und Arbeit. Da wählten ſie ihn mitleidig zum Präſidenten der Kammer. Wenn der ſchmächtige, mittelgroße Mann täglich aus ſeinen Privatgemächern in feierlichem Aufzug nach dem Sitzungsſaale ging, zwiſchen der Ehrenhecke präſentierender Soldaten, war er traurig anzuſehen. Er hatte kaum noch die Kraft, zu gehen, und biß die Zähne vor Anſtrengung zuſammen. Schleppte ſich qualvoll zu der glänzenden Höhe hinauf, der Dritte im Staate! Da ſaß er bleich, zuſammengeſunken, fand aber doch noch wunderbar die Kraft, ſtürmiſche Sitzungen zu leiten. Es war auch wieder eine Milde in ſein Weſen gekommen. Er gebrauchte keine großen Worte mehr, das Geflatter und Vibrieren hatte aufgehört. Sah er jetzt von dieſer Höhe verſtehend in die Kammer, über das Parlament hinaus? Wuchs ſein Geiſt, der bisher nicht über Mittelgröße geweſen, als er ſchon halb entrückt all die Politiker unter ſich gewahrte? Welch eine Geſtalt, dieſer ſterbende junge Präſident!

Jetzt iſt er ſchön aufgebahrt. Der Staat muß ihn beerdigen, weil er nicht genug für die Leichenkoſten hinterlaſſen hat. Seine Kinder ſind unverſorgt. Ein feſſelnder demokratiſcher Lebenslauf. Und jetzt iſt noch die Frage, ob ſich die Schilderung dieſes Lebens wirklich zum Leſeſtück eigne für die Knaben der Demokratie?

13. Dezember 1894.

14.

Unſterblich!

Mein Vordermann in der Kette, die wir vor dem Palais Mazarin bildeten, war ein Hausknecht. Ich entnahm es dem Geſpräch, das er mit einem Ausrufer der Biographie Herrn v. Freycinets führte. Der Ausrufer war höchſt unzufrieden. Der Artikel Freycinet — Beſchreibung ſamt Photographie — ging ſchlecht:

„Man möchte lieber Wolle krempeln. Für fünf Sous will keiner den Wiſch kaufen. Da wars doch anders mit Boulanger. Man konnte manchmal zu Mittag eſſen. Und den Mörder vom Boulevard du Temple haben ſie auch noch nicht. Es giebt keine Tagesgrößen mehr. Rein zum Verhungern! . . .“

Und ſie begannen über Politik zu reden. Beide Intranſigenten vom reinſten Waſſer. Ich fragte mich nur, wie mein Vordermann zu der Eintrittskarte gekommen war, da doch ganz Paris den Sekretär der Akademie, Herrn Pingard, ſeit Wochen erfolglos belagerte. Das letzte Plätzchen war längſt vergeben. Herr Pingard war ſogar ſchelmiſch genug geweſen, einige

hundert Perſonen mehr einzuladen, als der kleine Saal faßt. Sehe jeder, wo er bleibe. Über welche geheimnisvolle Einflüſſe gebot dieſer Hausknecht vor mir? Aber um dreiviertel Zwölf fuhr eine Equipage vor, eine Dame ſtieg aus, und mein Vordermann trat ihr ſeinen Platz ab. In dieſer unanfechtbaren Weiſe wird die Kette von Klügeren durchbrochen. Die der Thür Zunächſtſtehenden hatten ihre Plätze um 2 Uhr morgens einnehmen laſſen.

Denn wie ſich auch der Ausrufer beklagen mochte, Herrn v. Freycinets Aufnahme in die Akademie war das große Ereignis des Tages. Iſt es doch nichts Gewöhnliches, daß ein Miniſterpräſident unſterblich wird. . . . Um 12 Uhr beginnt der Einlaß. Über eine beklemmend ſchmale Turmtreppe ſchiebt man ſich ſeitlich hinauf. Ah, das iſt alſo der berühmte Kuppelſaal! Wie eng, wie klein, altertümlich und einfach. Schon iſt er voll. Die Galerien ſind zuerſt überfüllt. Jeder Winkel, jede Niſche mit Menſchen geſtopft. Nur der kleine Cirkus unten iſt noch nicht ganz beſetzt; es ſind fünf, ſechs Reihen, die Sitze mit verblichenem grünem Samt bezogen. Die eine Rundhälfte den Mitgliedern des Inſtituts vorbehalten, die andere den Begünſtigten erſter Klaſſe. Viele Damen, die meiſten in dem Alter, wo die Frauen über die Liebe die Naſe rümpfen. Die Hutbänder nehmen philoſophiſchere Farben an: Violett, Grün. Es iſt nicht mehr die Zeit der Junirоſen. Nach der Liebe und vor der Religion ergiebt man ſich der Akademie. Wo ließe ſich das kritiſche Alter beſſer zubringen, als bei der Litteratur. Und die Herren! Dieſelben, die man überall ſieht, das eiſern Vieh der Öffentlichkeit: Träger von guten ſelbſtgemachten Namen und von nur ererbten, Träger von Würden, Ämtern, Orden oder wenigſtens von Krawatten. Dieſelben, die man

überall ſieht, wenn man gezwungen iſt, das Tagebuch des Schiffes von heute zu führen. Dieſelben, die man überall ſieht, in der Attitüde, die ſie nach längerer Überlegung als die ungezwungenſte erkannt haben. Es ſind Repräſentanten. Sie repräſentieren die Leiſtungen ihrer Jugend oder ihrer Vorfahren, die Gnade eines gekrönten Gebieters, die Laune von Volkskomitien oder die hülfreiche Gunſt von Frauen. Sie ſind bei allen Premièren und Leichenbegängniſſen, beim Grand Prix, bei wilden Kammerdebatten, bei offiziellen Empfängen, auf allen großen Bällen, überall, überall, überall. Macht es ſie lebensüberdrüſſig oder erfüllt es ſie mit Wonne, einander immer wiederzufinden, immer dieſelben Geſichter zu ſehen, tagtäglich, allnächtlich, rettungslos? Was ich zum Beiſpiel für mein Leben gern wiſſen möchte: ob auch ſie manchmal über die Zweckloſigkeit des Daſeins nachdenken wie wir anderen, die ihnen das Spalier bilden? Schwerlich. Sie müſſen ſich für ſehr nützlich halten. Sie leſen ja täglich in den Zeitungen, daß ſie anweſend waren, man bemerkte ſie, ſie reiſten durch, ſie weilten in unſeren Mauern.

Und das zeigt uns ſo deutlich, wo wir ſind: in Frankreich, in Paris! Das macht die unverlierbare Größe dieſes Landes aus und erklärt ſie. Die Achtung vor den Künſten, vor dem Geiſt iſt hier ſo vorgeſchrieben und unerläßlich, daß die „Anweſenden" von Profeſſion auch bei den Feſtlichkeiten der Litteratur ſein müſſen, wie wenn es ein Derbyrennen wäre. Das Völkerrecht hat den Ausdruck „Republik mit königlichen Ehren". Eine ſolche Republik iſt in dieſem Lande die Litteratur. Ihr werden königliche Ehren erwieſen auch von jenen, die ſie innerlich geringſchätzen, die das Genie vorübergehen ließen, ohne es zu kennen, geſchweige denn zu grüßen. Der Chef der

Regierung, der mächtigste Mann im Lande, Oberhaupt einer Armee von drei Millionen Soldaten, bewirbt sich, als um eine höchste Auszeichnung, um die Aufnahme in die Akademie. Denn das ist nicht wie das Ehrendoktorat, das von gefälligen Universitäten den Mächtigen dieser Erde zu Füßen gelegt wird. Wer in die Akademie will, muß neununddreißig Besuche machen, bei Leuten, von denen einige vier Treppen hoch wohnen. Neununddreißigmal muß der Bewerber um diese Ehre bitten, die Leistungen angeben, deren er sich rühmen darf.

Der Saal ist voll. Noch immer kommen Nachzügler. Man stellt Füllbänkchen in die Gänge, Stühle in den leeren mittleren Kreis; die letzten müssen auf den Stufen hocken, die zum Tische des Akademiedirektors hinaufführen. Und jetzt strömen die Unsterblichen herein. Viel Ruhm! Man raunt sich die Namen der bekanntesten unter den berühmten zu. Dumas, Renan, Pasteur, Taine, Sardou. Der gebückte, bescheidene alte Mann dort ist der Herzog von Aumale. Der Minister der Republik wird diesem Sohn des königlichen Hauses von Frankreich in seiner Rede eine Huldigung darbringen. Der Herzog von Aumale sitzt zwischen zwei bürgerlichen Unsterblichen, zwischen Claretie, dem Direktor der Comédie Française, und Ludovic Halévy, der ein so schönes, feines, kühnes Profil hat; man möchte den Lustspieldichter mit dem Reiterschnauzbart für einen Oberst im Ruhestand halten. Und da ist Freycinet im grünen Palmenfrack zwischen seinen Akademietaufpaten. Der Kriegsminister von Frankreich, der sich doch schon in einem Feldzuge — 1871 — ausgezeichnet hat, trägt heute zum erstenmale einen Degen an der Seite. Er hat auch keinen Orden an der Brust. Freycinet schiebt sich schüchtern herein, seine klugen Äuglein suchen eilig den Saal ab, unter dem kurzen weißen

Bart irrt und verſchwindet ein kleines verlegenes Lächeln; er iſt heute mehr als je „die weiße Maus“.

Wie voll der Saal jetzt iſt, läßt ſich gar nicht ſagen. Es könnte keine Stecknadel fallen, ja nicht einmal ein Miniſter. Überflüſſig, die Thüren zu ſchließen; da kann niemand mehr herein — und hinaus. Wenn jetzt eine Panique ausbräche.... Nein, denken wir es nicht aus, die Welt verlöre zu viel in dieſem kleinen Kuppelſaal.

Der neue Unſterbliche, Herr Charles Louis de Saulces de Freycinet, hat das Wort. Er ſteht auf und lieſt. Was wird er uns über ſeinen Vorgänger ſagen, das wir nicht ſchon wüßten? Es hieß, er werde Emile Augier den Politiker behandeln. Ja, war Augier denn ein Politiker? Mit dieſer Frage gerät man in ein Dickicht alter Irrtümer. Ein Tuchhändler, ein Landwirt, ein Ingenieur, ein Pfarrer, ein Advokat ſprechen über öffentliche Angelegenheiten — man hört ihnen achtungsvoll zu. Ein Dichter ſpricht über dieſelben Gegenſtände — nehmen wir an: über Steuern, Schulfragen, Rechtspflege, Wahlordnung — man lächelt ironiſch. Warum? Es iſt offenbar die beſte Vorbereitung für die Staatsgeſchäfte, längere Zeit ein Krämer von Kleinigkeiten zu ſein. Dieſer Gedanke iſt von Augier. Wenn ich nicht irre, läßt er ihn durch den guten Bourgeois Verdelet im „Gendre de Monsieur Poirier“ ausdrücken.

In der Politik, wenigſtens in der gegenwärtigen, arbeitet man mit Begriffen von geringer Höhe der Abſtraktion: der Handwerker, der Bauer, der Händler, der Beamte, der Fabriksarbeiter, der Unternehmer, höher der Steuernzahler, der Wähler, der Staatsbürger. Die Dichtung handelt vom Menſchen. Die Politik kennt die Gemeinde, den Bezirk, das Land. Aber die Dichtung befaßt ſich mit einer höheren Abſtraktion: mit der Welt.

Und wer die Welt aufzufaſſen vermag, der wäre unfähig, den Staat zu begreifen? Jedenfalls hat Emile Augier das Gegenteil bewieſen. Er war ein großer Politiker, und zwar nicht nur in ſeinen politiſchen Satiren „Les Effrontés“, „Le fils de Giboyer“. Er ſtand mitten in ſeiner Zeit, war kein Wolkenkukuksheimer, ſah und zeigte, was vorging, deckte Notſtände auf, geißelte die öffentliche Verderbnis, wie wenn er ein geaichter Volksvertreter geweſen wäre, ſann aber auch auf Abhülfe und fand ſie in den glanzloſen ſpießbürgerlichen Tugenden, für die er ſein Publikum zu entflammen wußte. Er war aus dem Geſchlechte der großen Spießbürger, deren gezähmte, häßliche und lächerliche Entartung die kleinen Spießbürger ſind. Er war ein ſehr naher Verwandter des Gottfried Keller von Zürich, wie dieſer lachluſtig und ernſt, mit einem geklärten Sinn für die Wirklichkeit und voller Liebe für das „ungezeichnete Stammholz aus dem Waldesdickicht der Nation“, wie Herr Gottfried ſagt. Es iſt ganz wunderbar, wie ähnlich in ihrem Weſen dieſe beiden ſind: der Stockfranzoſe und der Vollblutgermane. Vielleicht kommt es daher, daß ſie beide Menſchen waren.

Augier war auch ein Antiklerikaler, und da es der Zufall fügte, daß Herr v. Freycinet zwiſchen zwei Tagen kirchenpolitiſcher Debatte ſeine Aufnahmsrede in der Akademie hielt, ſo machte man ſich auf kleine Pikanterien gefaßt. Aber ſeine Abhandlung über Augier war weder ein Nachhall deſſen, was er geſtern im Senat geſagt, noch ein Vorklang ſeiner morgigen Kammerworte. Er ſprach über den Politiker, Moraliſten und Dichter Augier mit derſelben ſchlichten Sachkenntnis, der leiſe umſchleierten Stimme und der ſparſamen Geſtikulation, die wir an ihm aus den Kammerverhandlungen kennen. Hier hat er freilich keine Unterbrechung zu fürchten von dem Dränger Pelletan und dem

Droher Caſſagnac. Hier kann er ſeine kleine Lieblingswendung nicht anbringen: „Ich habe den ehrenwerten Kollegen ruhig angehört, — laſſen Sie auch mich ausreden.“ Hier läßt man ihn ausreden, und vielleicht fühlt er zum erſtenmal, wie unangenehm es für den Redner iſt, nicht unterbrochen zu werden. Der Bach ſieht weniger großartig aus, wenn keine Steine da ſind, über die er hinweg muß. Es iſt kein Schäumen, nur ein Plätſchern, aber das Waſſer iſt klar.

Herr v. Freycinet hatte die Aufgabe, einen großen Dramatiker zu ſchildern. Er nahm ſich alſo deſſen ſämtliche Werke her und las ſie aufmerkſam durch. Ein kritiſcher Standpunkt war nicht einzunehmen, er bewunderte demnach die Dramen gelaſſen von Anfang bis zu Ende. Er hätte gewiß auch tadeln können, denn mit ſeinem taſtenden Scharfſinn findet er alles heraus, wenn es nötig iſt. Dabei ſprach er dennoch ganz unbefangen, nüchtern, unbeeinflußt, mit der ſtillen Sicherheit eines offiziellen Berichterſtatters, der über Bekanntes, Oftbeſchriebenes eine Denkſchrift auszuarbeiten hat. Er iſt der Mann der langen Aufgaben, der großen Geduld. Der Zug, den der Akademiedirektor Gréard erzählt, iſt charakteriſtiſch: Freycinet hat das Wörterbuch der Akademie dreimal durchgeleſen. Um ſeinen Wortſchatz zu bereichern wendet er ſich nicht an Dichter und Denker, von denen er die Gabe mit Roſen bekränzt erhielte, ſondern geht in den Wortſpeicher hinein. Iſt eine Fachkenntnis erforderlich, er erwirbt ſie. Er kann ſich in alles hineinarbeiten. So iſt er das Muſter eines modernen parlamentariſchen Miniſters, der heute Leiter des Handels, morgen Oberhaupt der Armee, dann wieder Finanzverwalter, Juſtizpfleger, Ordner der öffentlichen Arbeiten oder Diplomat wird. Und über alles ſpricht er

ſachlich und — ausweichend. Das Logauſche Epigramm fällt einem dabei ein: „Technikus kann alle Sachen . . .“

Wenn man nach dem Worte ſucht, in das eine ſolche Perſönlichkeit zu faſſen wäre, möchte man vielleicht dieſes finden: er iſt ein Spezialiſt für ſämtliche Fächer. Iſt er in ein Fach eingetreten, ſo ſieht er nicht über die Mauer. Er iſt der Mann der fleißigen Details, ein Rechner mit unbekannten Kleinheiten, und in der Nützlichkeit beinahe ein Genie.

Während der neue Unſterbliche die unbeſtreitbaren Wahrheiten über Emile Augier verlieſt, kann man ſich durch die Beobachtung des Publikums auch unterhalten. Manche ſind zu bewundern, ſo gut ſpielen ſie das ungeheuchelte Intereſſe. Die Akademiker kennen die Rede und die Gréardſche Antwort ſeit acht Tagen, ſie ſind aber liebenswürdig genug, ſich von allen unerwarteten Wendungen überraſchen zu laſſen, wie der Ehemann von den geſtickten Pantoffeln am Geburtstage. Es war ein Genuß, Alexander Dumas zu betrachten. Leider wußte er es. Die Beobachter denken ſelten daran, daß der Beobachtete ſein Bild in ihren Augen ſucht. Er ſieht, was ſie in ihm ſehen. Ein Zuſammentreffen zweier Pſychologen, die ſich gegenſeitig auf den Grund der Seele blicken, müßte etwas Pudelnärriſches an Überfeinheit ſein. Alexander Dumas wußte, daß er jemanden vor ſich hatte, der ihn ſcharf beobachtete, dieſer jemand war das Publikum. Alexander Dumas verlor ſich keinen Augenblick. Undurchdringlich blieben ſeine Züge. So ſteinern wird er auch auf dem Denkmal ausſehen, das man ihm nach ſeinem Tode errichten wird. Er iſt ſchon jetzt in die Skulptur eingegangen. Der Unſterbliche, wie er ſein ſoll. Vielleicht denkt er an den Tag, wo mit derſelben prunkhaften Rührung wie heute *ſeiner* in dieſem kleinen Kuppelſaal gedacht werden wird.

Wer wird dann auf dem noch mehr verblichenen grünen Samt dieſer Bänke ſitzen? Denkt er an die ſpätere Zeit, wo man fragen wird: „Wer war Freycinet? Ah ja, einer der Miniſterpräſidenten, die zu Lebzeiten Dumas des Sohnes regierten ...“ Er ſitzt und hört Herrn v. Freycinet zu, unbeweglich, undurchdringlich, unſterblich. Er klatſcht nicht Beifall, mit dem Kopfe nickt er nicht und er lächelt nicht. Wie aber der Redner ſagt: „Augiers Bühnenwerk dient ewig der Sache des Guten, die noch geheiligter iſt, als die des Schönen,“ da wendet ſich Dumas mit einem Streifblicke ſekundenlang zu ſeinem Nachbar. Das war ein Proteſt. Und Pelletan mit ſeinem heißen Tribunentalent, Caſſagnac mit ſeinem kaltblütigen Trotze werden niemals Herrn v. Freycinet ſo heftig widerſprechen können, als es dieſer eine Blick that. Man muß die Ausdrucksmittel zu beherrſchen wiſſen ... Nun ruht die Bildſäule wieder. Und ſo bleibt ſie auch während der akademiſch-graziöſen Rede, mit welcher Herr Gréard den neuen Unſterblichen ſpitz und fein willkommen heißt. Herr Gréard kann aber nicht von Augier ſprechen, ohne Dumas zu feiern. Es geſchieht. Da blicken alle nach ihm hin, nach dem Unbeweglichen, Undurchdringlichen. Die Abendſonne des Ruhmes fällt auf dieſes Denkmal. ... Die Unſterblichkeit muß wahrhaftig ein höchſt angenehmes Gefühl ſein; beſonders ſo lange man noch lebt.

Dezember 1891.

15.

Eine Faust.

Ein Borgia! sagt der „Intransigeant“. Aber die Nachwelt, die das Bildnis des neuen Cäsar Borgia, gemalt von einem der vielen jetzt lebenden Rafaels oder wenigstens Bonnats, überliefert erhalten wird — die Nachwelt dürfte sehr erstaunt sein. Unter den großen Giftmischern ist Constans vielleicht der dickste. Es ist das auch einer seiner schlauen Züge. Er ist offenbar absichtlich dick. In einem fetten Leibe vermutet man keine schwarze Seele, und das kommt dem Borgia von Toulouse natürlich sehr zu statten.

Wenn der Rafael (wie gesagt: schlimmstenfalls der Bonnat) Herrn Constans in dessen Lieblingspose festhalten will, muß er ihn mit verschränkten Armen dasitzen lassen. Das ist das einzige an ihm, was energisch aussieht. Denn das runde, von kurzem, grauem, wohlgepflegtem Bart umgebene Gesicht ist das gemütlichste, das man sich denken kann. Diese entschlossene Haltung erinnert noch an die wüste, die catilinarische Zeit, als er gegen Boulanger im Felde lag. Aber der brave General ist tot, und der Minister des Innern hat jetzt schon Augenblicke,

wo er weniger historisch aussieht. Da lösen sich die Arme vom umfangreichen Brustkorb, und beide Hände stützen sich auf die Ministerbank, auf welcher Constans so viel Platz einnimmt. Von unserem Lugaus auf der hohen Journalistentribüne, wo alles in einer so wunderlichen Verkürzung erscheint, sieht es aus, als ob sein Leib gepölzt werden müßte. Er trägt immer einen feierlich glänzenden Salonrock, einen jener Salonröcke, in denen Bonnat Meister ist. Wenn man Constans in dieser seiner unmodernen Eleganz sieht, denkt man sich unwillkürlich: Ah, das muß der Traum seiner Jugend gewesen sein — immer einen solchen wunderschönen Rock anhaben zu dürfen. Er hat es erreicht. Der Weg, den er zurücklegte, war der gewöhnliche des Berufspolitikers. Anfangs ein wenig ziellos, durch allerlei Gestrüpp. Ursprünglich Advokat, ging er nach Spanien, befaßte sich mit Handel und Industrie — wenn Felix Ribeyre, der Biograph des Parlaments, gut unterrichtet ist. Später wurde Constans Professor der Rechtswissenschaft in Douai, in Dijon, endlich in Toulouse. Bei den Gemeindewahlen kam er ins Freie hinaus. Da lag die Heerstraße der Politik vor ihm. Mit dreiundvierzig Jahren — 1876 — kam er zum erstenmale in die Kammer, und anfangs der achtziger Jahre wurde er zum erstenmal Minister. Er war es, der die Verordnung gegen die geistlichen Körperschaften mit Wucht ausführte. Eine Faust! Er war erkannt. Und bald hatte er unter seinen Freunden so viele Feinde, daß man ihm die höchsten Ehrenstellen anbot — recht weit von Frankreich. Man ernannte ihn zum Botschafter in Peking. Er ging übers Meer. Als er zurückkehren wollte, machte man ihn zum Generalgouverneur von Indo-China. Er kam dennoch zurück, er wollte lieber ganz einfach Abgeordneter von Toulouse sein. Der Gascogner Scherz fällt einem dabei

ein: Was die Garonne alles ſein könnte, wenn ſie wollte. Sie brauchte nur in einer andern Richtung zu fließen, da würden ſich die allergrößten Ströme in ſie ergießen. Den Rhein nähme ſie in ſich auf, die Donau wäre für ſie nur ein Schluck, weiter würde ſie ihre gewaltigen Fluten wälzen, der Wolgaſtrom müßte ihr dienen, bis ſie ſich endlich, ein Meer, in den fernſten Ocean ergöſſe. Aber nein, die Garonne liebt ihr Ländchen und bleibt fein in der ſchönen und wahrheitsliebenden Gascogne. Er hatte Recht, Conſtans, daß er nur Deputierter von Touloſe ſein wollte.

Eine Fauſt! Die Freunde hatten ſich vor ihr gefürchtet, aber die Gegner bekamen ſie zu ſpüren. Die Boulange! Herr Floquet, der Miniſterpräſident, vermochte der Boulange nichts anzuhaben. Und doch hätte er den tapferen General beinahe im Duell erlegt. War Floquet ſo auch zu unerwartetem Fechterruhm gelangt auf ſeine alten Tage, im Parlamente wußte er ſich gegen den Kriegshelden nicht zu behaupten. Da trat im Februar 1889 Conſtans in das neugebildete Kabinett Tirard als Miniſter des Innern. Er übernahm das Portefeuille, wie eben ein Abgeordneter der Majorität ein Portefeuille übernimmt. Und plötzlich war er der helfende Mann. Er zog eine Fechterfinte auf und ſtach dem braven General eine tötlichere Wunde in die Blöße, als je ein anderer. Ohne viel Aufhebens, ohne alles Geſchrei, mit einer Kleinigkeit, mit einer gutmütigen Schlauheit, einer Finte. Das Geſchichtchen iſt ſo wohl bekannt, wie er auf ſeinem Schreibtiſch „unvorſichtig“ einen Zettel liegen ließ, der den Befehl enthielt, B., R. und D. zu verhaften; wie Boulanger, Rochefort und Dillon entflohen, als ihnen ihr Kundſchafter, ein „Freund“ des Miniſters, die Schreckensnachricht überbrachte. Man hat

darüber viel gelacht, die Übertölpelten schäumten, und der Boulangismus ist daran gestorben. Denn diese Faust weiß zu zermalmen. Gambetta sagte: „Bis in eure letzten Schlupfwinkel werde ich euch verfolgen.“ Aber Constans that es, thut es noch. Frankreich hat sich gewöhnt, in ihm den Erhalter der Ordnung zu sehen. Und wenn der Bourgeois mit dem 1. Mai geneckt und erschreckt wird, so antwortet er, vielleicht mit leise zitternder Stimme: „Ja, aber wir haben Constans.“

Kann man sich darüber wundern, daß es um ihn her aufzischt von einem züngelnden, giftsprühenden Hasse? Gerade die größten Lärmmacher sind ja seine Feinde. An ihrer Spitze einer der geistreichsten Männer Frankreichs: Henri Rochefort! Wenn dieser widerspruchsvolle Marquis gelegentlich einmal in seinen „Intransigeant“-Artikeln nicht den wilden Mann spielt; wenn er sich aus seiner politischen Verirrung zufällig auf den rechten Weg der Schicklichkeit verirrt, ist man eigentümlich überrascht von der Grazie und Feinheit dieser Feder. Es giebt Gerichte, vor welchen man die Adelsanmaßung verfolgen kann, aber keines für das Vergehen des Pamphletisten, der jetzt in London sitzt: die Pöbelsanmaßung. „Henri v. Rochefort-Luçay,“ müßte die Anklage lauten, „Henri Rochefort, was haben Sie aus Ihrem Talent gemacht!“ Aus den sumpfigsten Niederungen des Argots holt er sich die Ausdrücke, mit denen er täglich Constans unerhörter Schandthaten beschuldigt. In Frankreich darf man ungestraft alles sagen, alles schreiben und — wie der „Intransigeant“ behauptet — auch alles thun. Wir, die mit der kühleren und höflichen Teilnahme des Fremden die Erscheinungen betrachten und an die Borgia-Märchen nicht recht glauben, wir werden uns dabei höchstens sagen: Wie stark muß die Regierungsform eines Landes sein, in dem man solche

Angriffe auf einen Miniſter geſtattet! Giebt es aber Leute in Frankreich, welche durch die Verſicherungen des „Intranſigeant“ überzeugt ſind, daß Conſtans ein Mörder, Dieb, Schänder und Betrüger ſei? Vermutlich giebt es unter den Leſern auch Köpfe ſolcher Art, mit einer vom billigen Roman gekrauſten Einbildung — aber bei dieſen ſind die „Verbrechen“ des Miniſters nicht geeignet, ſein Preſtige zu vermindern. Im Gegenteil. Wahrhaft volkstümlich wird man nur als Miſſethäter. Mit welchem Schimmer von Wahrſcheinlichkeit werden nun dieſe Schauerſagen ausgeſtattet? Wo ſind die Beweiſe, die Zeugen? Es giebt natürlich keine, denn weſſen ihn ſeine Ankläger zeihen, das ſoll er in fernen Ländern begangen haben, aus denen nur dunkle Gerüchte herüberdringen. Dieſe Länder ſind: ſeine Jugend und China.

So hat er denn auch immer lächelnd und verächtlich geſchwiegen; hat ſich aus ſeiner Ruhe nicht herausſchmähen laſſen. Im Kriege, wie im Kriege. Wenn man auf den Boulangiſtenbänken arge Worte zu ihm hinüberrief, ſaß er freundlich ſchmunzelnd da, mit verſchränkten Armen. Er ſpricht auch ſelten. Selbſt über ſein Budget verliert er nicht viel Worte. Er braucht es, man ſoll es ihm bewilligen, oder er geht. Er iſt kein Redner, er iſt ein Thäter. Wenn er aber ſchwerfällig aufſteht und mit dem Gang des dicken Mannes, der zu kleine Füße hat, durch das Halbrund vor dem Präſidium der Tribüne zuſchreitet, verſtummen alle Einzelgeſpräche. Unterwegs tauſcht er noch Händedrücke aus, ſeine rechte und ſeine linke Hand ſind darin gleich geſchickt, gleich herzlich und treu, er legt noch im Vorübergehen den Arm ſüdländiſch vertraulich um die Schulter irgend eines Abgeordneten, den er wahrſcheinlich nicht ausſtehen kann; es ſieht aus, als lehnte

er sich an den einzigen Freund, den ihm Gott beschieden. Dann schwankt er die Tribüne hinauf. Er spricht. Welch eine Überraschung! Der energischste Mann von Frankreich hat eine zaghafte, leise, heisere Stimme, ganz ohne Kraft und Nachdruck. Dafür besitzt seine Aussprache eine höchst komische Färbung, den Accent des Südens, an den Knoblauchduft erinnernd, der durch die Speisen der Leute dort unten zieht. Wie würde man über ihn lachen, wenn er sein Land und die Welt nicht gelehrt hätte, ihn ernst zu nehmen.

So hat er auch an jenem Tage seinen Sitz verlassen, als ihn Francis Laur auf der Tribüne beleidigte, und ist kaum viel hastigeren Schrittes, nur etwas bleicher, durch das Halbrund geschritten, der Treppe zu, die Laur ahnungslos herunterkam. Und plötzlich sauste die Faust, aber nicht mehr figürlich, in das grinsende Gesicht des Abgeordneten von Neuilly. Wer begreift diese Wallung eines Schwerbeleidigten nicht? Die Hämischen, die Nager und verschämten Ankläger sagen freilich, daß es eine oratorische Wallung gewesen, ein scharfsinniger Jähzorn, um eine Antwort zu ersparen.

Wenn wir die Dinge und Menschen der Politik vor uns sehen, möchten wir zuweilen lachen über die Kleinheit der Mittel, mit denen ein Staat regiert, ein Volk zusammengehalten oder verhetzt und oft die größte Sache durchgeführt wird. Der große Staatsmann ist vielleicht derjenige, der aus einer tiefen Überlegung heraus sich nur kleiner Mittel bedient. Die Macht eines Politikers gründet sich auf die Hoffnung oder die Furcht. Boulanger, der einen Augenblick bedeutender Macht hatte, und sie nur für seine Eitelkeit zu benutzen verstand, war ein Künstler im Erwecken von Hoffnungen. Aber Constans,

der am früheſten ſeine Schwäche erſpähte, ſpielt virtuos auf der Furcht.

Man führt die Menſchen mit der Hoffnung. Man hält ſie nur zuſammen mit Hülfe der Furcht.

Ende Januar 1892.

16.

Herr Albert v. Mun.

Die Deputiertenkammer hat zwei wunderschöne Debatten, die von Zeit zu Zeit wiederkehren. Dann herrscht in dem „Saal der verlorenen Schritte“ ein heiter bewegtes Treiben. Drin im Saale — der verlorenen Reden — sind die Bänke gut besetzt. Abgeordnete, die einander lange nicht gesehen, begrüßen sich herzlich. Es ist doch prächtig, daß wieder einmal eine Kolonial- oder Kirchendebatte stattfindet. Man sieht seine alten Bekannten, bewundert ihr Gedächtnis, denn sie halten beinahe wörtlich dieselben Reden, wie in der letzten, vorletzten ersten Kolonial- oder Kirchendebatte. Die Unveränderlichkeit der Rede ist häufig ein Zeichen, daß ihr auch noch dieselbe Gesinnung zu Grunde liegt . . . Manchmal fällt ein Ministerium unversehens über eine solche Frage, und nicht selten bleibt es zu seinem größten Erstaunen am Leben. In keinem Falle ist der Schaden zum Verzweifeln groß. So kommt es, daß alle diskreten Spötter diesem Schauspiel freundlich nickend und lächelnd zusehen. Im Lande aber ist die Wirkung vorzüglich. Der Bürger Wähler sieht, was er an seinem Bürger Ab-

geordneten für ein Juwel beſitzt. In Bezirken, die einen ſtarken Zwiſchenrufer in die Kammer entſendeten, herrſcht dann feſtliche Stimmung. Das Blatt mit dem Parlamentsberichte wandert von Hand zu Hand. „Té, der zeigt es ihnen! Er hat ſchon wieder dreimal unterbrochen!“ . . . Na, und wenn er gar zur Ordnung gerufen wurde — da drücken ſich die Republikaner oder Monarchiſten, die eine ſo glückliche Wahl getroffen haben, in ſtummem Stolze die Hand.

Eine dieſer freundlich anmutenden Debatten, in denen man ſich mit der größten Kaltblütigkeit erhitzt, ergötzte uns vor einiger Zeit nicht unbeträchtlich. Es ſprach ein Redner der Rechten und huldigte den glänzenden oratoriſchen Gaben, die Graf Albert Mun in dieſer Diskuſſion wieder einmal gezeigt hätte. Dann ſprach ein Redner des linken Centrums, wo die feinen Bourgeois ſitzen, die Aufgeklärten, Freiſinnigen — Unpopulären. Auch dieſer Redner huldigte den glänzenden oratoriſchen Gaben des Grafen Albert Mun. Dann kam ein anderer und huldigte den glänzenden u. ſ. w. Sprach der Unterſtaatsſekretär der Kolonien und huldigte u. ſ. w. Ja, es ergriff an dieſem Nachmittage keiner mehr das Wort, der nicht den glänzenden u. ſ. w. gehuldigt hätte. Es wurde allmählich komiſch. Als aber auch die Radikalen, ſeine geſchworenen Feinde, kamen und mit dem Temperament, das ſie in alles hineintragen, den Grafen Albert Mun zu loben anfingen, weil er den dem ihren entgegengeſetzten Standpunkt in der Kolonialpolitik ſo ſchön vertreten hatte, da lachte man im ganzen Hauſe vergnügt. Indeſſen ſaß Herr v. Mun ſtill auf ſeiner erſten Bank der äußerſten Rechten und machte zu all dem auf ihn niederpraſſelnden Lobe ein ſo höflich ſpöttiſches Geſicht, daß er jeden mit ſeinem Erfolge verſöhnte. Und wie ihn die Gegner mit

Kränzen bewarfen, da rieb er ſich mit Daumen und Mittelfinger die Naſe, um hinter der Hand lachen zu können.

Und welche war die Rede, deren Glück er mit ſo liebenswürdigem Takte ertrug? Keine ungewöhnliche Leiſtung, kein neuer Gedanke, höchſtens eine beim Redner neue Anſicht, wie Camille Pelletan nachher ſchonungslos nachwies. Denn Graf Mun hatte nicht immer für koloniale Ausdehnung geſchwärmt. Auch die litterariſche Form der Rede war nicht bemerkenswert. Darin ſind ihm viele in dieſer Kammer überlegen, die genug Journaliſten von großer Raſſe enthält. Seine Reden ſind immer ſorgfältig und gewöhnlich, ſcheinen fleißig ausgearbeitet zu werden, obwohl ſie hell dahinfließen wie gelungene Improviſationen, und ſie ſind voll einer weltmänniſchen Verbindlichkeit, die ſo weit geht, niemandem eine geiſtige Anſtrengung zuzumuten. Aber es iſt ein Ton in ſeinen Worten, der mitreißt. Nicht etwa die gemachte ſüdländiſche Wärme; er iſt im Gegenteile kühl, ſpröd, gemeſſen. Er ſpricht Fanfaren, doch iſt es nicht das blecherne Geſchmetter, wie es manche Patrioten von Beruf trompeten. In jener Kolonialrede ſchaltete er plötzlich eine perſönliche Erinnerung ein: „In meiner Jugend, als ich mit meinem Regiment in Afrika ſtand . . .“ Und dieſe ungeduldige Kammer, die an erhitzten Tagen dem Sprecher auf der Tribüne das Leben ſauer macht, hörte gefeſſelt zu, als Herr Albert v. Mun ſchilderte, wie ihm als jungem Offizier in Afrika zu Mute geweſen. Die Autorität, die er ſich durch ſein immer gutes Benehmen und ſeine klare Beſtimmtheit im Hauſe erworben, reicht nicht hin, um dieſe Erſcheinung zu erklären. Es war der Fanfarenklang, dem man lauſchte, und dieſe Behauptung wird niemand lächerlich finden, der die unmittelbare Wirkung öffentlicher Reden beobachtet hat. Verſammlungen

werden wie andere nervöſe Weſen durch die Farbe einer Stimme gereizt und beſchwichtigt, aufgerührt und bezaubert. „Dans ma jeunesse!“ ſo könnte auch eine der langgezogenen, elegiſchen und kühnen Jagdromanzen heißen, die man auf der Heimkehr von der Hirſchhatz bläſt. Das erzählt von ritterlich verbrachter Jugend, vom körperlichen Glück der Jagd, des Krieges, von allem, was tapfere Herzen erfreut.

Im Italieniſchen giebt es ein Wort, das ihn bezeichnet: „simpaticone“. Sympathiſch iſt dieſes offene Geſicht mit den hellen, ehrlichen Augen. Die Haare haben ſich zurückgezogen, die Stirne iſt dadurch gedankenvoller geworden; auch der kleine Schnurrbart ſchon ziemlich angegraut, aber doch noch ganz munter aufgezwirbelt, wie „in meiner Jugend“. Die Geſtalt aufrecht, ohne die gewiſſe Schneidigkeit geweſener Küraſſiere. Die Bewegungen beim Reden ungezwungen, ungekünſtelt . . . Man kann ſich denken, was die Royaliſten auf ihn hielten, der mit ſeinen köſtlichen Gaben die verlorene Sache vertrat, der auf alte, überlebte politiſche Ideen etwas wie einen Schimmer von Neuheit zu breiten verſtand, der die rüdere Sprache von Arbeiterverſammlungen mit ebenſolchem Glück zu reden wußte, wie die des Palais Bourbon. Von den ſpaniſch weißeſten der Royaliſten angefangen bis zu den trikolorer angehauchten und vom Boulangismus Heimgekehrten hatten ſie alle für ihn ein ſüßes Lächeln. Der finſterbärtige Baudry d'Aſſon blickte freundlicher drein, wenn Albert Mun das Wort hatte. Er war der Liebling der ganzen Rechten, angebetet und verzärtelt wie ein erſter Tenor und ſelbſt für die Gegner ein Simpaticone! ... Mitten in dieſer Verwöhnung blieb er friſch und geſund.

So geſund, daß jetzt die ganze Herrlichkeit ein Ende hat. Baudry d'Aſſon wird ihm nie mehr zulächeln. Herr Albert

v. Mun wäre heute ſchon in die Reichsacht gethan, wenn der König von Frankreich regierte. Hm — freilich hätte Herr Albert v. Mun ſeinen König nicht verlaſſen, wenn dieſer regierte!

Man wollte es ſich gar nicht glauben, als aus Grenoble die erſte Kunde kam! Mun! Albert Mun hätte die Republik anerkannt, hätte ſeinen jüngeren Freunden empfohlen, ſie auch anzunehmen, freimütig, offen, ohne jeden Hintergedanken, ſo wie es der Papſt in Rom verlangt! Dann wiederholte er ſeine Erklärung in Lille. Alſo wahr! Was will er, der Unſelige? fragten ſich die Weißen mit der Lilie. Er möchte eine Partei franzöſiſcher Tories bilden, er möchte vielleicht — auch einmal regieren. Er hat die redneriſchen Triumphe ſatt. Er iſt es müde, zuzuſehen, wie ſich die königliche Sache abbröckelt, wie ein König verlaſſen wird, der ſich ſelber ſchon längſt verließ.

Allerdings läuft ein Albert Mun nicht von der Fahne weg wie irgend ein Marodebruder. Er fällt ab wie ein großer Vaſall. Er ſchleicht nicht davon, ſondern zieht mit Waffenklirren, edlen Geberden der Abtrünnigkeit und wehenden Fahnen aus dem Lager. Denn es iſt ein Ereignis von höchſter Wichtigkeit eingetreten. Der Papſt hat ſich gegen den Lehensherrn erklärt, und dadurch iſt jeder Mann von ſeinem Eide und ſeiner Treue gelöſt.

Ja wohl, das iſt ein großer Papſt, der jetzt in Rom regiert, wie ſchon lange keiner regierte. Es giebt gute, dicke, alte Opportuniſten mit träger werdendem Verſtande, die den Papſt loben und preiſen, weil er ihre Republik ſo rückhaltlos anerkennt. O, er iſt über den Opportuniſten, hoch, weit, wie er ſich auch ſtärker als Gewaltsmenſchen erwies. Hat er wirklich der Republik einen Dienſt erwieſen, ja auch nur erweiſen wollen? Welches Zugeſtändnis bekam er denn? Iſt dieſe Republik nicht

genau so „feindselig" gegen die Kirche, wie sie war? Gönnt sie sich nicht gerade jetzt einen schneidigen Justizminister, der die „bestehenden Gesetze" schwingt? Dieser kluge Papst sähe das nicht? Viel eher will uns scheinen, daß er seinen Getreuen helfen wollte, als er ihnen so strenge befahl, etwas zu thun — wozu sie die größte Lust hatten. Welch ein Meister in der Menschenkunst, der das Schwinden alter Überzeugungen so scharf herausfühlt und die Schwäche einer im Mißerfolge unmutig gewordenen Schaar so großartig zu verbergen weiß.

Aus eigenem Antriebe wäre Graf Albert Mun dennoch nie zur Republik gegangen, ob es ihn auch gelüstete. Denn er war durch sein Talent der vorderste Mann ihrer Gegner. Auf ihn immer die Blicke gerichtet. Bald nach seinem Erscheinen in der Öffentlichkeit hatte man ihn als den neuen Montalembert ausgerufen. Einen solchen Ruf muß man rechtfertigen und standhaft bei der Fahne bleiben. Mun brauchte einen Befehl, er hat ihn bekommen. Er gehorcht mit Vergnügen. Erkennt die Republik an, wie — wahrhaftig, wie Montalembert!

Nun kann sich Herr Albert v. Mun ganz der Aufgabe widmen, die sociale Frage katholisch zu lösen. Nach „Unserer lieben Frau in der Fabrik", heißt die Vereinigung, von der wir in der Kammer hörten. Es scheint, die Arbeiter in vielen Fabriken des Nord-Departements müssen sich selig machen lassen, sonst werden sie weggeschickt. Sehr viele ziehen diese Seligkeit dem Hunger vor, und darum geht es in solchen industriellen Etablissements überaus fromm zu. Werden die Arbeiter durch den Mangel der Gewissensfreiheit darüber getröstet, daß ihnen vieles andere fehlt? Der Versuch ist vielleicht interessant, gewiß ist er nicht neu. Aber man erfährt bei dieser Gelegenheit, wie die Arbeiterkreise des Nord-Departements beschaffen sind, vor denen

Graf Albert mit ſo ſchönem Erfolge ſeine ſocialiſtiſchen Reden hält. Von dort wird er ſich auch in die Kammer ſchicken laſſen, wenn ſeine Royaliſten in Morbihan nichts mehr von ihm wiſſen wollen. Und geht es nicht von ſelbſt, die Fabrikanten werden ſchon ſeiner Beliebtheit kräftig nachhelfen. Er hat es um ſie verdient. Zeigt er doch, wie man die Darbenden befriedigt: man bewegt ſie zum Verzicht!

Nein, die Löſung iſt nicht neu, obwohl ſie manchmal bis zur Unkenntlichkeit modern aufgeputzt wird. Merkwürdig iſt nur, daß neben den edelſten Schwärmern von jeher auch die größten Betrüger dieſe Löſung für die einzig richtige erklärten Albert v. Mun gehört vielleicht zu jenen, die es ehrlich meinen Aber weiß er, wem er dient, der großmütige Löſer der ſocialen Frage? Bei „Unſerer lieben Frau in der Fabrik“ ſieht man das Ergebnis. Für Arbeit Heiligenbilder!

Das neue Truckſyſtem iſt gar nicht übel.

Mitte Juni 1892.

17.

Soubeyran.

Er sah aus wie ein Pfarrer, wie ein Landpfarrer aus Oberösterreich. Mittelgroße, sehr stämmige Gestalt, immer ganz schwarz gekleidet, schwarz von den Stiefeln bis zur Krawatte, nur auf der linken Brustseite der rote Tropfen der Ehrenlegion. Auf dem Rumpf sitzt ein wie mit Axthieben zugehauener grobzügiger großer Kopf, das Gesicht gerötet und glatt rasiert. Ein breiter, fest zusammengepreßter Mund. Eine stattliche Nase. Ein vorspringendes trotziges Kinn. Über der ganzen Person etwas Geheimnisvolles, Furcht, Vorsicht oder Respekt Einflößendes. Sichere, großartige oder huldvolle Geberden, die zu imponieren sehr geeignet waren. Nur wenn man ihm näher in die Augen sah, bemerkte man, daß es die verschmitzten Äuglein eines verdächtigen Schlaumeiers waren. Der Mann, der in der Ferne wie ein überlegener Staatsmann aussah, war in der Nähe mehr wie ein kniffiger Agent geheimer Geschäfte anzusehen.

Energische Knaben spielen gerne Räuber und Gendarmen. An dem, was sie lieber vorstellen, läßt sich früh ihr Charakter

erkennen. Georges de Soubeyran hat es wohl immer vorgezogen, Räuber, und zwar Räuberhauptmann zu sein. Als er in die männlichen Jahre kam, sah es freilich zunächst so aus, als wollte er ein bedeutender Gendarm werden. Das war unter dem zweiten Kaisertum. Er trat in den Staatsdienst, und wenn man aus seinen später zum Vorschein gekommenen Fähigkeiten, aus seiner Lust zu geheimen Unternehmungen, gewaltsamen Streichen, Überrumpelungen, Listen und Ränken schließen kann, wäre er vielleicht ein nicht gewöhnlicher geheimer Staatsmensch geworden, ein Polizeipräfekt ohne Vorurteile oder sonst etwas zugleich Abenteuerliches und Autoritäres. Aber das zweite Kaisertum war bereits solid geworden, und in dieser Gründung war für ihn nichts mehr zu holen, als er nach beendigten Rechtsstudien ins praktische Leben hinauskam. Er trat, zwanzig Jahre alt, in das Finanzministerium ein. Drei Jahre später nahm ihn Achille Fould ins Staatsministerium hinüber. Da wurde er bald Kabinettschef, Ritter der Ehrenlegion und gab verschiedene Proben seiner vielseitigen Verwendbarkeit. Er war sehr fähig, zu allem sehr fähig.

1860 ernannte man ihn zum Vizegouverneur des Crédit Foncier. In dieser Stellung erhielt er sich durch achtzehn Jahre und ersparte sich fünfzig Millionen Franks, eine Sparleistung, die um so höher anzuschlagen ist, als er dabei einen der größten Rennställe Frankreichs hielt, Paläste und Landhäuser erwarb und sich nichts vom Munde absparte. Anderen hätten solche Leistungen die größte Mühe gemacht — er brachte sie spielend zuwege.

Und durch dreißig Jahre nahm er mit seinen Equipagen die Mitte des Fahrdammes ein. Soubeyran hie, Soubeyran dort! Überall scholl einem der Name Soubeyran entgegen.

Die jungen Geſchäftsleutchen, die von vierſpännigen Mailcoaches, teuren geſchminkten Maitreſſen und großen Zahlungseinſtellungen träumen, verehrten in dem düſter und verſchloſſen dreinblickenden Manne, der ſo geiſtlich ausſah, ihren Meiſter, ihren Abgott. Soubeyran! Das ſagte Macht, Größe, Genüſſe, alle Genüſſe von Paris. Siegte ein Pferd auf der grünen Rennbahn, ſo brauſte ein Ruf über das weite Feld: Soubeyran! Wurde an der Börſe eine große Finanzſchlacht geſchlagen, ſo rief man zornig oder bewundernd: Soubeyran! Oft, wenn ein gut ausſehendes Unternehmen jählings zuſammenbrach, ſeufzten Tauſende: Soubeyran! Ja ſelbſt in den etwas ernſteren Hallen der Volksvertretung nannte man dieſen Namen, wenn auch leiſer. Es gab eine Zeit, wo er in Landesfinanzfragen als gelehrte und geehrte Autorität galt, und man lauſchte achtungsvoll ſeinen pedantiſchen, nüchternen, ziffernklaren Reden, wenn er die Tribüne einnahm, Soubeyran!

Seit 1860 war er Deputierter, war es noch im vorigen Jahre, erſt bei den letzten Wahlen wurde er geſchlagen, was immerhin den Vorteil hatte, daß man jetzt kein Auslieferungsbegehren an die Kammer zu richten brauchte. Freilich war er in der letzten Zeit wie an der Börſe ſo im Parlament nicht mehr der große Soubeyran. Nichts iſt bezeichnender für ſein Anſehen in dieſem Schlußabſchnitte ſeines öffentlichen Lebens, wie daß ſein Name gleich zuerſt genannt wurde, als man in der Panamaſache von Auslieferung mehrerer Parlamentarier an das Strafgericht zu ſprechen anfing. Wer darunter wohl ſein wird? fragte man aufgeregt, mit Angſt. Und natürlich kam auch da derſelbe Name wieder, der ſo oft auf Pariſer Fragen die Antwort war: Soubeyran, Georges Soubeyran!

Es war ein Irrtum. Er wurde merkwürdigerweiſe nicht

ausgeliefert. Er hielt sich aufrecht, saß weiter auf den Bänken der Konservativen, unverletzlich, ungebrochen. Beinahe hätte sich um ihn die Legende gebildet, daß er unverwundbar sei, wie alle großen Feldhauptleute. Indessen war er innerlich längst gebrochen. Es stand von ihm nur noch die Façade. Und vielleicht mehr zu bewundern als sein Emporkommen, das nur glückliches Börsenspiel gewesen, war die Kunst, mit der er sich so lange oben hielt, wo er doch thatsächlich schon unten war. Diese Kunst mag er durch eine Zeit von mehr als zehn Jahren ausgeübt haben. Mit welchen Opfern? Mit welchem Scharfsinn? Mit welcher Verwegenheit?

Soubeyran war nur äußerlich kühl, wie jeder bedeutende Spieler. Als man ihn aus dem Crédit Foncier gewaltsam entfernte — es muß eine große Gewalt aufgeboten worden sein — da beschloß er sich zu rächen. Man hatte ihn fortgeschafft, weil er durch sein waghalsiges Spiel das zweite Finanzinstitut Frankreichs gefährdete. Dennoch war er es gewesen, der durch seine kühne Operation mit der ägyptischen Schuld das durch ihn selbst gefährdete Institut wieder gerettet hatte. Soubeyran wollte sich rächen und unternahm Angriffe gegen den Crédit Foncier, was immerhin zum Nachdenken anregen kann. Denn wenn der Crédit Foncier so fest ist wie eine Mauer, so war Georges de Soubeyran, der doch dort alles aus Erfahrung kennen mußte, ein großer Narr, als er mit seinem Kopfe gegen diese Mauer rannte.

Solche Börsenkriege kosten viel Geld, Geld, Geld; eigenes, so lange man welches hat; fremdes, wenn man Präsident von Banken ist. Das war Soubeyran. Er verlor sein eigenes, verlor auch sein fremdes Geld. Alle Künsteleien verzwickter Buchführung mußten dazu dienen, die verschiedenen Kassen der

Soubeyranſchen Inſtitute in die Spielkaſſe des Hauptmanns zu verwandeln. Aber aus den bekannt gewordenen Bilanzpoſten ſei nur einer hervorgehoben. Soubeyran hatte in der letzten Zeit elftauſend Aktien ſeiner Banque d'Escompte, die vom Kurſe von 80 Franks auf 22 Franks geſunken waren, zuſammengekauft. Man ſieht darin etwas wie den Keim eines neuen Anſchlages. Er wollte wohl wieder aus dem Buſch hervorbrechen, Soubeyran der Alte, und ſeine Gegner noch einmal einklemmen oder wenigſtens ſein Leben ſo teuer als möglich verkaufen. Denn er gab ſich noch immer nicht verloren. So hat er auch die Gerichtskommiſſion, die ihn heimſuchte, äußerſt barſch und hochmütig empfangen. Als die Kommiſſäre ſeine Bücher prüften, ſetzte er ſie durch ſeine Kaltblütigkeit, Gewandtheit, Überlegenheit in das größte Erſtaunen. Zum Schluſſe war aber doch er der Verblüffte; man wies ihm den Verhaftbefehl vor. War er wirklich verblüfft? Er that wahrſcheinlich nur ſo. Denn das mag er ſeit vielen Jahren erwartet haben. Doch in großer Haltung beſtieg er ſeine Equipage, die vor dem Hauſe ſtand, und fuhr ins Gefängnis. Und da war er plötzlich nicht mehr der Herr Baron, der Herr Präſident, der Herr Deputierte. Der Aufſeher übernahm ihn: „Kommen Sie, Soubeyran!"

Soubeyran ſchlechtweg. So wie man bisher hinter ihm drein bewundernd oder wütend geziſchelt, gerufen oder geſeufzt hatte, ſo ſprach man ihn jetzt geradezu an: Soubeyran!

Eine merkwürdige Geſtalt iſt mit Baron Georges de Soubeyran verſchwunden. Man erinnert ſich unwillkürlich eines andern Genies, das jetzt im Verborgenen vegetiert: Cornelius Herz. Sollten zwei Zeitgenoſſen von ſo hervorragendem Wuchs einander nie begegnet ſein? Doch! Sie ſind einander begegnet. Einem Freunde erzählte Baron Soubeyran einmal folgendes:

„Hören Sie, wie ich Cornelius Herz kennen lernte. Es war nach meinem Austritt aus dem Crédit Foncier. Man brachte mir seine Visitkarte. Ich kannte den Namen nicht. Der Herr habe mir eine wichtige dringende Mitteilung zu machen, meldete mein Diener. Ich ließ ihn vor. Ein kleiner plumper Mann trat ein, er hatte gelockte blonde Haare, sprach mit den Betonungen eines Deutschen: Herr Baron, Sie führen Prozeß mit dem Crédit Foncier. Ich biete Ihnen als Ausgleich fünfzig Percent ihrer Forderung bar innerhalb achtundvierzig Stunden. — Weisen Sie sich über Ihren Auftrag aus, erwiderte ich ihm. — Ich brauche mich nicht auszuweisen, sagte er; genug, daß ich meine Zusagen einhalten werde. Übrigens können Sie sich über mich dort und dort erkundigen. — Ich that dies, nachdem er gegangen war. Man kannte ihn dort und dort nicht. Der Crédit Foncier hatte ihm auch keinen Auftrag gegeben. Er wollte sich vielmehr, nachdem er sich mit mir geeinigt hätte, beim Foncier als mein Abgesandter ausgeben . . .“

Cornelius Herz, Soubeyran — wo sind die Gendarmen?

Anfang Februar 1894.

18.

Köpfe im Gerichtssaale.

Der weite, holzgetäfelte Saal mit seinen unvergeßlichen Bildern, die vorüberwechseln. Manches steht nur in der Dauer eines Augenblickes, andere stellen sich immer wieder ein. Man sieht nur Köpfe. Hohe Schranken, Holzwände, Brüstungen, Tische verbergen die Gestalten der Angeklagten, wie der Richter, wie der Geschworenen. Im Innenraume der Schranken sitzen die vielen Advokaten. Schwarze Talare, die weitfaltig fließen, weiße Bäffchen, altertümlich anzuschauen, und darüber langweilige nichtssagende, abgespannte Gesichter vom Tage. Einige haben doch einen energischen oder großen Zug — es sind nicht immer die Bedeutendsten.

So habe ich mich, als der große Panamaprozeß begann, gefragt, wozu die vielen Vertreter der Privatbeteiligten eigentlich dienten? Ist es nicht grotesk, in einer Sache von solcher Größe, wo der Staat selber zitternd anklagt, noch ein paar klägliche Verkürzte auftreten zu sehen? Das gilt natürlich nicht vom Vertreter der Liquidation, der für die Gesamtheit der Beschädigten sprechen kann. Aber die Leute, die ein paar hundert

Franks verloren haben und einen eigenen Advokaten hinsetzen — der freilich sehr glücklich ist. Man denke: in einer so berühmten Sache, die alle Blätter füllt, fortwährend das große Wort führen zu dürfen; Minister, Deputierte, Senatoren durch vorwitzige Fragen in Verlegenheit zu bringen als Vorkämpfer der Moral! Und dann am andern Tage in den Blättern zu lesen: „Maître Corbeau sagte" oder „Maître Renard fragte". Denn in der altfränkischen Umgangssprache des Gerichtes heißen sie alle Meister. Aber malerisch wirkten sie. Dem Bilde wenigstens dienten sie. Saßen an der braunen Holzwand vor dem Gerichtstische, füllten einen Winkel, der sonst hart und leer geblieben wäre. Die einen hatten die Toque, die schirmlose, hohe, schwarze Mütze auf dem Kopfe, die anderen waren barhaupt. Ihre verschiedene Teilnahme an dem, was gerade vorging, brachte eine gute Abwechselung in ihre Haltung. Und für sich betrachtet, hätte die Bank der Verteidiger und übrigen Advokaten eines jener Regentenstücke gegeben, die der Frans Hals in Haarlem malte. Bei ihm sieht man gewöhnliche Menschen durch das Auge eines Sonnigen verklärt, so daß sie trotz der Ähnlichkeit bedeutend werden. An einigen der Talarträger da hätte er seine Freude gehabt. Vielleicht an dem stämmigen blonden Mann mit dem spanisch verschnittenen Bart, den strengen blauen Augen — und der schmächtigen Rede. Oder an dem Hageren, finster Blickenden, mit den vielen Haßfalten im gelblichen Gesicht. Dieser las seinen Wortschwall aus der fertigen Handschrift heraus, und nichts ist unerträglicher als solch ein zurechtgemachter Ingrimm und die vom Hause mitgebrachten Aufwallungen. Wie sonderbar, daß dies in einem Gerichtssaale Frankreichs nicht von jedem Zuhörer lästig empfunden wird, da man doch hier in der freien Kunst der

Rede wie in anderen Künſten ſo weit hält. Wir wiſſen, daß noch vor hundert Jahren im Konvent die wilden Sprecher ihre gewundenen Perioden vom Papier ablaſen. Selbſt Mirabeau hatte ſeine Zettel, die der große Unehrliche freilich nicht immer ſelbſt beſchrieben. Sie überſtürzten alles, nur nicht die Deklamation. Jetzt iſt es anders. Dieſe falſche Klaſſizität iſt lächerlich geworden, ja auch die Romantik der ſpäteren revolutionären Beredſamkeit iſt heute eine ältliche Mode. Der Satz muß knapp, trocken und ohne Blumen ſein, wenn er nicht verlacht werden ſoll. Nur im Gerichtsſaale giebt es noch eine ſonderbare alte Redeflora, und wenn wir aus dem öffentlichen Leben hereinkommen, mutet ſie uns an, wie die ſteife Blütenpracht der Heraldik.

Die Advokaten bewundern ſich allerdings untereinander, wenn ſie nicht reden, wie ihnen der Schnabel gewachſen iſt. Und es ſind doch zumeiſt gewitzigte, reſpektloſe Leute von flinkem Denken. Vielleicht iſt das nur ſtille Übereinkunft, eines jener ſchlauen Vorurteile, mit denen ſich jeder alte Stand oder Beruf umgiebt. Wohl wachſen junge Genoſſen immer nach. Aber zuerſt ſind ſie durch die Schule mißtrauiſch gegen die eigene Kraft und hilflos geworden, und wenn ſie ſpäter dennoch eine männliche Rüſtigkeit des Geiſtes erlangen, hüten ſie ſich klug, Vorurteile hinwegzuräumen, die ihnen jetzt nützlich ſind.

Sie machen ſich gegenſeitig oratoriſche Verbeugungen, wenn ſie zu ſprechen anfangen. Sie ſeufzen, daß es ihnen nicht möglich ſein werde, ſo hinreißend oder ſcharfſinnig zu reden, wie der Herr Gegner oder der Herr Vorredner. Sie möchten, wenn es nach ihrem Herzen ginge, am liebſten auf das Wort verzichten, aber ſie nehmen es doch, und drehen und deuteln und ſchwatzen und geifern, ſpielen an, legen unter, tüfteln heraus, leugnen,

indem sie zugeben, geben zu, indem sie leugnen, gebrauchen sogenannte Vorsichten, verrenken die Thatsachen, versetzen der Wahrheit einen Nasenstüber und dem Rechte einen Backenstreich, und schließen endlich heiser, atemlos, in Schweiß gebadet . . . Und mit Ruhm bedeckt! wie uns das Beifallsgemurmel der anderen Advokaten glauben machen möchte.

Nein! Mit einem Lächeln wollen wir uns dagegen verwahren, wenn sie z. B. Herrn Barboux als Redner feiern. Barboux! So lange er schwieg, habe ich ihn gerne betrachtet. Wenn er dasaß, die schmächtige Gestalt zusammengesunken, kraftlos hingelehnt an die Holzwand vor seinem Angeklagten Lesseps, war sein Kopf sehr gut — fürs Auge. Diese feinen Züge sind wie aus Elfenbein geschnitten, haben auch den vergilbten Ton von altem Elfenbein; Nase und glattes Kinn streben einander zu; dazwischen ein schmaler Mund, der sich verkneift, als ob er schweigen wollte; die Oberlippe auch bartlos, daß sich kein Mienenspiel etwa verlöre; Haar und leichter Backenbart ganz weiß; die Augen scharf, jung. So war er anzuschauen wie ein nachdenklicher Gelehrter, der schon alle Thorheit und Weisheit der Menschen aus den Büchern kennt und nur manchmal spöttisch, duldsam in das Treiben der Lebenden blickt . . . . Ich bedaure, daß ich ihn sprechen hörte. Eine bis zur Tonlosigkeit umschleierte Stimme und im Vortrage die Selbstgefälligkeit eines Operntenoristen. Noch armseliger der Inhalt. Leere allgemeine Betrachtungen, ein falsches Geistreicheln, ein Auskramen tauber Citate, so ging es durch viele Stunden fort. Ein Muster seiner Geistesblitze: „Die Politik ist wie der Krieg, beide verschlingen Menschen und Geld. da wie dort wird Beute gemacht . . . .“ Aber wie er diese Richtigkeit von sich gab! „Die Politik (er räusperte sich ein

wenig, der Zeigefinger ſeiner Rechten ſtand ſteil in der Luft, das hieß: Aufgepaßt! Jetzt kommt etwas äußerſt Merkwürdiges!) — iſt (Pauſe, er kniff das eine Auge halb zu, ſo ſucht ein Denker nach dem treffendſten Vergleiche, die jungen Advokaten lauſchten atemlos) — wie der Krieg (der köſtliche Gedanke war gefunden, er warf das Haupt in den Nacken) — beide (die rechte Hand wagrecht in der Höhe) — verſchlingen (Ausdruck der gierigen Sättigung, heiſer aus dem Rachen hervorgeſtoßen) — Menſchen und Geld (er blickt ſiegreich nach den Zuhörern hin, die jungen Advokaten beben vor Bewunderung) — da wie dort (ſeine Nüſtern blähen ſich höhniſch) — wird Beute gemacht (die Lippen preſſen ſich aufeinander, die Mundwinkel ſenken ſich voll Verachtung) . . . dann ſteht er kurze Zeit regungslos, läßt den großen Gedanken auswirken, ſchlägt die Augen beſcheiden nieder, indeß die jungen Advokaten außer ſich ſind vor Begeiſterung. Wahrſcheinlich ſchwärmen auch die Damen in den feinſinnigen Salons für ihn. Das iſt der rechte Mann für die Preciöſen.

Beſſer war er, wenn er mit kleinen, nicht überflüſſigen Fragen die Zeugen in Verlegenheit ſetzte, wenn er bemängelte, unterſchob und drangſalierte, kurz, was das Handwerk mit ſich bringt. Aber einer, an dem er ſich verſuchte, zauſte ihn gehörig: Clemenceau. Es war ſogar ein Augenblick, wo man fürchten konnte, daß dem zierlichen Juriſten die Glieder zerſchmettert worden ſeien. Clemenceau ſchleuderte ihn grimmig weg. So wirft ein grauſamer Junge ein Vögelchen oder eine Maus zu Boden, daß die feinen Knöchlein krachen. Clemenceau ſagte leichthin: „Ja, das ſtand in den Dokumenten des Unterſuchungsrichters, die Herr Barboux dem ‚Figaro‘ gegeben hat.“ Ein ſchwerer Vorwurf: Verletzung des Geheimniſſes, das der

Advokat bewahren soll. Herr Barboux saß ganz bestürzt da, rang nach einer Antwort, und das elfenbeinerne Gesicht rötete sich leise. Er schien erst jetzt zu wissen, mit wem er angebunden hatte.

Clemenceau! Nie war er gewandter, schlagfertiger, kaltblütiger, als in dieser schwersten Stunde seines öffentlichen Lebens. Er hatte seine Beziehungen zum niederträchtigen Cornelius Herz zu verantworten. Von unserem Platze sah man leider nur die Tonsur Clemenceaus und manchmal ein Stück seiner bleichen Wange, während er aussagte. Wir kennen freilich den Kopf aus der Kammer: die runde, vorspringende Stirne, die mongolisch geschlitzten Augen, den herabhängenden grauen Schnurrbart im sehr fahlen Gesichte. Bekannt auch seine eigentümlichen Geberden, besonders das Hinaufziehen der Schultern mit steifen Armen, nach außen gekehrten Handflächen, ausgespreizten Fingern. Bekannt seine hurtige Sprechweise. Das zischt hervor, sticht, schneidet, ist wie das Gefuchtel einer Klinge. Er ist ein Angreifer. Das erklärt alles: sein Glück und seinen Niedergang. Einem solchen Angreifer weicht man vorsichtig aus, so lange er drohen kann. Es gleicht der Achtung. In dem Augenblicke, wo er bedroht ist, fallen sämtliche, die ihn fürchteten, über ihn her. Für jeden Raufbold kommt ein Tag, wo er vom breiten Stein in die Gosse gestoßen wird. Seine Methode wird auf ihn selber angewendet. Er kann dagegen nicht viel einwenden. Oder sieht er spät ein, daß seine Methode nicht die rechte war?

Leicht ist es doch noch nicht, ihm beizukommen. An dieser Zeugenbarre, die man für ihn gern zum Pranger gemacht hätte, war er noch immer gefährlich. Nachdem er den kleinen Barboux mit blutigem Kopfe heimgeschickt hatte, wagte sich eigentlich

keiner der Advokaten mehr an ihn heran. Wenn Barboux ihn unterbrechen wollte, winkte er mit einer wegwerfenden Handbewegung ab: Ich bin noch nicht fertig. Er hatte eine Art, Meister Barboux den „Herrn Advokaten" zu nennen, die mehrere ausgesuchte Beleidigungen enthielt. Er war plötzlich der Herr des Gerichtssaales. Da verstand man, was ihn so lange Zeit hindurch zum Herrn der Kammer gemacht hatte. Ich suche nach einem Ausdruck dafür und finde nur diesen: er ist ganz gegenwärtig. Nicht nur sein Geist ist gegenwärtig; einer solchen Anstrengung der Aufmerksamkeit sind viele fähig. Er aber wirft alles, was er ist und kann, seine Entschlossenheit, seine Autorität, Vergangenheit und Zukunft auf den Einen Punkt, um den sichs gerade handelt. Das thun Schwärmer für große Ideen und Tollköpfe für kleine. Er unterscheidet sich von beiden, denn er bleibt kühl und rechnet, verrechnet sich manchmal, aber vergißt sich nie.

So hat er im Gerichtssaale einen seiner merkwürdigsten Erfolge errungen. Der beste Zug seiner Rede war, daß er Cornelius Herz nicht verleugnete, was ihm freilich auch schwer geworden wäre. Er sprach von Cornelius Herz unbefangen, ja sogar mit Wohlwollen und Anerkennung. Er konnte nicht gut anders. Und doch ist zu vermuten, daß Clemenceau nie einen Menschen so bitter gehaßt habe, wie diesen Cornelius Herz. Denn er ist gewiß von ihm betrogen worden und darf nicht klagen. Der Beschädigte muß der Verteidiger sein. Welch eine Lustspiel-Situation! . . . Noch viele kleine Züge waren zu genießen. Zum Beispiel dieser: Der Reinachsche Schreiber Stéphane will den Brief der die Liste der Bestochenen enthielt, zu Clemenceau gebracht haben. Clemenceau bestreitet es: „Stéphane wurde befragt und konnte nicht angeben, wie es in meinem Stiegenhause aussieht. Er wüßte es, wenn er je in

meinem fünften Stock gewesen wäre." Der „fünfte Stock" leicht, aber verständlich betont. Man sah ordentlich die Dachwohnung.

Weniger Glück hatte Floquet. Die Gefahr, die Clemenceau behend machte, lähmte die Fähigkeiten dieses guten Mannes. Er war wie verloren und verstört. Die Bewegungen zwar von rednerischem Schwung wie sonst, der Kopf wie immer stolz zurückgeworfen, wodurch das fette Gesicht mit der Bourbonennase etwas Kühnes hat. Aber ich bemerkte eigentlich zum erstenmale, daß er ein kleiner, dicker, unbehilflicher Mann ist. Es ging schon gegen Abend, er stand zwischen unserm Platz und den hohen Fenstern, so daß ein schöner Lichtrand auf seinen dichten grauen Haaren lag. Es war ziemlich rührend, besonders für den, der Floquet in der Kammer hatte präsidieren sehen. Da thronte er hoch, in einer gutmütigen Majestät, wie ein rosig gelaunter, alter König, dessen Verdauung und Regierung nichts zu wünschen übrig lassen. Wenn es aber im Saale wild zuging, zeigte er eine feste Hand, zügelte die Lärmenden, ohne ihnen weh zu thun, und vergab lächelnd denen, die ihn selbst beleidigen wollten. Da hatte er würzige, frische Worte und immer die Lacher auf seiner Seite. Man konnte ihn für einen Mann von Geist halten. Jedenfalls besaß er jene ritterliche Anmut, die ehemals den Ruhm der französischen Manieren so groß machte; jetzt wird sie selten.

Wo ist die feine Lebensart noch zu finden? . . . Hm — auf der Anklagebank. Da saß sie, in Karl v. Lesseps verkörpert. Ich gestehe, daß er der einzige war, für den ich wirkliche Teilnahme empfand. Nie ward Ungemach mit besserem Anstand ertragen. Der Wohlklang seines Benehmens ersetzte beinahe die Schuldlosigkeit. Denn ich glaube an seine Schuld in allen

Fällen. Freilich hätte sie anders dargelegt werden müssen, als es von ungenügenden Staatsanwälten geschah. Man klagte ihn eines gemeinen Verbrechens an und vermochte nicht, ihn als Verbrecher hinzustellen. Es ist nicht einmal gelungen, ihn zu entehren. So sahen wir nur eine mißglückte Hinrichtung, die plötzlich den Delinquenten zum Märtyrer macht.

Mit freundlichem Ernst folgt er den Zwischenfällen der Verhandlung, nie erhob er die Stimme ungebührlich, nie war er kleinlaut. Er traf zwanglos den rechten Ton und nötigte jeden zur Achtung. Er widersprach verbindlich und behauptete mit ruhiger Würde, so daß keiner gewagt hätte, an diesem gelassenen Worte zu zweifeln. Er hat sich merkwürdig in der Gewalt. Welch eine Leistung aber seine Ruhe ist, sah man erst, wenn man ihn in Augenblicken beobachtete, wo es nicht um ihn ging. Dann zuckte es nervös in seinem Gesichte, das Spuren großer Müdigkeit trägt. Er ist früh gealtert. Unter den Augen liegen dicke Wülste, der Kopf ist bis über den Wirbel kahl, Haar und Vollbart scheinen schwarz gefärbt zu sein.

Sehen mußte man ihn während der Aussage der Frau Cottu, wie er sich über ihre Tapferkeit still freute. Die scharfe Pariserin war aber auch merkwürdig. Dunkel, elegant gekleidet, mit einem heimlichen Seidenrauschen, trat sie in die Gerichtsschranken, um die Staatspolizei zu denunzieren und die Regierung zu erschüttern. Ob ihre Worte wohl so mächtig gewirkt hätten, wenn der schwarze Glasperlenhut auf ihrem leicht ergrauten Haare weniger fein, ihr blasses Gesicht weniger vornehm und ihre zum Kreischen geneigte Stimme nicht so entschieden gewesen wäre? Das Geheimnis öffentlicher Wirkungen ist nicht zu ergründen. Man kann sie nur nachher feststellen. Diese sah ich im feisten Gesichte des Vorsitzenden abgespiegelt.

Der umfangreiche Mann im roten Talar blieb zwar unbeweglich, unterbrach Frau Cottu mit keiner Zwischenfrage, nickte sogar wie ein Zustimmender, aber auf der weiten, glatten Fläche, die ihm als rechte Wange dient, erschien eine Falte. Er hatte die Zähne zusammengebissen .... Nur seine in Purpur gehüllten Beisitzer: rechts der Graubärtige, Dicke, links der hagere Ketzerrichter mit den buschigen Augenbrauen, ruhten teilnahmlos in ihren Lehnstühlen. Und Karl v. Lesseps saß auf seiner harten Bank, betrachtete die Zeugin lächelnd, bewundernd. Er dachte vielleicht an den Tag zurück, wo er sie in reichen Gemächern zum letztenmale zu Tisch geführt. Blumen dufteten auf der Tafel, es blinkten die Geschirre. Hinter den leise plaudernden Gästen standen Lakaien in seidenen Kniehosen, feierlich blickend, ernst und rasiert wie Advokaten.

März 1893.

19.

Im Graſe liegend. (Ein Intermezzo.)

Enghien-les-Bains, Samstag den 29. Juni 1895.

Lieber Freund!

Ihnen ſagt das Datum dieſes Briefes wahrſcheinlich gar nichts. Enghien! Sie denken ſich — wenn Sie es wiſſen — Enghien iſt eine halbe Stunde Bahnzeit von Paris entfernt. Man macht größere Reiſen. Und Samstag? Sehen Sie, da ſteckt das Merkwürdige. Es iſt nämlich ein Kammertag, ein großer. Manche Politiker hoffen ſogar, daß die Regierung ſtürzen werde. (Es iſt klar, daß ich nur von den Freunden der Regierung ſpreche, denn nur dieſe können die Nachfolger werden.) Und ich bin an einem ſolchen Tage nicht auf meinem Poſten. Ja, „wir erſcheinen morgen nicht“ in Wien, und ſo kann ich mich ins Gras legen.

Es iſt eine faſt jugendliche Härte und Grauſamkeit in dieſem Genuſſe. Es erinnert an die Schulzeit, die jetzt in der wachſenden Entfernung ſchon ſo roſig und bläulich verdämmert. An einem Tage, der kein Sonntag iſt, draußen ſein dürfen,

indes die anderen die Nasen einspannen müssen — darin ist viel von dem Glück, über das die Moralisten bitter lächeln.

Und so bin ich aufatmend hinter das Palais Bourbon gegangen. Schon wird es Abend in Enghien. Und ich weiß genau, daß in diesem Augenblicke der Sitzungssaal der Deputierten eine Temperatur hat, die anzugeben sich das Thermometer weigert. Jaurès hat schon gesprochen — mein Gott, ich höre ihn gern reden; aber doch nur im Winter, wo es mir weniger auffällt, daß er sich wiederholt. Auch der Ministerpräsident Ribot hat sich seiner Erklärungen bereits entledigt. Ich habe heute wohl nicht gezählt, wie oft er die Worte „Festigkeit, Offenheit, Ehrlichkeit" mit stolz in den Nacken geworfenem Kopfe hervorstieß; aber meine Statistik seiner früheren Reden ist schon so reich. Ich blicke auf die Uhr. Sechs. Nach meiner Berechnung hat jetzt Herr Goblet zur „Tagesordnung" das Wort, „um seine Abstimmung zu erklären". Auch er muß abermals dieselben Dinge vorbringen, er kann ja nicht anders. Und das ist noch härter, als den Berufspolitikern zuzuhören. Sie müssen immer dasselbe sagen, immer dasselbe, immer dasselbe. Sonst sind sie „inkonsequent", wenn nichts Schlimmeres. Die Konsequenz ist nun in der Politik ein ähnlich hergerichteter Begriff wie „Treu und Glauben" im Handelsrecht; es steckt auch ebensoviel dahinter.

Ich habe mir oft gedacht, daß es einen Ausweg geben müsse zwischen lästiger Wiederholung und gefährlichem Selbstwiderspruch. Ich meine, man sollte eine Ersitzungszeit für die Überzeugung des Berufspolitikers einführen — eine ganz kurze, um die Sache nicht zu vereiteln; etwa drei Jahre. So lange darf er sich ununterbrochen wiederholen; nachher darf er schweigen, er hat aber auch zu schweigen. Es gilt dann als

ausgemacht, daß er dieſe Überzeugung für immer redlich beſitzt. Er braucht nur noch ſeinen Stimmzettel abzugeben.

Aber im Ernſt: welche Qual iſt das Programm für die unbeſchränkten Geiſter unter den Berufspolitikern — und wie überflüſſig ſind die Grenzen eines Programmes für die ohnehin ſchon Bornierten. Wir, Sie und ich, dürfen uns Mühe geben, allmählich, wie langſam es auch ſei, vernünftiger zu werden. Schauend, lernend, ſinnend werden wir uns nach und nach von ererbten und erworbenen Irrtümern läutern. Und gerade diejenigen, welche durch Geſetze den Staat für ſeine Aufgaben erhalten, das Volk noch unbekannten, aber hohen Zielen entgegenführen ſollen, gerade die dürfen ſich nicht von täglich alternden Formeln befreien. . . .

Fort heute mit der Politik! Ich bin ja darum ſo weit gereiſt, bis nach Enghien! um die Politik zu vergeſſen. Ins Gras die Gedanken.

Beim Austritte aus dem Bahnhofe liegt da ein Gäßchen in weißem Staube. Ganz fröhlich ſchreite ich in der ſchweren Sonnenhitze hin. Dort ſehe ich Bäume, und dahinter ſoll der Teich von Enghien liegen. Bäume! Das ſind hohe, launenhaft geformte, dicke Stangen, und oben haben ſie eine Menge grüner, kleiner, dünner Plättchen, die wunderlich verſchieden zugeſchnitten ſind. Den Fuß dieſer Stangen umgiebt aber kein eiſernes Gitter, ſie ſtehen auch nicht mitten im Asphalt; nein, es iſt einfache Erde um ſie herum, mütterliche, gute Erde.

Ah, lieber Freund, Sie wiſſen nicht, mit welcher ergrimmten Zärtlichkeit man in Paris die Natur lieben lernt. Ich ſpreche nicht vom Vergnügungsgeſindel, deſſen Freuden und Leiden mich kalt laſſen, ſondern von den ordentlichen Leuten, welche arbeiten. In dieſen ſammelt ſich die Woche über in

der holden Jahreszeit eine Leidenſchaft an, und jeden Sonntag morgens bricht ſie gewaltig aus. Es hebt ſich der Druck ein wenig, der die Hunderttauſende quält. Sie atmen einander nicht ſo nahe an wie gewöhnlich; vergiften einander nicht ſo bösartig, ſo unwillkürlich wie ſonſt. Da liegen ſie im Graſe und ihre Seele wird leicht in Liedern. Jeder Halm, jedes Blümchen eine Entdeckung, und es überkommt ſie eine weiche Liebe zu den Pflanzen, oder ſie geben ſich in körperlichen Übungen aus — das ſind wahrſcheinlich die Schneider, Schuſter und andere Sitzende — und tollen noch als alternde Menſchen auf den Wieſen herum. Merkwürdig iſt die Rolle der Frau in dieſen Spielen, und es läßt ſich die Schichte der Leute erkennen, wenn man beobachtet, was mit der Frau geſchieht. Bei den unterſten ſieht die Frau nur zu, es ſind auch zumeiſt Spiele um Geld. Bei den mittleren darf die Frau mitſpielen, aber noch in dienender Eigenſchaft; man läßt ſie fühlen, daß ſie eine Geduldete iſt, man ſtößt ſie häufig nieder, auch ohne unreine Abſicht, und ſie bekommt die undankbaren Aufgaben. Wenn etwa eine Partie Bockſpringen gemacht wird, dienen die Frauen nur als Böcke, über die man hinwegſetzt; ſind ja ſittſame Weiber. Und wie ſie ſich beeilen, wieder hervorzulaufen, nachdem der letzte Springer darüber weg iſt. Die Männer ſehen das als ſelbſtverſtändlich an, und die ſchwitzenden Frauen ſind ſelig, daß ſie als Spielſklavinnen mitthun dürfen. Sie wiſſen noch nicht, daß ſie zum Herrſchen geboren ſind. Das kommt erſt in der nächſten höheren Schichte. Da ſehen Sie, daß die Frau bedient wird; nehmen wir an, beim Ballſpiel. Sie bückt ſich nicht mehr, ſondern wartet läſſig, bis der Spieler den Ball geholt hat. Sie benützt vielleicht den Augenblick, um ihr Kleid heraufzunesteln, und dabei ſieht man den hübſchen bunten Unterrock freudig leuchten —

Mode von 1895. Und doch sind wir nicht im Jahre 1895 und nicht in der Bannmeile von Paris. Wissen Sie, wo wir sind? In der Provence, und die Kreuzzüge sind eben erst vorbei: die Ritterlichkeit ist entstanden.

Denn alle Formen, in denen wir uns geschichtlich entwickelt haben, sind immer noch, sind immer gleichzeitig vorhanden. Es giebt alte und neue Menschen, man muß sie nur sehen.

Was dann geschieht, wenn die Frau zu herrschen beginnt? . . . Das hängt von der Frau ab. Die feine Frau führt uns hinauf, hoch, zu einer wunderbaren Blüte der Sitten. Die gemeine Frau reißt uns tief hinunter.

Aber beim Denken müssen wir allein sein. Es philosophiert sich gut und hoch, wenn man im Grase liegt; man riecht die warme Erde und blickt dabei in das grenzenlose Blau. Ist also der sinnende Mensch unsere letzte, die entlegenste Form, in der wir erscheinen? Und werden wir an der Erkenntnis vergehen, scientes bonum et malum? O, auch Erkennende hat es immer gegeben, schon vor und nach den sieben Weisen Griechenlands. Sie schließen die Entwicklung nicht ab. Wenn es hoch kommt, nimmt einer den ganzen Inhalt seiner Zeit in sich auf und weiß, wie sie geworden ist. Aber die Welt geht weiter. Und doch coexistiert auch das Künftige immer; es weiß sich nur nicht, und wir können es nur ahnen.

Da steht ein Bild vor meiner Erinnerung. Ein Sonntag im Parke von Saint-Cloud. Hinter mir höre ich plötzlich eine grobe Stimme sagen: „Ah, der Schurke, ah, der Strolch, ah, der Faullenzer, ah, der Verbrecher! . . . Und wie ich mich umdrehe, was sehe ich? Auf dem Boden wälzt sich ein starker Mann und hält ein

zweijähriges Bübchen zärtlich in die Luft über ſich. Dieſem Kinde galten alle die ſchweren Beleidigungen. Es war lauter Liebe. Und er meinte von allem das Gegenteil: „Der da iſt kein Schurke, kein Verbrecher, kein Faullenzer und kein Strolch! Was liegt mir an meiner Armſeligkeit, da ich dieſen da hervorgebracht habe. Jetzt weiß ich erſt, wozu ich auf der Welt bin . . .“

Ja, das iſt unſere höchſte Form: Vater ſein! Dazu führt uns die Natur über ſo viele Thorheiten hinweg. Durch die Liebe dauert unſer Geſchlecht bis zu ſeinen unbekannten Aufgaben. Was iſt die Erkenntnis wert, die mit mir endigt? Und ich will mich vermeſſen, mit dem Unendlichen zu verkehren? Ich muß die Erkenntnis über mich hinaus verlegen, in mein Geſchlecht. In meinen Kindern rede ich heiter mit dem Ewigen. Ihr Lallen enthält meine ganze optimiſtiſche Philoſophie. Ihnen und ihren Nachkommen werden Dinge geläufig ſein, vor denen ich heute faſſungslos ſtünde wie ein dummer Bauer.

Mais nous voilà bien loin d'Enghien! . . .

Ich will Ihnen lieber von Mimi erzählen, mit der ich den Nachmittag verbrachte. Seien Sie nicht entrüſtet; es war ganz unſchuldig. Mimi iſt ein Pferdchen. Als ich den engliſchen Karren auslieh, war die Pferdevermieterin komiſch. Sie wollte ſich ein wenig des Unbekannten verſichern, dem ſie Mimi und den Karren ohne Begleitung anvertraute. Sie fand nichts Beſſeres als dies: „Geben Sie mir Ihre Viſitkarte; es kommen im Wald von Montmorency ſo oft Unglücksfälle vor. Mit der Adreſſe weiß man doch, wo die Leute dann hinzuſchaffen ſind. Überhaupt muß man auf Mimi ſehr Acht geben, ſie iſt nicht leicht zu behandeln.“

Ich glaubte von dem allen natürlich kein Wort. Mimi

habe ich freilich immer feſt in der Hand behalten. Das gute verleumdete Rößchen. Es war ſchon eine Zerſtreuung, Mimis hübſchen, ſchwarzglänzenden Rücken zu betrachten. Welch eine ſchöne Fahrt. Bergauf, bergunter durch Montmorency. Ich wußte gar nicht, wie groß dieſer Ort iſt. Viele Landhäuſer in vielen hügeligen Gäßchen. Aber mir ſcheint, das Leben iſt von Montmorency weitergegangen. Ja wohl, es ſiedeln ſich da noch Leute an; nur ſind es keine neuen Menſchen, ſie haben noch den Geſichtskreis, der vor ſechzig oder ſiebzig Jahren ein ſehr weiter war. Damals ging man von Paris nach Montmorency, wie man heute ans bretoniſche Ufer, in die Pyrenäen oder nach Savoyen geht.

Vor mir fuhr durch die gewundenen ſteilen Gäßchen von Montmorency ein vierſpänniger Wagen: Männer im Bratenrock, Frauen in ſteiffaltigen Seidenkleidern — eine Pariſer Hochzeit. Vor dem Bahnhofe von Montmorency kletterten ſie vom Holperkaſten herunter, ſtreckten ſich aufatmend, denn ſie waren alle wie gerädert — und beſtiegen augenblicklich ein Dutzend Eſel. Bei einer richtigen Hochzeit muß ein Vergnügen das andere jagen. Gleich gab es auch luſtige Unfälle. Hinter einem der kleinen Eſel her kläfften und ſchnappten zwei Hunde. Der Eſel zog die Hinterbeine ein, der thörichte Reiter hielt das für Störrigkeit und wollte ſich vor den Hochzeitsgäſten als Bändiger zeigen. Keinem fiel es ein, die beiden Köter wegzujagen — kurz, nach einigen Minuten, in denen alle Geſichter vor Freude ſtrahlten, nur das des Reiters nicht, lag letzterer in der Goſſe. Er beſtieg wie ein Feldherr, der in die Geſchichte kommen will, ſofort einen zweiten Eſel. Und nun ritten ſie fort. Ein Weilchen fuhr ich hinter ihnen drein. Da war ein langer junger Menſch, der auf dem Eſelein Späße

machte. Er war von allen am besten gekleidet; wie einer, der eleganten Leuten viel abgeguckt hat: über dem Frack ein heller Überzieher, richtig sitzende Hosen. In einer andern Umgebung hätte man vielleicht nur an seiner guten Laune gemerkt, daß er kein Weltmann ist. Der junge Mensch kam mir bekannt vor. Ich wußte nur nicht, wo ich ihn hinthun solle.

Die Hochzeit und ich zogen jetzt am Gasthause „zur Eremitage" vorüber. Daneben ein verfallenes Gebäude, auf dessen Vordermauer einige regenzerwaschene Worte zu lesen sind: „Maison — Grétry — Bal — Rousseau . . ." Das Haus hat dem Musiker Grétry gehört, Rousseau hat es bewohnt und später tanzte man hier an Sonntagen.

Jean-Jacques! Diese Hügel und Wälder kannten seinen Schritt. Er war ein neuer Mensch und sah überall Neues. Wohl mutet uns jetzt seine Gesellschaftstheorie ältlich und naiv an, aber wie mächtig war dieser liebe arme Einsiedler. Von den Königen und Kaisern seiner Zeit hat keiner solche Spuren in der Geschichte hinterlassen wie er.

Die Hochzeit zog auf den Eseln an Jean-Jacques Haus vorüber, und Niemand sah hin, und schwerlich ahnte auch nur einer, wie viel von ihren heutigen Zuständen sie dem Manne verdanken, dessen Name den meisten ein leerer Schall ist. . . . Und da wußte ich plötzlich, wer dieser lange junge Mensch auf dem Esel war. Es war Felix Faure, der Präsident der Republik. Verstehen Sie mich recht: ein Felix Faure, einer von den vielen, die Frankreich und besonders Paris rastlos hervorbringt. So ist Faure ein representative man und eignet sich wirklich zum Staatsoberhaupte — vorausgesetzt, daß man in der Demokratie eine richtige Regierungsform sieht.

Im Walde von Montmorency verlor ich an einer Biegung

die Hochzeit aus den Augen. Es kamen ſchlimme Wege für Mimi, weil ich den Eſeln hatte nachfahren wollen. Aber auf einer Lichtung trafen wir einen wohlwollenden Mann, der mich anrief: „Ah, Sie führen Mimi ſpazieren!“

Er kannte Mimi, klätſchelte ihren Rücken und zeigte uns den Ausweg nach der Landſtraße. Nun trabte Mimi auf gepflegten Pfaden dahin. Ortſchaften flogen vorüber, eine blanker und ſchläfriger als die andere: Saint-Brice, Piscop, Dômont.... Da und dort die langen Mauern eines Parks und in der Dorfſtraße protzig ein großes Haus oder alterndes Schlößchen. Wie oft das alles ſeit Jean-Jacques die Beſitzer gewechſelt haben mag.

„Nun frag ich, wem gehört das Haus?“ wie es in einem Sprüchlein überm Thore heißt.

Der Weg im Walde wurde wieder ſteil, und jetzt war ich in der guten Einſamkeit. Die Sonne im Sinken, ganz leichter Wind und kaum ein Vogelton. Der wolkenloſe Augenblick.

Dann wieder durch Montmorency, die Hänge hinab nach Enghien. Und — wahrhaftig, wie die Hochzeiter — dort ſtieg ich aus einer Luſtbarkeit in die andere: aus dem Karren ins Boot. Ich kannte den Teich von Enghien noch nicht. Die Eigentümer der Ufervillen nennen ihn hochfahrend: den See.

Ich will ja nicht leugnen, daß dieſes ſtille Gewäſſer noch zwiſchen 1830 und 1835 ein großer See geweſen ſein mag. Jetzt iſt es ein Weiher, weil das Meer herangerückt wurde.

Hübſche, ſchon ältliche Villen in der Runde; auch zwei oder drei wirkliche Schlöſſer, wo Porzellanhändler im Ruheſtande ſich wie Feudalherren vorkommen. Die Gärten liegen

am Waſſer; einige Mädchen träumen unbeſtimmt vor ſich hin, indes der Vater angelt und die Mutter hinter ſeinem Rücken noch ein Paar Hausſchuhe ſtickt. Und alles iſt wohlgepflegt, abgemeſſen, abgegrenzt, im Grundbuch eingetragen, von Notaren beglaubigt und durch Richterſprüche entſchieden. Es iſt bekannt, wem der Apfel vom überragenden Zweige gehört. Kein Huhn kann ſich verlaufen, und ich glaube, ſelbſt die Fiſche da unten wiſſen genau, an welcher Angel ſie von rechtswegen anzubeißen haben. Und außer den ſichtbaren Hecken und Gittern giebt es noch viel mehr unſichtbare. Hier darf eine Mauer nicht erhöht werden, dort iſt ein Fußſteig freizuhalten, drüben iſt es nur fünf Perſonen geſtattet, Waſſer auszuleeren, und hüben dürfen nur zwei Sand holen. Wie ein Gewirr von Wäſcheleinen denke ich mir die Servituten um den Teich von Enghien herumgeſpannt. Denn hier iſt das Privateigentum unendlich fein ausgebildet. Ich glaube, der Mann, der da ſcheinbar harmlos angelt, hat eine Nebenabſicht. In aller Stille erſitzt er etwas: eine Ausſicht, eine Bequemlichkeit, einen Vorteil für ſein Eigentum. Und die geheime Aufregung dieſes Erwerbers wächſt mit dem durchſeſſenen Zeitraum: „Noch zwei Monate — noch drei Wochen — acht Tage — ah, wenn nur jetzt nichts mehr dazwiſchenkommt — ha, jetzt iſt die Ausſicht mir dienſtbar!“

So verhilft das Privateigentum zu ſtarken Gemütsbewegungen, ganz abgeſehen von der großen, die jetzt allen in den Gliedern liegt. Sie ſitzen, erſitzen jetzt in einem Bangen, beben vor den neuen Pariſer Schlagworten. Du lieber Gott, hat man darum ſo lange gearbeitet und geſpart, daß eines Tages die Kollektiviſten kommen und das Eigentum mitſamt den ſchönen Servituten wegnehmen? Valde stultus

es, Domitiane! Und jene, die Umstürzer, sind nicht minder thöricht. Weil beide Formen des Eigentums auch immer coexistieren. Wenn es je gelänge, den einzelnen aus seinem Rechte zu verdrängen, säße er selbst oder ein anderer in der nächsten Minute wieder darin und würde sich mit Zähnen und Nägeln darin behaupten. Aber das Gemeinsame besteht nicht minder; zuerst bewußtlos in den frühen Zeiten der Geschichte bei Volkswanderung und Landnahme, es gilt immer fort auf der Gemeindewiese, dem Landweg, löst sich in Regalien ab und kehrt wieder zur Gesamtheit zurück, sucht sich anderen Verhältnissen anzupassen, die von der Tüchtigkeit der Einzelnen langsam, mühevoll und wunderbar geschaffen worden sind. Denn der Einzelne eilt immer voran, und bis die Gesamtheit sich schwerfällig hinterdrein wälzt, ist er schon weit. Keine Sorge, wir gehen nicht zurück. Auch wenn wir es wollten, wir können nicht.

Was fällt einem alles ein, wenn man so mit leisen Ruderschlägen an den wohlgepflegten Ufern von Enghien vorübergleitet, auf dem Teiche, dem See, in dem jeder Grundbesitzer fischen darf.

Und dann die milde Nacht im Kasinogarten. Da ist ein dürftiges Theater aufgeschlagen. Die Leute sitzen gedrängt und lauschen einer läppischen Operette.

Besser ist es am Ufer. Die Mondsichel glänzt. In den Villen einsame Lichter, drüben hoch ein schöner Stern. Auf dem blassen Himmel stehen unsagbar weich die Umrisse von Bäumen. Geringe Landschaft und doch bezaubernd. Die größten Maler Frankreichs haben die unbedeutende Landschaft gezeigt. Das ist ja die Poesie: was darein gelegt wird. Für den Montblanc genügt ein Farbendruck, und seit gar bunt

photographiert wird, hat das eigene Auge nichts mehr zu ſuchen beim Allzugroßen. Aber Corot malt zwiſchen zwei Bäumen am Weiher die ganze Welt.

Über das Waſſer hin ziehen ein paar Kähne mit Menſchen, die vielleicht träumen. Die Muſik vom Theater klingt angenehm undeutlich heran. Mein Blick geht wieder nach den jenſeitigen Bäumen hin und verliert ſich liebend ins Weite.

Leben Sie wohl, lieber Freund!

20.

Geſtürzte Größen.

Der Mann war Unterrichtsminiſter, als ich ihn beſuchte. Ich weiß nicht mehr, welche Erkundigung ich einziehen wollte. Iſt auch längſt gleichgiltig geworden, ſo gleichgiltig wie er ſelbſt. Wenn man heute ſeinen Namen nennt, ſo heißt es: „Der? War der nicht einmal Bauten- oder Handelsminiſter?“ Denn ſo ſpurlos gehen ſie vorüber.

Er ließ mich lange im Vorzimmer warten, obwohl er mir die Stunde beſtimmt hatte. Warten laſſen gehört zu den Anfangsgründen des Regierens, gleichwie das Nichtbeantworten von Briefen wirkliche Vornehmheit verrät. Die wartenden Beſucher ſind in der nützlichſten Weiſe gedemütigt, es macht ſie mürbe und klein. Dennoch wurde ich damals in mir nicht erſchüttert, weil ich mich mit einer ſchönen Büſte der Republik, die auf dem Kamin ſtand, unterhielt. Marianne — das iſt der Spottname der Republik — Marianne hatte einen ſo ironiſch verzogenen Mund, als verſchwiege ſie eine Menge beißender oder trauriger Bemerkungen. Dann trat ich ans Fenſter und ſah auf den eleganten, ſtillen Hof hinaus. Der Kutſcher war eben

von der Miniſterratsſitzung heimgekehrt. Er ſah großartig zu, wie ein Stallknecht dem Pferde das Geſchirr abnahm. Der Kutſcher eines Miniſters iſt ein impoſanter Herr. Die Miniſter ſteigen ein und ſteigen aus. Ich weiß nicht, ob er ſie grüßt; jedenfalls geſchieht es von oben, vom Bocke herab. Denn er bleibt. Er iſt das Beſtändige. Die Unabſetzbarkeit der Kutſcher iſt hier eine der ſicherſten Errungenſchaften. Vielleicht iſt es das, worüber Marianne auf dem Kamin lächelt.

An dieſen Kutſcher habe ich ſeither öfter gedacht, als an ſeinen damaligen Herrn. Wenn ein Kabinett fiel, ſah ich ihn vor mir als ein Bild irdiſcher Größe: heiter unwandelbar. Er trägt die dreifarbene Kokarde immer am Hut. Und ſeine Herren, wo ſind ſie?

Sie tauchen unter. Ich geſtehe, daß ſie erſt dann beginnen, mich zu intereſſieren. Wenn im Palais Bourbon etwas vorgeht, und beſonders wenn nichts vorgeht, ſucht ſie mein Blick. Sie geben mir durch ihre Haltung die Auskunft, die ich brauche. Wie ſie verzichten, wie ſie ſich gehen und fallen laſſen, wie plötzlich eine Hoffnung in ſie fährt, um bald wieder zu ſchwinden, das gehört zu den beſten menſchlichen Schauſpielen. Ich ſagte es ſchon einmal: die Geſtürzten ſind immer da, wie alte Komödianten, die noch um das verlorene Theater herumſtreichen, oder wie verarmte Spieler, die dem Fall der Karten leidenſchaftlich zuſehen, obwohl ſie nichts mehr daran ſetzen können.

Nur wer da weiß, wie es im Palais Bourbon zugeht, kann die Notiz recht verſtehen, die vor kurzem in einer Zeitung war:

„Ein peinlicher Zwiſchenfall ſtörte geſtern einen Augenblick lang die Kammerſitzung. Ein ehemaliger Deputierter ſaß in der Loge, die für einſtige Mitglieder des Hauſes reſerviert iſt.

Er pflegte bei keiner Sitzung zu fehlen, seit er nicht mehr der Kammer angehört. Gestern sprang er plötzlich in einem Anfalle von Geistesstörung auf und schrie in den Saal hinunter: „Ich bitte ums Wort!“ Zwei Saaldiener hatten Mühe, ihn hinauszuführen. Er wiederholte unaufhörlich: „Ich bitte ums Wort!“

Ja, was zieht sie doch immer wieder hierher, die Gestürzten, Abgewirtschafteten, nicht mehr Gewählten, und die keine Aussicht haben, zurückzukehren? Was? Die qualvolle Zubereitung der Gesetze kann es nicht sein. Man sieht das ja an der Leere des Saales und hört es aus dem Plauderlärm, welchen Teil sie an der Rechtmacherei nehmen. Das Palais Bourbon hat andere Anziehungskräfte. Es ist auch die Einflußbörse und ein Klub.

Die Einflußbörse. Ich meine damit nicht etwa den Stimmenkauf und -Verkauf. Solche Vorwürfe sind ja dem Parlament, besonders seit Panama, oft genug gemacht worden. Mir scheint es nun thöricht, die politische Reinlichkeitsliebe nur auf die Fälle zu beschränken, wo die Leistung des einen Kontrahenten mit Geld erwidert wird. Ist etwa Korruption nicht vorhanden, wenn gleichartige Leistungen ausgetauscht werden? Ja, wenn wir uns in der Höhe von Zuschauern befinden, werden wir dem Einflußverkauf unbedingt den Vorzug geben vor dem Einflußtausch. Erstens zeigt das Vorkommen des Geldes immer eine feinere Kultur an. Zweitens wird das allgemeine Interesse beim Verkauf nur einfach geschädigt, beim Tausch aber doppelt. Beim Gelde glaubt man versichern zu müssen, daß es geruchlos sei, und schon diese Versicherung macht einzelne stutzig. Der Tausch hingegen erregt keinerlei Verdacht von üblem Duft,

entwickelt selbst manchmal die lieblichen Dünste der Hingebung, und darum ist er gefährlicher.

Sage ich, daß dergleichen nur in einem republikanischen Parlament vorkommt? Da wäre ich weit von meinem Gedanken entfernt. Ich erzähle nur in aller Schlichtheit, was ich hier im Palais Bourbon an Gutem und Minderem sehe. Daß andere Staats- und Regierungsformen auch Nachteile haben, und welche es sind, ist mir nicht unbekannt. Nur wäre ich wirklich ohne Entschuldigung, wenn ich Montesquieu abschreiben wollte, wie wenige Personen es auch bemerken möchten.

Der Schacher mit dem Einflusse ist durchaus nichts neues oder Republikanisches oder Parlamentarisches. Was waren denn die Salons des ancien régime, was der Hof? Winkelbörsen und Clearing-House für den Machthandel. Nur Dummköpfe werden mißverstehen, was ich jetzt sagen will. Ich kann im reinen Denken nichts besseres sehen in dieser Abmachung: „Verschaffen Sie meinem Neffen ein Reiterregiment, und ich mache Ihren Vetter zum königlichen Parlamentspräsidenten.“ Das sind zwei Verkäufe ohne Dazwischenkunft des Geldes.

Sollte man also nicht gegen die Geldkorruption wettern? O gewiß!

Das ist ein unschuldiges Vergnügen, und wenn es nicht nur plumpe und alberne Deklamation ist, wird es edleren Menschen immer wohl gefallen. Es hat sogar Bedeutung für den Staat. Es ruft periodische Tugendanfälle hervor. Nach Skandalen kommt immer eine sittliche Zeit, wo viele Armut, Keuschheit und ähnliches sich vornehmen. Und niemand wird leugnen wollen, daß Gelübde der völligen Enthaltsamkeit einen sicheren Wert haben: wer sie ablegt, der begeht wenigstens keine Exceſſe.

Wie merkwürdig, daß es noch nicht Eine rechtschaffene Komödie aus dem Palais Bourbon giebt. Was laufen einem da für Lustspiele an der Nase vorüber. Wandelt man durch die Gänge des Hauses, so bemerkt man gar köstliche Scenen. Daß nur der mit jenem beisammensteht, erzählt oft eine ganze Geschichte. Es wäre nicht schicklich und ist auch nicht nötig, zu horchen. Schauen ist besser als Hören, denn die Zwei dort sagen einander ohnehin nicht die Wahrheit. Um was handelt es sich? Um eine Steuereinnehmerstelle oder ein Bändchen für das Knopfloch eines einflußreichen Wählers, und das Ganze wird in die „politische Lage" eingehüllt.

Es werden zweifellos sehr viele, die meisten Einflußgeschäfte außerhalb dieser Mauern eingeleitet. Aber schließlich müssen alle Aufträge hier in irgend einer Form ausgeführt werden — sonst ist das parlamentarische System nicht richtig. Denn so wie an der Börse ein Teil der Geschäfte berechtigt und für die Regelung allgemeiner Verhältnisse von höchstem Werte ist, so geht es auch im Einflußverkehr zu. Wo die Verderbnis der nützlichen Einrichtung beginnt, das werden Gesetze selten und nur für kurze Zeit bestimmen können. Und ich meine da Gesetze, die nicht im Auftrag, wenigstens nicht auf Befehl des Volkes zustande kommen. Die Arbeit dieser Unterscheidung ist für eine Menge überhaupt zu zart. Wirkliche Besserung zu schaffen vermögen nur die Philosophen und Künstler, weil sie die menschliche Natur sozusagen an der Gurgel packen. Aus unserer Natur entsteht ja alles Übel. Nachdem wir eine neue Einrichtung gefunden haben, verderben wir sie zunächst. Dann entdecken wir, daß wir damit unsere Entwicklung gefährden und schwingen uns zu einer höheren Einrichtung auf, die allmählich auch verdorben wird. Und so, so geht es langsam aufwärts.

Weil nun die Franzoſen ihre Einrichtungen ſo ſchnell verderben, ſind ſie ein führendes Volk — denn ſie ſind gezwungen, ſchnell Beſſeres zu ſuchen.

Wenn man aber nicht ins Ferne ſpekuliert, iſt es luſtig, das Treiben an der Einflußbörſe zu beobachten. Der Verkehr iſt geräuſchvoll, aber ſinnreich. Von Einem, der etwas erlangen will, ſagt man gewöhnlich: „Er macht Schritte.“ Hier ſind dieſe Schritte zu ſehen. Wie oft war es meine Zerſtreuung in leeren Sitzungen, die „Schritte“ im Halbkreis vor der Miniſterbank zu zählen. In den meiſten Fällen ſind die Schritte nur ein gleichſam zufälliges Stehenbleiben, das vertrauliche Unterfaſſen eines Armes oder ein über die Bank hingerufenes Wort.

Das Palais Bourbon iſt auch ein Klub. In allen Verſammlungen ſieht man ein Maulaffentum. Auf den verſchiedenen Stufen der Politikaſterei iſt es immer dasſelbe: im Café du Commerce der Provinzſtädte, in Gemeinderäten, Generalräten, in beiden Kammern. Sie ſitzen oder ſtehen beiſammen, müßig und doch geſchäftig, hören Reden, lärmen dazwiſchen, halten Reden. Auch giebt es Scherze, Klatſch, Neuigkeiten, Kameradſchaft. Sie umſtehen die Rednerbühne wie einen Billardtiſch. Ein Klub iſt es für die, welche noch nicht ums Wort zu bitten wagen — dieſe bilden die unglaublich weit überwiegende Mehrheit. Ein Klub iſt es beſonders für die anderen, die nicht mehr das Wort verlangen, für die Geſtürzten.

Von denen hat Jeder ſeine Geſchichte. Wie ſind ſie heruntergekommen? Die einen durch ihre Plumpheit, die zweiten durch ihre Überſchlauheit, die dritten ſind heimtückiſchen Nebenbuhlern erlegen, die vierten hat ein Volksſturm in ihrer Kraft gebrochen, die fünften haben ſich ſanft ausgelebt. Und alle die verſchiedenen gehen mit dem einzigen gleichen Gedanken herum:

Wenn man noch einmal anfangen könnte! Daß ſie dieſen Gedanken haben, iſt keine ſpielende Vermutung; denn warum wären ſie ſonſt im Palais Bourbon?

Wenn man noch einmal anfangen könnte! Man würde dies thun und jenes laſſen. Man würde . . . Das füllt den Abend ihres öffentlichen Lebens aus.

Einer, der ſich ſanft ausgelebt hat, iſt Herr Léon Say. Hier und da erſcheint er noch auf der Tribüne, etwa einmal im Jahre. Das iſt dann ein Ohrenſchmaus, der alte Herr iſt ja ein feiner Redner. Kunſtliebhaber hören ihn gern, ſo wie ſie den kleinen Liedern von 1830 lauſchen. Als der Großvater die Großmutter nahm — das iſt ungefähr ſein Datum. Er ſtammt äußerlich und innerlich aus einer Zeit, in der man ungeſtraft von der Wiſſenſchaft zu den Finanzen und wieder zurück kommen konnte. Seine Nationalökonomie iſt die der Bankiers, ein bischen ſchroff, ein bischen ſchnöde, wenn ſie auch von Prinzipien der Freiheit ausgeht. Solche Leute bringen allmählich die Freiheit in Verruf. Ihr Denkfehler läßt ſich in ein Gleichnis faſſen. Sie ſchreien: „Man verſtopft uns den Strom!“ wenn jemand den Waſſerlauf regulieren will. Und ſie erregen dadurch den ſchweren Ingrimm der Opfer von Überſchwemmungen.

Ja, eine andere Zeit ſteht mit Léon Say — ſelten — auf der Rednerbühne. Spielend wie ein Conférencier wandelt er hinter dem Pult auf und ab. Die Stimme erhebt er nie, ſondern plaudert mit einer Gemütlichkeit, vor der man ſich unwillkürlich in acht nimmt, und mit gutem Geiſt. Er iſt ablehnend höflich, großbürgerlich, liſpelt oder ziſcht ſeine Angriffe im verbindlichſten Ton und ruft dennoch Wutſtürme hervor, die ihn übrigens kalt laſſen; zum mindeſten ſtellt er ſich gleichgiltig. Er hat ein ſchlaffes, altes Profeſſorengeſicht, das ſpärliche

graue Haar iſt ſchräge geſcheitelt und der Schnurrbart kurz verſchnitten. Er trägt ſchwarze, altmodiſch weite Kleider, auf dem fetten Bäuchlein liegt ein dünnes Goldkettchen, und die Hände hält er beim Reden in den Hoſentaſchen. Es kann ihm nicht eine Kupfermünze abhanden kommen. Und wenn man die geſcheiten Dinge vernimmt, die er mit der Kurzatmigkeit eines alten Mannes hervorſtößt, bedauert man nur, daß er ſo viel Ironie des Beſitzenden hat. Daß er dieſe Ironie auch zeigt, da er ſie nun ſchon in ſeinem Geiſte hat, das iſt offenbar das Beſte an ihm. Das Schlimmſte iſt, daß die Freiſinnigen ſeiner Gattung ſich einer Entwicklung hart verſchließen, die ſich nicht vollſtändig unter ihre Formeln bringen läßt. Dadurch geraten ſie eigentlich in Widerſpruch mit ihrem Prinzip. Sie hemmen das Aufſteigen, die Bethätigung des einzelnen, worauf ſie doch aus waren. Die Bedingungen, die das Individuum fordert, ſind in verſchiedenen Zeiten anders. Da waren Früchte zu ziehen, und ſie wurden verſäumt. Darum hat die Gattung Léon Say auch keinen ordentlichen geſunden Nachwuchs, wie ihn zum Beiſpiel die Altkonſervativen immer wieder haben. Freilich iſt es bei den Konſervativen auch ſinngemäß leichter, weil ja Beharren leichter iſt, als Ausgeſtalten und Entdecken.

Es giebt wohl geringfügige junge Leute, die auf dieſer Seite ihren Weg zu machen verſuchen, aber ſie ſind und bleiben kraftloſe Erben.

Eine rüſtigere und dabei doch regierungsfähige Jugend ſaß noch vor kurzem hinter den Opportuniſten. Nur iſt in ſie das Skandalwetter wie ein Hagel dreingefahren. Die Triebe ſind vernichtet. Der Größte dieſer Verlorenen iſt Joſeph Reinach. Der triumphierende Joſeph Reinach war eine unerträgliche Erſcheinung, der gebrochene flößt Furcht und Mitleid ein. Ich

verſtehe nicht, daß man ihn noch immer totſchlägt; vielleicht bemerken ſeine Feinde nicht, daß er aufgehört hat, zu atmen. Ein Haß iſt auf ihm verſammelt, der ſich weniger durch die Fehler als die Vorzüge Reinachs erklären läßt. Eine machtliebende Natur, für Liſt und Gewalt gleichmäßig begabt, voll Verſtändnis für die ferneren Zwecke des Staates, hätte er einer mehr venetianiſch angehauchten Republik bedeutende Dienſte leiſten können. Er iſt durch ſeine Familie hinauf- und heruntergebracht worden. Wie lag das Leben vor dieſem reichen, ſtrebſamen, ernſten und gebildeten Menſchen. Wie früh begann er ſich für ſeine große politiſche Zukunft vorzubereiten. Seine Familie iſt wie ſein Name deutſchen Urſprungs, und als Jüngling hatte er, der im elterlichen Hauſe Deutſch reden hörte, ſchon die Klugheit, ſich eine ſchlechte Schulcenſur für die deutſche Sprache geben zu laſſen. In allem Übrigen beſtand er die Reifeprüfung als erſter. Dieſe Schulſiege werden in Frankreich ſehr feierlich begangen, das ganze Land nimmt davon Kenntnis, und es mußte ſich damals ſagen: Schade, daß der junge Reinach für das jetzt ſo nötige Deutſch gar keine Begabung zeigt! Ich hörte ihn einmal, in ſeiner noch guten Zeit, auf der Tribüne der Kammer ein paar deutſche Worte ſagen. Er ſprach in einer Unterrichtsdebatte von Freytags Roman „Sol ounde abenne“. Man merkte ordentlich, wie ſchwer der Zunge dieſes Galliers die germaniſchen Laute wurden.

Aber dergleichen ſollten ihm Franzoſen doch nicht vorwerfen; er hat ſich ihnen ganz und freudig hingegeben. Die verlorene Liebesmüh! Es half ihm auch nichts, daß er immer ein ſcharfer Patriot war; die geſchäftsmäßigen Vaterlandsliebhaber laſſen ſich keine Konkurrenz machen. Und vergebens ſtand er in der

erſten Reihe des Kampfes gegen Boulanger; die Republikaner ſind undankbar wie Könige.

Noch haben ſich nicht alle von ihm abgewendet, denn der Neffe und Schwiegerſohn des Baron Reinach von Panama gilt als Wiſſer manchen Geheimniſſes. Aber ſie meiden ihn gern in der Öffentlichkeit. So iſt dieſer ehrgeizige Mann, deſſen perſönliche Makelloſigkeit feſtſteht, gerade in ſeiner Ehre ſchwer heimgeſucht. Noch nicht vierzig Jahre alt und vor dem Erreichen der Macht, die ihm ſo nahe war, iſt er für immer gebrochen. Mit einem ſchwer belaſteten Namen, wie der ſeinige, erhebt man ſich nicht mehr. Er iſt zu klug, um das nicht zu wiſſen, und darum bewundere ich den harten Stolz, mit dem er ſich immer noch im Palais Bourbon zeigt. Viele wollen darin etwas Cyniſches ſehen. Ich habe oft die Qual ſeiner Haltung beobachtet, und es ſcheint mir eher, als führe er eine Rolle hartnäckig zu Ende. Man kann ihn täglich in der Kammer ſehen, in der dritten Bank hinter den Miniſtern. Sein feiſtes, ſchwarzbärtiges Geſicht hat einen ernſten und gelaſſenen Ausdruck, der viel Mühe koſten mag. Freunde und Verpflichtete vom geſtrigen Tage ſehen zerſtreut über ihn hinweg. Zuweilen macht jemand eine halbe Wendung im Plauderknäuel, dem Reinach ſich nähert. Hände, die ihm ehemals treu entgegengeſtreckt wurden, verſchwinden jetzt in den Hoſentaſchen, haken ſich im Weſtenausſchnitt ein oder liegen wie gebunden auf dem Rücken. Alte Freunde haben verſtümmelte Arme, wenn er kommt. Man läßt ihn langſam erfrieren. Wenn ich ihn recht verſtehe, träumt er davon, in der nächſten Deputiertenwahl zu unterliegen. Vielleicht wird er ſogar gegen ſich ſelbſt intriguieren.

Er iſt eine tragiſchere Geſtalt als Rouvier. Dieſer genoß wenigſtens die Macht in ſeltener Fülle und langer Dauer. Er wurde noch in ſeiner vollen Kraft zerſtört, doch er hatte ſchon den Reichtum eines ganzen Lebens ausgekoſtet. Zehn Jahre hindurch Miniſter in Kabinetten, die den Namen wechſelten, und in denen er die Hauptperſon blieb. Ein wirklicher Regierungsmenſch mit ſehr feſten Zielen und einer überlegenen Rückſichtsloſigkeit im Gebrauche der Mittel. Dieſe Republik hat keinen tüchtigeren Mann als Rouvier zur Führung der öffentlichen Geſchäfte hervorgebracht. Mit dem heißen Temperament eines ſüdfranzöſiſchen Kaufmannes erkannte und benützte er die Konjunktur der Republik, die 1871 eintrat. Er diente ihr ſo gut und ſcharfſinnig, als er es vermochte, nämlich als Kaufmann. In den öffentlichen Geſchäften betonte er nach ſeinem Verſtändniſſe das Hauptwort ſtärker als das Beiwort. Die Ankläger, die ihn unredlich ſchelten, verſtehen ihn offenbar nicht. Er beurteilte ſeine Aufgaben nicht beamtenmäßig, ſondern kaufmänniſch. Als Miniſterpräſident oder Finanzminiſter kam er ſich vor wie der Prokuriſt einer großen Unternehmung, der auch für ſich ſelbſt Geſchäfte machen darf; nicht etwa auf Koſten der Unternehmung, ſondern nur nebenher. Wem ſchadet er damit? war ſeine Anſicht. So konnte er ſich einmal in der Panamahetze äußern: „Mein Vermögen hat ſich nicht abnorm vergrößert, ſeit ich mich mit der Politik abgebe.“ Und ein andermal: „Wenn ich die Zeit und den Eifer, die ich dem Staate widmete, für den Bau meines eigenen Vermögens verwendet hätte, wäre ich heute reicher.“

Denn obwohl er Rechtslicenciat war, bevor er in ein Marſeiller Geſchäftshaus eintrat, weiß er nicht, daß gewiſſe Handlungen keine Bedingung vertragen und gewiſſe Ämter

keinen Nebengewinn, wie einwandfrei dieser auch sonst wäre. Und geradezu unfaßbar mag es ihm noch heute erscheinen — oder stellt er sich nur so? — warum man ihn zu Boden geworfen hat. Er borgte von einem Geschäftsfreunde fünfzigtausend Franks für einen republikanischen Parteizweck und ließ den Betrag durch Baron Reinach aus Panamageldern ersetzen. Ja, welcher Minister in Europa kommt denn mit seinen Geheimfonds aus? Man läßt sich von Banken und Geldleuten solche unpersönliche Gefälligkeiten erweisen — das war Rouviers Standpunkt.

Aber in seinem größten Zorn über die Anklagen sagte er nicht, was ihm wohl oft auf der Zunge schwebte: „Sie sind schrecklich dumm, meine Herren! Wenn ich hätte stehlen wollen, brauchte ich nicht von einem Geschäftsfreunde oder von Panama nachweisbares Geld zu nehmen. Ein unredlicher Finanzminister kann sich von der Börse so viel Geld holen, als er will, da er die Rentenkäufe und -Verkäufe der Staatssparkassen leitet — und noch manches andere."

Darauf bezieht sich sein wütendes Wort vom nicht „abnormen" Wachstum seines Vermögens. Er fühlt sich in tiefster Seele als ehrlicher Mann, der eine Chance nicht ganz ausgenützt hat.

Die Weltverbesserer, die in allem zu weit gehen, möchten darum die Kaufleute aus dem öffentlichen Leben verbannen, weil diese notwendig ihre Auffassung in die politischen Ämter mitbringen. Und doch ist es klar, daß außer Juristen nur noch die Kaufherren durch ihre Berufsbethätigung zu richtigen Führern der Volksgeschäfte geeignet werden. Ich meine natürlich nicht die Großwucherer und Großspieler. In Fächern, wo rasches Erfassen der Umstände und eilige Entschließung erfordert werden,

ſind die Kaufleute ſogar den Juriſten überlegen. Das macht ja die Größe Englands aus, daß es dieſe beiden Kräfte glücklich benützt: im Innern den ſtarren, konſervativen Juriſtengeiſt und nach außen die bewegliche Abenteuerluſt des kaufmänniſchen Geiſtes.

In einer ariſtokratiſchen Republik hätte der Kaufmann einen guten Platz. Wenn ich mir das früh abgeriſſene Leben Gambettas weiterdenke, meine ich, daß er ſchließlich eine neue und eigentümliche Ariſtokratie in der Republik gegründet hätte, unter gleichzeitiger Stärkung der Gemeinde-Autonomie.

Rouvier, den er richtig ſchätzte, wäre ihm dabei ein guter Gehilfe geweſen. Noch heute, wo Rouvier geſtürzt und geſchändet iſt, ſieht man die Macht ſeines Talents. In Finanzfragen beugen ſich ſelbſt Gegner ſeiner Autorität. Er iſt unerſchöpflich an Auskunftsmitteln, und wenn die kleinen Schwätzer eine Debatte bis zur Unverſtändlichkeit verwirrt haben, macht er die Sache in zwei Worten wieder klar. Keiner benimmt ſich auf der Rednerbühne herriſcher als er, noch jetzt. An dem furchtbaren Tage, wo er aus dem Finanzminiſterium mit einem Ruck auf die Anklagebank des Schwurgerichtes geworfen wurde, ſprach er im ſelben hochfahrenden Ton, wie da er als Miniſterpräſident die Peitſche über ſeine duckende Majorität ſchwang. Denn ihn kann man ſtürzen, aber nicht brechen. Man kann ihn umbringen, er bleibt doch bis zum letzten Augenblick ein ſtarker Condottiere des Parlaments. Er meldet ſich auch immer gleich, wenn die Korruption des bisherigen Syſtems laut angegriffen wird. Trotzig bietet er ſeine Bruſt dar, indes andere ſich verkriechen. Da kann er wenigſtens etwas von der Lava ſeines Innern herausgeben. Dieſe Ausbrüche ſind herrlich und ſchrecklich, und die Kammer erbebt vor dem geſtürzten Mann.

Schlimmer sind für ihn die ruhigen Tage, wo die Beschimpfungen auf sich warten lassen. Er muß fortwährend auf die schwersten Kämpfe gefaßt sein. Dabei wird er nicht mutlos, sondern nur nervös. Er sitzt in der zweiten Bank der Mitte, gewöhnlich schrägüber, nachlässig; der eine Arm liegt auf dem Pult, der andere hängt nach rückwärts über die Lehne, und die Finger trommeln, zucken. In seinen Gesichtszügen ist etwas wild Verschmitztes. Eine dünne Haarpflanzung steht noch, wo früher der Schopf war; energische Backenknochen, spitzer, schwarzer Vollbart, dessen Ende grau. Auf dem breiten Nasenrücken sitzt ein Kneifer, immer zum Herabfallen. Der Kopf steckt tief zwischen den Schultern, der Rücken ist ganz rund. Sein Gang ist ein Schaukeln. Die Augen aber, in denen sein Wesen gesucht werden möchte, sind unsicher, scheu und hochmütig. Die alte Gewohnheit aus besseren Tagen, Leute zu übersehen, muß ihm jetzt zum Ausweichen dienen.

Im ganzen begreife ich seinen Aufstieg eher als seinen Absturz. In dieser Republik hat man immer ein Äußerstes vor Augen. Erfolg und Mißerfolg sind unabgestuft. Und das ist ja der schwerste Vorwurf, den man der Demokratie machen kann. Sie überschreitet immer die Grenzen, ist unfähig, Verdienste oder Vergehen zu individualisieren, und hat keine Grade in Lohn und Strafe.

Die regierenden Republikaner wissen das jetzt schon genau. Erst jetzt. Wer lernt aus der Geschichte? Mit ihrem Neid und ihrer Undankbarkeit leidet die Demokratie keine Größen. Ich weiß so gut wie ein anderer, daß es der hohe Zweck der Demokratie ist, das Überragen einzelner zum Wohle der Gesamtheit zu zerstören. Und in der Höhe rechtfertigt sich alles, die Undankbarkeit wird sittlich, und der Neid trägt Früchte.

Aber da ſteckt die petitio principii. Es iſt noch fraglich, ob die Geſamtheit davon einen Vorteil habe. Wohl mag es dem Betrachter kurzer Zeitſpannen ſcheinen, als ob mit der Vernichtung guter Größen die Vertilgung ſchlechter Größen nicht zu teuer erkauft wäre. Mit einer ungeheuren Ironie werden die kräftigen Individuen von der Demokratie dadurch unſchädlich gemacht, daß man ſie ein Weilchen regieren läßt. Dann ſind ſie abgenützt, wertlos, verächtlich. Aber dieſer Raubbau von Talenten kann nicht lange an einer Nation getrieben werden. Bald wenden ſich die Ariſtoi von der Einrichtung ab, und ſelbſt die ſtaatsverbrecheriſchen Naturen finden dabei nicht mehr ihren Vorteil. Die Alten können wohl nichts mehr machen; jedoch es ſtehen gefährlich die Jungen auf und ſpähen nach dem Cäſar, wenn ſie nicht in der Gleichmacherei noch weiter gehen, bis alles dem Erdboden gleichgemacht iſt. Wollen ſie das letztere, ſo hat natürlich der Cäſar viel mehr Ausſichten, als wenn ſie ihn rufen.

Darum glaube ich, daß Gambetta in der logiſchen Entwicklung ſeiner Überzeugungen endlich dahin gekommen wäre, die Gemeinde für die Demokratie und den Staat für eine neue Ariſtokratie einzurichten. Er wäre dazu auch gedrängt worden durch das Volk, das ihn verſtieß. Die Ariſtokratie iſt ja ein Prinzip, das ſich mit jeder Staatsform verträgt, gleichwie die Demokratie auch in Monarchien vorkommt. In der Monarchie hat die Demokratie ſogar den gewaltigen Zweck, gealterte Rechtsvorzüge zu brechen und hinwegzuräumen. Die größten Herrſcher haben das denkend oder inſtinktiv ausgeführt. Denn ariſtokratiſche Republik und demokratiſches Königtum ſind ſicherlich die feinſten Formen des geſchloſſenen Staates.

Und wenn wir die dritte franzöſiſche Republik geſchichtlich

betrachten, finden wir die Erklärung ihrer Gebrechen an der Wurzel. Die große Revolution, die man nach Clemenceau als „bloc“, als Ganzes nehmen muß, iſt an allem ſchuld. Dieſe Revolution hat der übrigen Welt mehr genützt als den Franzoſen. Es war wie in den Reden, ſo in den Handlungen der franzöſiſchen Revolution ein falſches Antikiſieren. Die Menſchen und ihre Verhältniſſe entfernen ſich aber immer mehr von der Einfachheit des Altertums. Das Volk erwartet in ſeinem dunklen Bewußtſein etwas anderes, das es nicht nennen kann. Geſucht wird eine Renaiſſance.

Anfangs Juli 1895.

21.

Die Schule des Journaliſten.

Wenn man vier Jahre da oben verſitzt auf dem Platze der fremden Zeitungsſchreiber, in dem engen Verſchlag zwiſchen den zwei letzten Säulen, lernt man einige nützliche und viel überflüſſige Dinge — wie in jeder andern Schule. Nicht die einzelne Kenntnis hat Wert, ſondern die Übung. Man lernt hören und ſehen. Zuerſt war es eine harte Anſtrengung, das Hinunterhorchen nach jedem Ton und jeder Bewegung. Es lag darin die unerfahrene Meinung vom Parlament: als ob die Worte da mit Gedanken geſättigt ſein müßten. Die Albernheit der öffentlichen Reden verwirrt den Menſchen, der an die Büchereinſamkeit gewöhnt iſt; denn er hält dieſe Albernheit für eine ſcheinbare, nur ihm vorkommende, und er lauſcht mit umſomehr Ehrfurcht, je weniger er verſteht. Iſt es denn möglich, daß dummes Zeug oder veraltete Anſichten, die in der Bücherwelt vor dreißig, vierzig Jahren galten, hier mit ſolcher Dreiſtigkeit vorgebracht und mit ſolcher Aufmerkſamkeit angehört werden? Es muß doch etwas dahinter ſtecken? Ja, ja, man entdeckt allmählich, was dahinter iſt.

Es unterhält mich zuweilen, wenn ich denke, was wir in dem Journaliſtenloge genannten Verſchlag für zweckloſe Fertigkeiten uns aneignen. Ein Beiſpiel: das Erkennen der Zwiſchenrufer. Wir ſchreiben die Worte eines Redners nach und beobachten nur ihn, wenn nicht gerade unſere Gedanken irgendwo in der Ferne herumſtreichen. Plötzlich ſtößt ein Zwiſchenrufer, deſſen Stimme wir nicht kennen, einen Laut aus. Im nächſten halben Augenblick wiſſen wir, welcher von den fünfhundert anweſenden Deputierten es war. Unſer Blick taſtet ſich an den Blicken der unten Sitzenden hin nach einer Richtung; eilig ſind wir bei der Gruppe, aus welcher der Schrei kam, und den Rufer erkennen wir an der Bewegung ſeiner Nachbarn, ſowie an ſeinem eigenen Nachſchwingen, das von leiſem Zittern bis zu ſtarkem Schaukeln des Oberkörpers geht. Dieſes Nachſchwingen hat ausnahmslos jeder. Ich ſtelle das wahrhaftig nicht als eine wichtige Beobachtung dar, ganz im Gegenteil. Aber wie lange dauert es, bis man dieſe geringe Kunſt erworben hat.

Man kennt den verſchiedenen Klang von hundert Stimmen, und man weiß im voraus, was ein Redner ungefähr ſagen wird. Bald hat man auch den Typus der großen Sitzungen herausgefunden. Eine „große" Debatte beſteht aus dem Citieren früherer Sitzungen — höchſtens „Geſchichte" der letzten zwanzig Jahre — aus kleinen Geſchicklichkeiten, die zuſammen die formale Politik bilden, und aus der künſtlichen Herbeiführung von Zwiſchenfällen. Das iſt einer der zahlreichen Gründe für den Niedergang des Parlaments: die Gleichförmigkeit der als groß bezeichneten Debatten. Wir haben ſchon geſehen, daß der graue Vorhang dieſer angeblichen Öffentlichkeit mancherlei verbirgt. Wer aber im Palais Bourbon nicht zu Hauſe iſt, weiß

das nicht oder kann es nur geärgert ahnen. Und da wirkt es betrübend, daß dieſes Volk keine geiſtig bedeutendere Vertretung hat, wo das Volk doch ſelbſt in Verfallszeiten, wie die jetzige, noch viele Denker und Schriftſteller über Mittelgröße hervorbringt.

An der Kriſe des Parlaments tragen diejenigen die größte Schuld, die über das Eindringen niederer Elemente jammern. Der gemeine Parlamentston iſt überall eine Folge der Ausbildung jener Geſchicklichkeiten, durch die ſich Parteien oder Einzelne an der Macht erhalten wollen. Dieſe Mittelchen der formalen Politik ſind ſchwerer zu finden, als nachzuahmen. Zur Nachahmung genügen minder feine Geiſter, die ſich richtig auch roher ausdrücken werden. Spät ſehen dann die verdrängten Intelligenzen ein, daß ſie ſich durch das am ſchwerſten ſchadeten, wodurch ſie ſich zu nützen glaubten. Denn die Waffen, die ſie erſonnen haben, geraten in brutalere Fäuſte. Und davor hätte man ſich umſomehr in acht nehmen müſſen, als das Parlament volkstümliche Grundlagen hat. Das Syſtem enthält ja ſchon von vornherein die Begünſtigung der ſtärkeren Schreier und dreiſteren Komödianten.

Die Kriſe des Parlaments iſt freilich nicht durch ſolche Fraktionsſünden allein herbeigeführt worden. Der tiefſte Grund liegt, glaube ich, in der Verkünſtelung des Mandats. Der Auftrag des Volksvertreters iſt in der Wurzel krank, das haben wir bei den Wahlen geſehen. Auf Verſprechungen hin, deren Unerfüllbarkeit der Kandidat genau weiß, erhält er einen unbeſtimmten Auftrag zur Geſetzgebung. Und doch iſt dies ungeachtet behördlicher Wahlbeeinfluſſung und der Erſtickung einſichtiger Minoritäten noch nicht das Schlimmſte; das Gegenſpiel beſchränkter Intereſſen hebt ſich vielleicht in der Geſamt-

vertretung auf. Der mangelhafte Auftrag wird aber über die Geſetzgebung hinaus auf die Exekutive ausgedehnt. Wohl enthält die Verfaſſung verſchiedene Hemmniſſe und Verkleidungen der Regierungswahl; dennoch ernennt das auch nur vom Parlament gewählte Staatsoberhaupt die Regierung nicht frei. Die Kammer beſtimmt auf Umwegen die Regierung, die ſie, wann es ihr beliebt, durch Intriguen entfernt. So ſteht alles in der Luft. Jeder kann ſich auf die Fiktion des Auftrages berufen, und niemanden trifft eine ſchwere Verantwortung. Die „allergetreueſte Oppoſition Ihrer oder Sr. Majeſtät" drückt ein richtigeres Prinzip aus. Denn wie der Staat geſchichtlich keineswegs durch einen contrat social entſtanden iſt, ſo muß in ihm auch ein anderes Rechtsverhältnis wirken. Das iſt die negotiorum gestio. Das Volk iſt und bleibt behindert, ſeine durch Größe und Umfang unüberſehbaren Geſchäfte zu führen. Der Geſtor oder die mehreren Geſtoren werden eine um ſo heißere Sorgfalt anwenden, je mehr ſie ihre Geſchäftsführung durch Thaten legitimieren müſſen. Sie werden, um ſich einzuſetzen, auch irgend eine Fiktion vorſchützen; welche, iſt eigentlich gleichgültig. Sie ſtehen jedenfalls im Dienſte einer höheren Notwendigkeit. Das kann ausgedrückt werden je nach dem Kulturgrade des Volkes.

Dieſe Erwägungen möchte ich kurz zuſammenfaſſen. Ich finde die Erklärung der ſchleichenden Kriſe, in der ſich die parlamentariſche Republik befindet, darin, daß man ſich nicht von vornherein klar genug wurde oder es nicht für wichtig hielt, Regierungsprinzip und Staatsform zu unterſcheiden. Es giebt nur zwei Regierungsprinzipien: das ariſtokratiſche und das demokratiſche. Und das Regierungsprinzip muß glaube ich, in einem ausgleichenden Gegenſatze zur Staatsform

ſtehen. Regierungsprinzip und Staatsform müſſen ſich gegenſeitig mildern.

Ich weiß nicht, wem es komiſch erſcheinen wird, daß ich in der Journaliſtenloge ſolchen Gedanken nachhänge. Doch wenn man ſich nicht mit dieſen Dingen beſchäftigt, wozu geht man ins Palais Bourbon.

Hier in Frankreich werden derlei Betrachtungen von den wechſelnden Machthabern und deren bleibenden Knechten mit einer offiziöſen Ironie abgelehnt. Das beweiſt natürlich nichts. Der gegenteilige Beweis ſteigt aus der Tiefe herauf. In der Wahlbewegung ſieht man ein würdeloſes Unterbieten der Auftraghaſcher. Es giebt Bewerber genug ſelbſt um befehlende Mandate. Und wenn der imperative Auftrag auch nach dem Geſetz nicht exiſtiert, wird er doch durch die Herrſchſucht ſonderbarer Wahlkomitees erſetzt. Dieſe Deputiertenmacher hielten wohl ſchon das äußerſte Mögliche der Demokratie für erreicht. Es iſt noch nicht. Erſt im Referendum zeigt ſich der ganze Unſinn einer vorgängigen Volksbefragung. Es giebt in der Politik keine einfachen Fragen, die mit ja und nein beantwortet werden können. Das Volk iſt wohl — wenn ich das luſtige Wort noch einmal anwenden kann — nicht Juriſt genug, um das oder jenes unklar zu finden. Es dürfte dennoch einige Schwierigkeiten bereiten, der Menge eine Währungsfrage, einen Handelsvertrag oder irgend eine andere Ziffernſache zu erklären. Die Imponderabilien des Völkerverkehrs würde die Menge ebenſowenig verſtehen, wie die weiten Gedanken der Volkserziehung, und wenn eine große Nation das Unglück hätte, das Referendum zu beſitzen, ſtünde ſie trotz aller Friedensapoſtel fortwährend vor dem Kriege, auf ja und nein, ohne Übergänge.

Wie mit der Anzahl von Beratenden auch deren Unfähigkeit wächſt, das ſieht man täglich im Palais Bourbon. Für dieſe Beobachtung eignen ſich beſonders die ſtillen Tage. Die Phyſiognomie der langweiligen Kammerſitzung kennen wenige Leute. Man kommt nur, wenn Sturm erwartet wird, wenn eine Regierung in Gefahr und ein Mann über Bord iſt oder beſchämende Enthüllungen angeſagt ſind. Zwar die Galerien ſind immer voll. Das iſt die Blüte der Provinz oder rundreiſendes Ausland. Die Leute hören, ohne zu verſtehen, und ſehen, ohne zu erkennen, was im Saale vorgeht. Die aber ſonſt jede Bewegung bewachen, die Zeitungsſchreiber, laufen hinaus und ſammeln den Kleinkram von Neuigkeiten, die zumeiſt nicht wahr ſind, in der Salle de la Paix. Und dennoch iſt immer die Sitzung das Merkwürdigſte. Immer ſpielt ſich etwas ab im weiten Amphitheater, unter der gläſern durchbrochenen Decke, die von Marmorſäulen ſo edel getragen iſt. Wäre es auch nur das geringe Auf und Ab von Abſtimmungen oder ein Beleuchtungswechſel im Oberlicht. Wenn der Tag jenſeits der Decke ſtumpfer hereindämmert, ſind die Umriſſe der Leute unten verſchwommen wie ihre Reden. Dann fliegt der warme gelbe Ton des Gaslichtes hinter der Glasdecke hin, und man ſieht wieder, was hinter dem Sfumato war.

Von unſerem Standpunkte erſcheinen die Geſtalten in einer Verkürzung, das weiß ich wohl; ſie „plafonnieren" ſozuſagen umgekehrt. Aber das Licht fällt auf ihre Köpfe, und es iſt Einheit in unſerem Standpunkte, alſo Verläßlichkeit.

Und ſo habe ich ſie lange angeſehen: die mit der mühſamen Poſe, wie die Harmloſen, die ſich im Palais Bourbon unbemerkt glauben. Die meiſten fühlen allerdings immer die Augen einer Welt auf ſich gerichtet. Es iſt komiſch. Und

doch, wenn man von der einzelnen Lächerlichkeit auf den Gedanken zurückgeht, den sie närrisch ausführt, findet man, daß es ein zweckmäßiger ist. Der Parlamentarismus erfordert weithin sichtbare Masken mit groben Zügen und von schrecklicher Starrheit. Das menschliche Gesicht darf aus vielen Gründen in seiner unerträglichen Wahrheit nicht gezeigt werden. Der Politiker muß sich einen Charakter zurechtmachen, den er bis ans Ende spielen wird, unbeirrt durch alle natürlichen Wandlungen. Daß solche in jedem vorgehen, folgt aus dem Leben. Gäbe es nichts als das Altern, mit seinem tragischen Ausgang, wir wüßten schon, daß sich die Unveränderten verstellen. Aber es läßt sich noch gar manche andere Tragik denken, zum Beispiel die des Ehrlichwerdens. Ein Mann, der durch Phrasen hinaufkam, wird eines Tages vom Ekel vor der Phrase erfaßt; er sieht erschüttert das Unzulängliche oder Ungerechte der Gesetze, die er machen half und noch weiter hilft. Dennoch kann er von seiner angenommenen Person, die mit alldem verwachsen ist, ohne Selbstvernichtung nie mehr loskommen.

Die meisten politischen Charaktere entwickeln sich freilich anders. Wenn sie auftreten, ist ihre Begeisterung, ihr Mitleid für das Volk, ihr Zorn über das Unrecht der Zustände echt. So kommt der rednerische Schrei ergreifend heraus, und die Geberde ist hinreißend. Plötzlich gewahren sie die Wirkung — und merken sich den Schrei, die Geberde wie Talma. Die endgültige Form ist gefunden. Aus dem Gesichte entsteht die Maske.

Und wer oder was steckt hinter den Masken? Unbeschäftigte Advokaten, die ihr Geschwätz zwischen den Bänken ausbreiten. Herumlungernde Kannegießer aus Provinzkaffeehäusern. Berichterstatter, die in den Ausschüssen fleißig, aber gedankenlos wie

auf einer Schulbank hinaufrücken, bis ſie in den Miniſterien ſitzen; dann halten ſie das Ziel der Menſchheit für erreicht und ſind wie Beamte ohne die verſöhnende Anciennetät. Ferner ſieht man gute Jungen, die laut und ſicher Mittelmäßigkeiten zum beſten geben. Anſpruchsvolle Regenſchirmfabrikanten, die Staatsmann ſpielen. Dagegen wieder Mundarbeiter, die den kleinen Mann vertreten und ſich in den Debatten gleichſam die Stiefel ausziehen. Dort die erſchöpften Abkömmlinge des alten Adels, die ſchadenfroh und kraftlos zuſehen, wie ſich die „gueuse", die Republik, verblutet. Zwiſchendurch Geſchäftsleute, in die Politik verirrt, ſuchend, was ſich verſchlingen ließe. Und endlich die Überlebten, die eine Viertelſtunde des Glanzes hatten, wie vergeſſene Geſpenſter umherwanken und verdroſſen oder mit der letzten Anſtrengung müder Gehirne zuhören am inhaltloſen Nachmittag. . . .

Palais Bourbon! Oft ſind mir die Worte von David Copperfield eingefallen: „Ich habe das ſchreckliche ſtenographiſche Geheimnis bemeiſtert. . . . Nacht für Nacht ſchreibe ich Vorherſagungen nieder, die nie eintreffen, Glaubensbekenntniſſe, nach denen nie gehandelt wird, Erklärungen, die nur in die Irre führen ſollen. . . . Ich ſehe weit genug hinter die Couliſſen, um den Wert des politiſchen Lebens zu kennen. Ich bin in dieſer Hinſicht ein wahrer Heide und werde mich nie bekehren laſſen. . . ."

Für den franzöſiſchen Journaliſten hat das Palais Bourbon doch noch einen anderen Wert. Dieſe Schule führt ihn wirklich ins Leben. Er wird ſelbſt Deputierter und Miniſter, nachdem er ſich mit den Kniffchen der formalen Politik gehörig vertraut gemacht hat. Aus dem „Friedensſaale" geraten mehrere durch kluge Benützung von Umſtänden in den Verhandlungsſaal. Es

handelt ſich nur darum, den Augenblick zu erſpähen, wo die Thür offen iſt. Am nützlichſten iſt eine mäßige Oppoſition, Lavieren vor dem Winde. Wer freilich den Windwechſel nicht gut beurteilt, der treibt und geht verloren. Das ſind dann traurige alte Burſche, die ſich immer haben ausnützen laſſen, den Ruhm Undankbarer und das Glück von Schwindlern gemacht haben. Wer auf den Tag lauert, der verpaßt die Zeit. Plötzlich iſt die Zukunft, die ſo groß dalag, verſchwunden. Das Palais Bourbon verzehrt gar mächtige Talente. Der und jener ſchreibt entzückende Berichte aus der Kammer; was bleibt davon? Viele verſprühen ihren Witz im Geplänkel der Plaudergruppen, verſorgen andere mit Ideen und ſind ſchließlich recht arme Leute, die ſich verzettelt haben.

Angefangene Träume, halbe Einfälle, unbenützte Stimmungen — daraus ſetzt ſich ein Journaliſtenleben zuſammen. War es nicht beſſer zu verwenden?

Die Sitzung dauert fort, wie jener ſagte, und doch gehen wir hinaus. Vom Palais Bourbon aus wollten wir ja Frankreich betrachten. Vor dem Gitterthor iſt eine anmutige Gegend, wo wir unſere Frühlingstraurigkeit ſpazieren führen und im Sommer aufatmen können. Das Seineufer, die Bücherlände! Das iſt der Weg nach dem Louvre, wo die Gioconda lächelt, oder nach der Mazariniſchen Bibliothek, wo man, umgeben von verblaßtem Grün, zwiſchen Hermen ſitzt und ſich aus alten Büchern wieder Heiterkeit ins Gemüt leſen kann. Und man braucht nicht einmal ſo weit zu gehen. Ganz Frankreich liegt an dieſem Ufer hingebreitet. Der Strom, der immer fließende, beſpült die Erinnerungen. Jenſeits der Brücke der Concordeplatz, welch ein Palimpſeſt: Lebenszüge mit Kraft hingeführt über die unauslöſchlichen Inſchriften der Vergangenheit.

Aber ich gehe am linken Ufer flußaufwärts. Eine junge Ruine. Aus leeren Fenſterbogen glänzt blau der Himmel, zwiſchen den halbzerſtörten Mauern iſt ſchon ein Wald gewachſen, und da hauſt allerlei Getier. Spatzenſchwärme ſingen das ganze Jahr. Dieſe holde Wildniß iſt der Rechnungshof, über den die Kommune ihr Petroleum ausgoß. Daß man den Palaſt nicht wieder aufbaute, ſoll vermutlich einen Regierungsgedanken ausdrücken: Seht ihr, wohin der Umſturz führt — auf den Überbleibſeln unſerer Kultur würden Spatzen ſingen, das ganze Jahr!

Nicht übel, der Regierungsgedanke. Aber wer betrachtet die Denkmäler? Das Leben geht vorüber, geht vorüber ... Ein junger Menſch aus dem Lateiniſchen Viertel kommt daher: ausgefranſte Hoſen, eine Blume im Knopfloch, ein Trällern auf den Lippen, und er reckt ſich den Hals aus nach einem munteren Weiblein. Das Weiblein hat Augen für den Reitergardiſten, der ſein Pferd galoppieren läßt, daß die Funken ſtieben. Der Reiter hat es gar eilig, wie die umgehängte Ledertaſche anzeigt. Und was enthält die ſtaatsgeheimnisvolle Taſche? Vielleicht ein zärtliches Briefchen, das der Sekretär eines Miniſters der Herzallerliebſten ſchreibt.

Denn überall, wo man in den Menſchen lieſt, findet man weniger als in den Büchern. Ein paar einfache Inſtinkte, mannigfach verkleidet, ſtets die gleichen, und dazu wichtige Geberden, die leichter zu durchſchauen ſind, als die Amtstaſche dieſes Reiters.

Aber das iſt die Bücherlände. Napoleon der Wunderbare hat auch die jetzige Steinfaſſung der Seine gezogen. Vor ihm war der Büchermarkt ſchon in dieſer Gegend, aber unordentlich. Die Elzeviere lagen zwiſchen Kraut und Rüben auf dem Obſt-

markt aus. Jetzt sieht man bis an den Pont-Neuf hin einen flachen Kasten neben dem andern auf der Steinbrüstung, und da sind Schmöker und Scharteken darin, sowie neueste Sachen, die niemand mag. Die Legende behauptet, daß Napoleon als Lieutenant am Quai Conti in einer Dachstube wohnte und gern auf den Pont-Neuf büchern ging. Er stöberte in den freien Auslagen nach mathematischen, Geschichts- und Geographiewerken herum. Denn wie heute, konnte man auch damals alles auf dieser Lände finden. Hier liegt das Strandgut der Litteratur aus, und nicht nur der Litteratur. Von allem, was in Frankreich vorübergegangen ist, trifft man da Spuren. Hinter dem Pont-Neuf giebt es alte Waffen, Schmucksachen, Münzen, Schnitzereien, Bronzen, Bilder, Fetzen und Scherben, was man will, auf der Brüstung.

Oft begegnet man hier den besten Leuten von Frankreich, deren Ruf um die ganze Erde herumhallt. Sie stehen über die Kästchen gebückt, fischen nach Seltenheiten für ihre Sammlungen und finden beim Büchern häufig ihre eigenen Werke um den Spottpreis. Da sehen sie mit dem tiefen und feinen Schmerz der Künstler sich selbst vorübergehen.

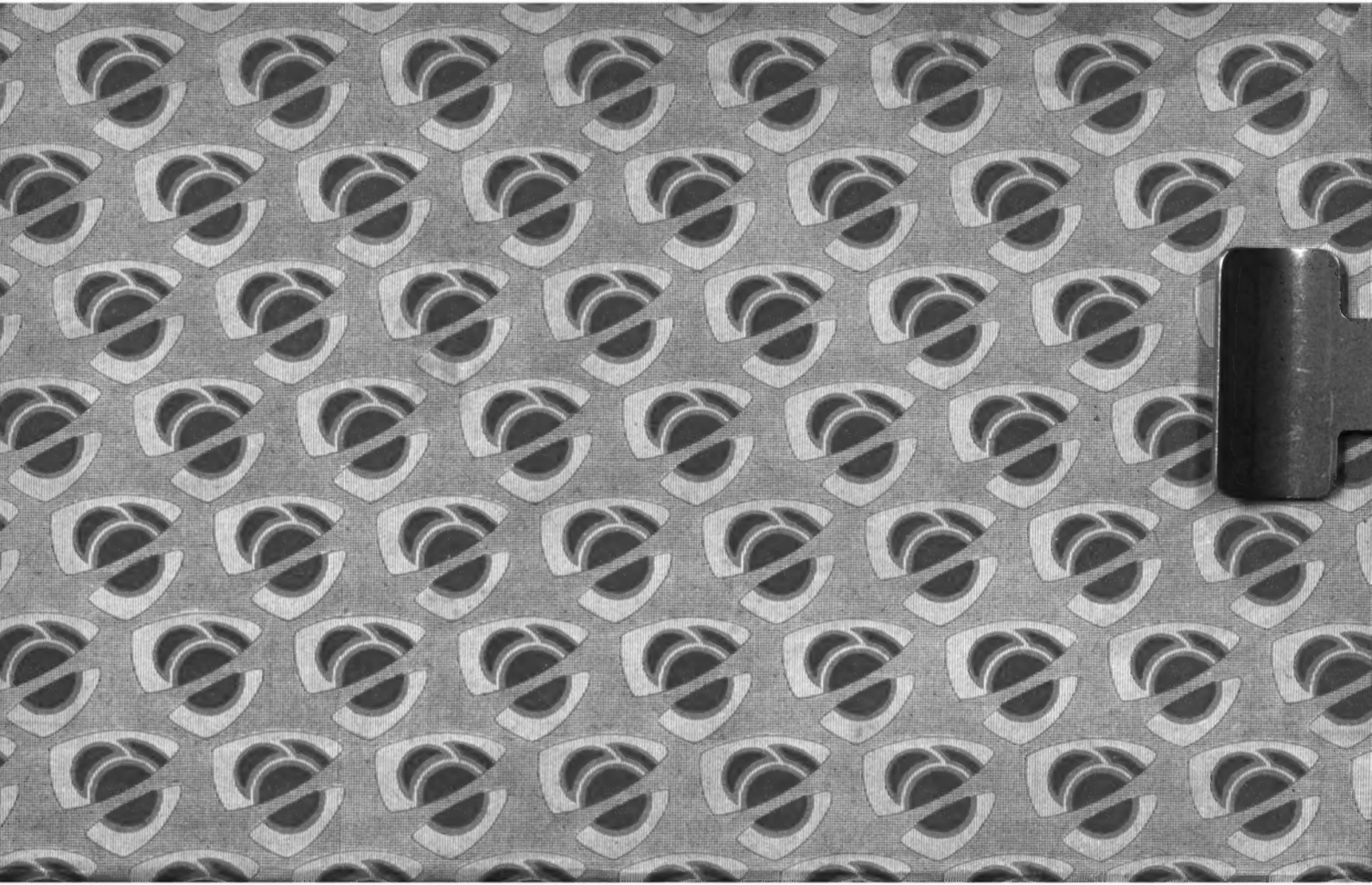
Was holt man alles aus diesen ärmlichen Kistchen für zwei, drei oder zwanzig Sous heraus? Untersuchungen, die vor wenigen Jahrzehnten die mühsame Arbeit der größten Gelehrten vorstellten und über die heute ein Schuljunge schon lächeln darf. Gealterte Romane, häßlich und läppisch, weil sie einst diese verteufelte Schönheit hatten. Satiren, die nichts genützt, und Angriffe, die nichts geschadet haben. Gedichte aus vergessenen Frühlingen, Dramen, erschütternd, weil sie nie gespielt wurden. Da liegt eine ironische Sammlung in dreizehn Bänden: „Théâtre des auteurs de second ordre, 1802—1810.“ Der

Herausgeber hat ſie gleich mit dem Titel gedemütigt. Ja, wer es vorher wüßte, daß er zweiten Ranges iſt. . . . Und weiter die lockeren Zerrbilder der Frauentracht, aus denen noch durchſchimmert, was die Sinne Verſchollener reizte. Und dieſe melancholiſchen alten Witzblätter mit den unverſtändlichen Anſpielungen auf „Männer vom Tage“. Überall das Unterliegen der Perſönlichkeit, die an ſich glaubte. Alles durch den gewaltigen Fortſchritt zerrieben, verweht. Nur Napoleon lebt noch; ſeine Züge — aus der geſunden Zeit — trägt Frankreich noch heute. Aber die Würmer wollen jetzt auch ſein Werk zerfreſſen. Es erhebt ſich ein neuer Ruf: Decentraliſieren!

So ſteht man unter den ſchönen Bäumen der Bücherlände mitten in der Welt. Die Sonne liegt auf dem lichten Strom. Kleine Schiffe tollen auf und nieder. Auf den Brücken Menſchen, die eilen, als wüßten ſie, wohin ſie gehen. Und die Liebhaber der geſtrigen Zeit beugen ſich kurzſichtig über alte Schriften, ſo daß ſie nichts bemerken vom Weiterblühen des Lebens.

Da überkommt uns die Heiterkeit einer Verſöhnung. Ja wohl, es ſind nur angefangene Träume, halbe Einfälle, unausgenützte Stimmungen in unſerer Tagſchreiberei. Und dennoch enthält ſie einen ſtarken Gedanken. „Immer und noch einen Tag!“ iſt ein Shakeſpeareſcher Traum. In der Wirklichkeit müſſen wir zwiſchen den beiden wählen. Immer zu dauern wäre uns nicht möglich. Alſo einen Tag!

Mitte Juli 1895.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Digitized by Google